Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens,

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern.

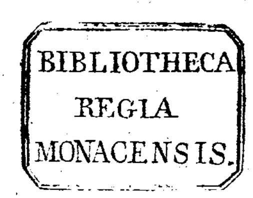
Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1853.

Inhalt.



Nach Gustav Schwab's Tod.

Oft sprech' ich: „Herz! in das in bangen Tagen
Die harte Welt hat Stein um Stein getragen,
Du Herz! wie wird es leicht dir seyn,
Wenn einst der Eisenring, der dich umschlinget,
Im Stoß des Todes plötzlich von dir springet
Und aus dir rollet Stein um Stein!"

So schrieb ich dir, mein Freund! vor wenig Tagen,
Dir meines Herzens schwere Last zu klagen,
Da trug Dein Tod noch einen Stein
Mir in das volle Herz, der konnt's zerreißen!
Zerrissen doch schlägt's unterm Ring von Eisen
Noch immer fort, o schwere Pein!

So geht es mir, unreif zur Himmelsreise,
Doch Dich Gereiften hat ein Engel leise
Auf's gottgeweihte Herz geküßt,
Riefst als Dich dann des Engels Arm umwunden
Und Du den Flug in's Morgenroth empfunden:
„Lebt alle wohl! Herr Jesus Christ!" *)

Du riefest Ihm, Er zog in Seinen Frieden
Dich fort aus all dem wüsten Streit hienieden,
Aus Irrsal und Verwirrung fort.
Da stehst Du nun in Deines Heilands Klarheit
Und rufst zu uns: „hört! hört! es ist die Wahrheit!
Euch Rettung ist allein Sein Wort!"

*) Dieß waren Schwab's letzte Worte.

Und wie ich so Dein denke, wird zur Stunde
Schmerzloser mir des Herzens blut'ge Wunde,
Es rückt der Eisenring nun fern;
Ich höre schallen Deines Glaubens Lieder,
Ich hör' Dich rufen in mein Herz hernieder:
„**Vertrau, wie ich vertraut, dem Herrn!**"

Justinus Kerner.

Beurtheilung neuer Schriften.

Das Leben des Geistes nach dem Tode des Körpers. Aus der Natur des Geistes selbst erwiesen. Von Leberecht Seidel, Dresden 1850.

Folgendes Schreiben an den Herausgeber von einer geistreichen Frau, die vor nicht langer Zeit ihren Gatten durch den Tod verloren, entstand durch die Mittheilung dieses Schriftchens und wird gewiß manches in gleicher Trauer sich befindende Herz ansprechen.

Die kleine Schrift: „Das Leben des Geistes nach dem Tode des Körpers, von Lebrecht Seidel." habe ich mit um so größerem Interesse gelesen, als ihr Gegenstand so tief in mein jetziges Gemüthsleben eingreift. Zwar gehöre ich, wie Sie wissen, zu den demüthigen Geistern, denen es nicht schwer wird, das, was der endliche Verstand nicht zu fassen vermag, in Einfalt zu glauben und im Lichte der geoffenbarten Christusreligion in das dunkle Jenseits hinüberzublicken, gleichwohl erachte ich es als ein dankenswerthes Bestreben, die Belege dieses Glaubens auch in den Wundern des „Diesseits" aufzufinden und Denjenigen näher zu rücken, die materiellerer Gründe bedürfen, obgleich sie unbegreiflicher Weise so achtlos darüber hingehen. Aber die

Menschen vertiefen sich so sehr in dieses Leben, daß sie, so ungenügend es auch ist und obwohl sie wissen, daß ihnen der Tod gleichsam auf der Ferse sitzt, einmal nichts glauben, nichts aufkommen lassen wollen, was sie nicht mit dem, was sie Naturgesetze nennen, nachweisen können. Es ist der Stolz dieser verneinenden Geister; aber wo und welches haltbare Resultat ist noch jemals von ihnen ausgegangen? Diese sichtbare Welt schon bietet ja der Probleme so viele, die mit den wenigen fünf Sinnen, die uns hier gegeben sind, nicht gelöst werden können. Schon Christus sagte: „wenn der Wind wehet, höret ihr sein Sausen wohl; aber ihr wisset nicht, woher er kommt, noch wohin er fährt." Der menschliche Geist tritt in das irdische Dasein ein, gekleidet in einen aus dem Stoffe dieses Sternes genommenen Körper, und wir wissen eigentlich nicht, von wannen er kommt. Er streift im Tode diese Hülle ab, und wir wissen abermals nicht, wohin er geht. Daß dieser in Staub zerfallende Körper nicht er selbst war, daß dieses Selbst, was zwischen der Wiege und dem Sarge gelebt, gewirkt, nach einer hienieden unerreichbaren Vollendung gestrebt hat, nicht mit ihm untergehen kann, das ist so einleuchtend, daß ich nie begriff, wie irgend Jemand daran zweifeln kann. Daß der der Erde zurückgegebene Staub in andern Gebilden fortlebt und im Weltall nicht verloren geht, das kann doch kein vernünftiger Mensch die Unsterblichkeit nennen, die der denkende Menschengeist bedarf!

Der Verfasser der vorliegenden Schrift geht von der Ansicht aus, „der mit höheren intellectuellen Fähigkeiten begabte Geist, dem gleichwohl beim Eintritt in das Leben noch das Bewußtsein fehle, bilde sich nach ihm eingepflanzten Gesetzen durch eine innere Einbildungskraft seinen Körper selbst, und wenn seine Organe so weit vorgeschritten seien, trete er vermittelst der entwickelten Sinne, die ihm die Bilder aus der Außenwelt zuführen, mit ihr in Bekanntschaft." — Aus dieser Grundidee zieht er dann noch eine weitere Folgerung,

nämlich die: daß wenn der menschliche Geist im Tode seinen irdischen Leib wieder abgelegt habe, er schon deßwegen nicht mit den hienieden Zurückgebliebenen in Verkehr treten könne, weil ihm die Organe fehlen, die in dem neuen Aufenthaltsorte auch wieder erst analog gebildet und nach und nach entwickelt werden müßten." — Dieses ist theilweise schon oft gesagt worden und im Allgemeinen nicht viel dagegen einzuwenden. — Aber angenommen, es bedürfe durchaus solcher Organe zu diesem Verkehr, warum konnten nicht längst Gestorbene mit längst wieder erworbenem, wenn auch ganz anders gebildetem Körper, ein Zeichen ihres Fortlebens geben? Zwar hat 6000 Jahre der Tod geschwiegen, doch verlangen wir ja auch nicht, daß ein Leichnam aus dem Grabe steige und Rechnung gebe von der Vergelterin. Gibt es in der Geisterwelt nicht andere Stimmen an die verwandten Geister in der Sinnenwelt?! —☞

Die Bilder und Beweise aus der Natur, aus der Thier- und Pflanzenwelt, die der Verfasser anführt, haben ihren Werth, obgleich sie theilweise auch gegen ihn mißbraucht werden könnten.

Er nennt das, was aus dem todten Stoff ein Leben bilde, „eine Kraft," die geistig weit über die ihm unterthanen schwachen Organe hinausreiche. Eine Kraft! ein Wille! welches andere Wort man auch wählen möge, es ist dennoch nichts anderes als der Hauch des Allmächtigen, ein Abglanz seiner Schöpfungskraft, mit dem er seine Geschöpfe schuf und beseelte. Also über alle andere geht der Beweis, die Begabung des Menschengeistes selbst, sein Bestreben, sein Bedürfen einer Vollkommenheit, die hienieden, eingeengt in einen unvollkommenen Körper, gedrückt durch tausend äußere Hemmnisse, nie erreicht werden kann. Hier kann er noch nicht an der Grenze seines Wirkens stehen, und das schon verbürgt seine Fortdauer. Was einmal da war, von dem Schöpfer zu einem individuellen Leben berufen, und in seiner Geisterwelt eingebürgert ist, kann nicht untergehen. Ist es denn

so schwer zuzugeben, daß der Maßstab, den der menschliche Geist an sein eigstes Inneres, an seinen Ursprung und seine Fortdauer legt, einmal ganz unzureichend ist, daß hier eine Grenze gezogen ist, die unsere Forschung nicht überschreitet. Wer sich nicht einfach an den Glauben wenden will oder kann, muß wenigstens anerkennen, daß wir auf unserem Wohnplatz einen zu kleinen Raum im Universum einnehmen, um von den weiten ineinandergreifenden Gebieten der Natur etwas anderes, als Stückwerk zu übersehen. Stückwerk ist unser Wissen von der sichtbaren, wie von der unsichtbaren Welt, und so wie wir jetzt organisirt sind, kann es nichts anderes sein. Aber das wissen wir gewiß, daß unsere Erde einer Sternenwelt angehört, die vor unsern leiblichen Augen auf- und niedergeht; daß diese Welten nicht unbewohnt sein können, ist gleichfalls mehr als wahrscheinlich. Wie natürlich, wie angemessen erscheint es dann, daß auf den Stufen dieser Schöpfungsleiter die Geister ihrer weiteren Vollendung entgegen schreiten. Auf welcher Stufe wir jetzt stehen, auf welcher wir vielleicht schon gestanden haben, und wohin uns die nachfolgende führen wird, wer könnte sich erkühnen, das wissen zu wollen! — Der menschliche Geist ist einmal göttlichen Ursprungs, aber das Werkzeug, woran hienieden sein Wirken geknüpft ist, von sterblichen Eltern abstammend, aus den Elementen dieses Erdensterns genommen, veraltet nach kurzer Dauer. Das, was der Geist aber in ihm geworden ist, in ihm gewirkt hat, bleibt sein Eigenthum und geht, wenn seine Hütte fällt, mit ihm in ein höheres Dasein über, und so von Stern zu Stern, von Stufe zu Stufe einer weiten Unendlichkeit entgegen, für die unsere Sprache keine Worte, unser endlicher Verstand keine Bilder, keinen Maßstab mehr hat. —

Es ist mir eine Beruhigung gewesen, unsern Eintritt in dieses Leben zu betrachten. Schon dieser ist eine Art Wunder. Der Mensch, wenn er geboren wird, tritt auch in eine ihm ganz fremde Welt, dennoch hat die göttliche Vorsehung

schon Herzen und Hände bereitet, die ihn empfangen und willkommen heißen. Sollte unser Uebergang in die andere Welt mit weniger Liebe und Weisheit vermittelt sein? — Jeder Schritt in der Natur bietet Wunder der göttlichen Allmacht und erhellt den Weg des Glaubens. Weniger hell ist der Weg der Vorsehung in den Schicksalen des Menschen. Hier liegt ein Dunkel, das mir viel schwerer zu ertragen zu seyn scheint, als das ungewisse Jenseits; ein Dunkel, das nur in dem Morgenroth eines schöneren Tages sich aufklären kann. Wer könnte die Weltregierung Gottes, die Erziehung seiner Menschen für eine so unbekannte Ewigkeit überschauen wollen!

Was auch noch, schwerer als alles Andere, auf der Menschheit lastet, scheint mir die Form, in der die Vorsehung den Tod des Leibes erfolgen läßt. Ja, mein Freund! lassen Sie mich gestehen, daß mit wie glaubensvollem Herzen ich auch die Wahrheiten unseres christlichen Glaubens erfasse, ich das tödtliche Weh damit nicht beschwichtigen kann, das sich an diese Trennung meines theuren Vorangegangenen knüpft. — Dieses gänzliche Schweigen, dieses gänzliche Abbrechen des Gedankenaustausches mit denen, die ihm im Leben zu seinem Glücke so nöthig waren, sagt der Verfasser jener Schrift, dieses schreckliche Vermissen, setze ich hinzu, das ist wirklich etwas ganz Entsetzliches. Daß es Gott gefallen hat, nachdem er seine Wesen mit unzerreißbaren Banden der Liebe zusammenfügte, sie auf diese schaudervolle Art wieder zu trennen, das ist für die menschliche Schwachheit fast zu viel. Irgend ein Lichtstrahl sollte gelassen, ein Bote noch übrig sein, der von der fernen (und doch vielleicht wie nahen!) Heimath Kunde brächte.*) Aber ich lege die Hand auf den Mund und beuge mich in Demuth. — Dieser Moder des Grabes ist eine Mahnung, eine furchtbare Mahnung, über allen Besitz, über alle Lust und Leid dieser Erde hinweg den Blick

*) Dieser Lichtstrahl, dieser Bote, ist der Glaube, ist Christus.
J. K.

nach Oben zu richten. — Ohne jenes „Dort" wäre doch Alles, was die Welt, wie schön sie auch ist, das Leben, wie reich es sich auch gestaltet haben mag, um diesen Preis zu theuer erkauft. —

Sterben ist leicht, wenn man einmal so weit im Leben vorgerückt ist! Wie leicht ist es, das lebenssatte Herz, das müde Haupt zur Ruhe zu legen; aber diejenigen sterben zu sehen, die uns das Theuerste im Leben waren und verwaist zurückbleiben müssen, das ist bitter!

Ich habe nun die Empfindungen und Gedanken, die das Lesen dieser kleinen Schrift in mir aufregten, gegen Sie ausgesprochen. Ich durfte sie nicht weit herholen, denn seit „sein Auge" brach, beschäftigen mich diese Gegenstände unausgesetzt.

Gedenken Sie meiner in freundlicher Theilnahme

Ihre

H., 6. Dec. 1850.

H. R.

Die Theosophie F. C. Oetingers nach ihren Grundzügen, von Dr. C. A. Auberlen. Mit einem Vorwort von Dr. R. Rothe. Tübingen 1850.

Je mehr der Gegenwart vorherrschende Richtung sich in das Diesseits, in die Sichtbarkeit verliert, und je allgemeiner auch die geistigen Anliegen unseres Geschlechtes eben auf solch äußerliche Weise, d. i. mechanisch und massenhaft behandelt werden: desto sehnlicher zieht es den tieferen Sinn von diesem Treiben hinweg zu solchen Erscheinungen, woran das stille Walten unsichtbarer Lebenskräfte sich bemerkbar macht, und welche den Stempel nicht menschlicher Künstelei, sondern göttlicher Bildung und göttlich verliehenen Wachsthums aufweisen. So zieht uns denn vor Allem das Natur-

leben als die stäte Offenbarung ewiger Gotteskraft, seine Gestalt immer wieder erneuert durch den Hauch des göttlichen Mundes, und weiter die Schrift mit ihren Worten, die Geist und Leben sind, mit ihren Aufschlüssen über den zur Zeit noch verborgnen Gang des Reiches Gottes auf Erden; so ziehen endlich die großen Männer der vergangnen Zeiten, wie sie dastehen in urkräftiger Eigenthümlichkeit und selbst wiederum jenen Quellen zuwinken, wo sie die Unsterblichkeit nicht des Namens, sondern des Geistes getrunken haben. Wer in einer öden Zeit wie die unsere nach solchem Trost sucht, dem wird das vor längerer Zeit erschienene Buch von Dr. Auberlen, Oetingers Theosophie nach ihren Grundzügen," gewiß eine erfreuliche Gabe sein: enthält sie doch ja die Gedanken eines Mannes, welcher Natur und Schrift gleich tief und voll zu erfassen suchte und in einer theologisch flachen Zeit erwachsen, gleichwohl an theologischer und selbst allgemeinerer Bedeutsamkeit viele Söhne besserer Zeiten übertraf. Was uns aber aus Natur, Geschichte und Offenbarung so mächtig anspricht, das ist nicht sowohl — um gleich ein Wort Oetingers anzuführen — die mikroskopische Betrachtung des Einzelnen und Einzelsten, worüber „wir endlich müde und bekümmert werden, warum? wir verlieren über diesen Betrachtungen das Nothwendigste, das Nützlichste, das Leichteste" — sondern es ist, wie bereits angedeutet, der verhüllte Hintergrund oder, daß ich so sage — Innengrund aller sinnlich erscheinenden Lebensgestalten, „das Unsichtbare Gottes;" wie es im Römerbrief heißt, das allem zu Grunde liegende und darin erschaubare noumenon; und dieses Unsichtbare ist weder ein farbloses Jenseits ohne lebendigen Zusammenhang mit unserer irdischen Umgebung, noch eine unwirkliche Idee, die erst am Diesseitigen ihr Dasein gewinnt, vielmehr ist es der selbstständige Grund der Sinnenwelt und mit ihr in steter organischer Verbindung, ist eine unendlich mannigfaltige reale Welt für sich, weit realer als die sichtbare, ja die einzige Realität. Lassen wir unsern Oetinger selbst reden: „aus

der unbegreiflichen Verschiedenheit (der Erscheinungen) führt Gott immer auf die Einfalt zurück; durch ein unverbrüchlich Gesetz der Einförmigkeit in der Verschiedenheit blickt die Allgegenwart Gottes in dem Leben aller Dinge hervor, ohne daß man Gott und die Creatur deswegen vermengen darf. Wer nun die Gegenwart Gottes in dem Leben aller Dinge auf geziemende Art ansieht und Gott über Alles, durch Alles und in Allem zu verehren trachtet, wer bei sich selbst anfahet sich zu erkennen und andere belebte Dinge gegen seine Natur hält, der erblickt endlich in den Thieren, Kräutern und Steinen ein einförmig Leben; und wenn er durch dieses den Grund gelegt hat, so wird er jenes (nämlich die Betrachtung der abgrundsmäßigen Tiefe und Verschiedenheit des Naturlebens) auf der wahren Wurzel haben, da hingegen jenes ohne dieses ihn müde machen und wieder in die sinnliche Lust zu gerathen veranlassen wird, weil es ohne Leben ist.“ Soviel über das „Unsichtbare im Sichtbaren,“ von Ersterem an sich sagt Oetinger: „die Meisten denken, in der unsichtbaren Welt sei Alles geistlich, da doch Hören, Schmecken, Fühlen, Essen, Riechen, Trinken viel eigentlicher da vorgeht, als in dieser untern Welt. Diese wissen nicht, was geistlich ist; geistlich ist auch leiblich; aber unbefleckt, unverweslich, unverwelklich 1. Petr. 1, 4., darüber man sich freuen wird mit unaussprechlich verherrlichter Freude. Der Himmel oder die unsichtbare Welt wird in der Offenbarung Johannis durchaus als eine reinere Welt von tausend Gestalten vorgestellt, nicht geistlich, sondern leiblich, und so wirst du es nach und nach auch sehen. Im Gegentheil denken Viele, diese Vorstellungen seien allzu fleischlich, aber nein! es ist nicht fleischlich, sondern geistlich, und wenn du dieser reizenden Vorwürfe dich nicht gewohnst, so hast du vom Königreich Gottes keinen Begriff, so wie die Propheten einhellig dir es vorzeigen, die ganze Offenbarung Johannis wirft ein Licht auf alle Propheten zurück, sie hat Redarten wie alle Propheten und ruft dir laut entgegen, daß sie nicht nur wie

der blaue Himmel, sondern als ein Schauplatz aller Ergötzlichkeiten dir in's Gesicht falle, ganz betastlich und berührlich." Dieser Begriff der unsichtbaren Welt als einer Gesammtheit des realsten geistig leibhaften Lebens, welches uns nicht schlechthin jenseitig ist, sondern mit geistiger Freiheit und Wirksamkeit in die untere Schöpfungsgebiete hineinreicht, als eines Bezirks wesentlicher Kräfte, worein man sich alle Tage versetzen muß und denken, man sei darin mehr als in der argen Welt und wie in seiner Stube," dieser volle unausdenkliche Begriff wie er den Mittelpunkt bildete für Oetingers Denken und ganzes Leben — er ist es zugleich, dem die edelsten unter den mannigfaltigen Richtungen der Gegenwart gleichmäßig ihre Zustimmung geben. Kaum hatte nämlich die Philosophie und in ihrem Gefolge leider! auch eine theologische Partei den höchsten Gipfel des Idealismus erreicht, wo des Menschen reiner daseinsloser Gedanke für Grund und Urbild der reichen Wirklichkeit erklärt wurde: so geschah nothwendig ein realistischer Gegendruck, einerseits freilich so, daß die grobe Sinnlichkeit als das letzte und einzig Wirkliche betrachtet und genossen ward; andrerseits aber hatte, noch ehe sich jener Idealismus vollständig entwickelte, Schelling, seinem Zeitalter vorauseilend, die Bahn eines geistigern Realismus betreten, welcher in den „Untersuchungen über die menschliche Freiheit" seinen ersten Ausdruck fand; und viele im vorliegenden Werk sorgfältig angeführte Stellen beweisen den Zusammenhang schellingischer Gedanken mit denen Oetingers. Innerhalb der neuern speculativen Theologie ist's namentlich Rothe, dessen Verwandtschaft mit dem Theosophen des vorigen Jahrhunderts in unserem Buche nicht nur durch öftere Vergleichung ihrer beiderseitigen Ansichten, sondern auch durch ein freundliches und gedankenreiches — den ganzen Mann ebenso wissenschaftlich wie persönlich kennzeichnendes Vorwort beurkundet wird. „Das kann ich voraussehen," schreibt Rothe, „daß wenn mir überhaupt ein bescheidener Platz im großen Hause der Theo-

logie zugewiesen werden sollte, ich in das Kämmerchen der Theosophen zu stehen kommen werde, in die Nähe Oetingers. In diesen Mann vermag nur der sich zu finden, den die Wissenschaft der Gegenwart alles ihres Reichthums ungeachtet nicht sättigt, und der sehnsüchtig nach einer reelleren Erkenntniß der göttlichen und menschlichen Dinge in die Zukunft hinausschaut. Unbefriedigt von der Schultheologie seiner Zeit, dürstet Oetinger nach einem reichern und volleren, eben damit dann aber freilich auch reineren Verständniß der christlichen Wahrheit. Die orthodoxe Theologie genügt ihm nicht, sie dünkt ihm schaal; er verlangt über sie hinaus, nicht weil sie seinem Glauben zu viel zumuthet, sondern weil sein tiefer Geist mehr bedarf, als sie zu geben hat. Nicht an ihrem Supranaturalismus stößt er sich, sondern daran, daß sie das Uebernatürliche nicht reell genug nimmt. Der ihr geläufige Spiritualismus, der die Realitäten der Welt des christlichen Glaubens zu bloßen Abstractionen, zu bloßen Gedankenbildern depotenzirt, widerstrebt ihm in der innersten Seele." Aber diese Schultheologie ist nicht eine spurlos verschwundene Gestalt, spukt vielmehr noch h. z. T. in den verschiedensten Formen, und ihr gegenüber ist Rothe's Streben nach neuen, realistischen, „massiven" Grundbegriffen für Philosophie und Theologie, für die gesammte Wissenschaft und Weltanschauung höchst anerkennungswerth, wenn uns gleich seine Speculation weder ein so ausschließlicher, noch selbst ein richtiger Weg zu jenem Realismus scheint. Denn mehr noch als Philosophie und philosophisch gefärbte Theologie sollte unseres Bedünkens die Naturwissenschaft nach dem Vorbild ernster, älterer Forschung auf eine Ansicht hingedrängt werden, welche die nothwendige Ergänzung des Sichtbaren und Greifbaren zum lebendigen Organismus in einer geistigen Wesenheit findet, und überall das Innesein und Innewirken eines gleichwohl über Allem thronenden Gottes erkennt, statt zur Erklärung bestimmter, wahrnehmbarer Wirkungen nur gewisse allgemeine Namen beizubringen. Und namentlich denjenigen Forschun-

gen, welche die Nachtseite des menschlichen Seelenlebens zu ihrem besondern Gegenstande gewählt haben, kann je ein Realismus nur willkommen sein, der wie Rothe treffend bemerkt, „nicht zurückschreckt vor dem Gedanken einer reellen Geisterwelt und einer ebenso reellen Berührung des Menschen mit ihr auch schon in seinem jetzigen Zustande." Wir halten es für überflüssig, Oetinger mit vielen Worten im Kreise einzuführen, wo seine geheimnißvoll ehrwürdige Gestalt längst schon wohl bekannt ist, und für die eben deshalb ein Gesammtbild seiner Theosophie, wie es vom Verfasser des vorliegenden Buches geboten wird, keiner weitern Empfehlung bedarf. Freilich die Aufklärung der Zeit geht mit hochmüthiger Verachtung an den unumstößlichsten Thatsachen vorüber, glaubt lieber das Unmögliche als eine Welt, deren Möglichkeit wenigstens unwiderlegbar ist, und wird hiemit fortfahren, bis die Schrecken des Jenseits unausweichbar sie umfangen; aber noch gibt es Viele und immer hat es Viele gegeben, welche tieferen Sinnes einer Kette von Erfahrungen nachgingen und hieraus verborgene Kräfte gewiß wurden, welche schon der Anblick des gestirnten Himmels versicherte, es müsse zahllose Welten des reichsten Lebens außer der unsrigen geben: wie denn ein Schüler Oetingers, Ph. M. Hahn, in seinen „Gedanken vom Himmel" Bibel und Sternkunde über das Unsichtbare zusammenstellt. Allein die gedankenmäßige Verarbeitung der Erfahrungen, welche noch abgesehen von der Offenbarung aus dem Uebersinnlichen uns zukommen, führt auf eine Gesammtheit von Begriffen, welche den gangbaren Vorstellungen über das Wesen der Dinge vielfach zuwiderlaufen, setzt jedoch andrerseits wiederum derartige Begriffe schon voraus; denn die letzten Gründe und Grundverhältnisse kommen niemals zur Erscheinung, und aus den vorhandenen Thatsachen ergeben sich unfehlbar gewisse Fragen, deren Lösung auf dem uns erschlossenen Gebiet vergeblich gesucht wird. Wenn aber irgendwo, so ist gerade in diesen Fällen alles zu vermeiden, was einer willkürlichen Dichtung nur

von ferne gleich sieht, wofür nicht ein strenger Beweis aus dem Thatbestande geführt werden kann. Die Speculation — dieß wird kein Unbefangener läugnen — ist aus mehr als einer Ursache keinesfalls in erster Linie berufen zur Aufstellung jener alles erklärenden Grundbegriffe; vielmehr ist eben hier der Ort, wo die Schrift — mit Oetinger zu reden — ihre „puncta normativa“ und „ideae directrices“ für die Naturforschung zu liefern hat. „Die Natur,“ sagt er, „weist uns auf die h. Schrift und die h. Schrift auf die Natur; beide zusammen geben genugsamen Grund an die Hand, wie wir unsern ersten Gedanken formiren und nennen sollen.“ Der in der Natur mehr gesuchte, als gefundene Realismus („natura se quaerit, non invenit“) kommt in den biblischen Büchern zu seiner Entfaltung: sind sie ja doch die Urkunden des Christenthums, dem — nach Rothe's Worten — „seinem innersten Wesen nach ein solcher Realismus angeboren ist, und das auf eine andere Geistesrichtung gepflanzt, sich stäts Abschwächungen gerade in seinen eigenthümlichsten Lehrpunkten gefallen lassen muß.“ Dieser biblische Realismus „vermag denn auch eine weit reichere Wunderwelt zu tragen, als der uns allen von klein auf anerzogene Idealismus, der überall von der Furcht geängstet wird, die göttlichen Dinge zu reell zu denken und die göttlichen Worte zu eigentlich und zu buchstäblich zu nehmen; er läßt sich nicht irre machen in seinen eschatalogischen Hoffnungen durch das mitleidige Kopfschütteln der sich allein verständig Dünkenden, begreift es vielmehr nicht, wie doch ein Verständniß der Weltentwicklung möglich sein sollte, ohne einen klaren Gedanken von ihrem letztlichen Ergebniß.“ Es könnte nunmehr aus der Natur aller menschlichen Erkenntniß nachgewiesen werden, daß die Schrift — um das zu sein, was sie wirklich ist, nämlich das zur Bürgerschaft der höhern Welt wiedergebährende Gotteswort — in bereits fertiger Bildung die nothwendigen Grundbegriffe — gewisse eben so fein unterschiedene als folgerichtig durchgeführte Gedankenbestim-

mungen dem forschenden Wahrheitsinn des Menschen entgegenbringen und sich so als das „Lagerbuch der Welt und aller Zeiten" darstellen muß. Wahrhaftig es ist keine theologische Beschränktheit, wenn Oetinger die Grundideen der Schrift maßgebend will sein lassen auch für die Naturwissenschaft; allerdings — wir müssen es gestehen — finden sich noch mancherlei Widersprüche zwischen den beiderseitigen Aussagen, aber so gewiß der Urheber des Bibelwortes nicht etwa spezifisch religiöser Geist," sondern der Geist ist, welcher das All bis in die Tiefen der Gottheit klar durchschaut, so gewiß wird nicht das biblische Begriffsnetz vom Fortschritt der Naturforschung zerrissen, sondern die Schriftanschauung stets wieder in ihr alle Menschengedanken weit überfliegelnden Hoheit und Wahrheit erkannt werden. Wenn eine treue und geisteskräftige Schriftauslegung Hand in Hand geht mit einsichtsvoller und gewissenhafter Benützung der auf dem Naturgebiet gemachten Erfahrungen, dann wird im Lauf der Zeiten die Entwicklung jener Wissenschaft ermöglicht werden, welche Oetinger als philosophia sacra bezeichnet und — nur angestrebt hat. Gleichwohl sind ihm die tiefsten Blicke in ihren Inhalt und ihre Grundbedingungen geworden und an der idea vitae, woraus er seine ganze Theologie deducirt, hat er den jenem Wissen schlechthin eigenthümlichen Grundbegriff entdeckt. Demgemäß behandelt der erste formale Theil des vorliegenden Buches (nachdem in der Einleitung das Verhältniß Oetingers zu seiner Zeit, zu seinem Vaterlande bis auf die Gegenwart herab, und zur neuern Philosophie und Theologie besprochen worden) das Wesen der philosophia sacra nebst ihren Voraussetzungen, einerseits der Natur-Erkenntniß, andrerseits der Geistes-Erkenntniß, so wie diese letztere durch die Schrift und den für alle Gotteswеisheit empfänglichen sensus communis vermittelt wird; im zweiten materiellen Theil werden die Begriffe des Lebens und der Leiblichkeit im Gegensatz zu dem alles auf die „bloße Repräsentation" zurückführenden Idealismus erörtert, und

es folgt nun die aus dieser lebensvollen Anschauung herausentwickelte ötingerische Lehre von Gott, der Creatur und dem Bösen, von Christo, der sein natürlich-menschliches Leben erst selber in's geistliche erhöhen mußte, um als Priesterkönig und Herr über Alles das Leben der Menschen zu werden, vom geistlichen Wachsthum des Einzelnen und der Gemeinde, wie es durch Worte und Sakramente getragen ist, und gipfelt in der allgemeinen Vergeistigung der Creatur, endlich eben von der Weltvollendung, „wo Gott das Aeußere dem Innern gleich machen," die unsichtbare Welt in die Sichtbarkeit herausführen wird. Der Verfasser, welcher seinen Gegenstand mit warmer Liebe und auf eine höchst ansprechende Weise behandelt, gibt ausgesprochener Maaßen nur die Grundzüge von Oetingers Theosophie, und möchte sein Buch als ermunternde Vorarbeit für eine Geschichte der protestantischen Mystik angesehen wissen. In der guten Zuversicht, daß es ihm theils schon gelungen ist, theils noch fernerhin gelingen wird, nicht nur in Oetingers Gedankenkreis einzuführen, und zum weitern Studium desselben kräftig anzutreiben, sondern überhaupt auf die reichen theosophischen Fundgruben der Vergangenheit hinzuweisen, bei deren Benützung indessen innigste Vertrautheit mit dem Inhalte der h. Schrift und nöthigenfalls eine scharfe Kritik von diesem Standpunkt aus sich als unentbehrliche Erfordernisse geltend machen — in dieser guten Zuversicht empfehlen wir die vorliegende schöne Darstellung einer allgemeinen und ernstlichen Theilnahme. —

Ansichten über Neururgie oder der thierische Magnetismus, nach mehreren neuen Erscheinungen bereichert, bewiesen und veranschaulicht. Entdeckung eines bis jetzt unbekannten Zustandes von M. L'abbé Comte de Robiano. Nach der dritten vermehrten Auflage des französischen Originals, unter den Augen des Verfassers übersetzt von Wilhelm Schöttlen. Stuttgart, Druck und Verlag von G. Rümelin. 1849. (Diesen Blättern mitgetheilt von Justus Ludew. v. Uslar, früherem Bergbeamten, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften und Vereine.)

Mit einem gewissen Vorurtheile nahm ich dieses Werk in die Hand, da weder Verfasser noch der Uebersetzer bislang mir bekannt waren, und der neue Name „Neururgie" für den thierischen Magnetismus mir nicht sehr passend erschien; allein bald schwand mein Vorurtheil, und ich glaube, daß es nicht unzweckmäßig sey, durch eine etwas nähere Beleuchtung des Buches diejenigen mit demselben bekannt zu machen, welche es nicht besitzen, da es wirklich viel Neues und Interessantes enthält. Es ist in Briefform geschrieben, und in eilf Briefen an Verschiedene handelt der Autor die betreffenden Gegenstände ab, nachdem er in der Einleitung zuvörderst, und gewiß mit Recht, dem Namen thierischer oder animalischer Magnetismus eine Leichenrede gehalten hat. Er setzt dafür den Namen Neururgie (von νερφοσ Nerv, und ουργειχ Wirkung, zusammengesetzt), nennt den Akt, wodurch auf die Nerven gewirkt wird, „Innervation", diejenigen, welche den Akt vollbringen, „Innervatoren", und die, welche dabei passiv sind, „Innervirte." Besser sind unstreitig diese Benennungen, als die: Magnetismus, Magnetiseur, und Magnetisirte, obwohl sie auch

nicht ganz befriedigen, so wenig als die: Mesmerismus, Hypnotismus, Hypnophorismus (wie ich ihn vorschlug), und Tellurismus diesen Begriff richtig bezeichnen. Indessen in verbis simus faciles, und Jeder möge nach Belieben wählen.

Der erste Brief, „Ehrenrettung der Neururgie" überschrieben, stellt nun S. 6 den Grundsatz auf:

> daß alle Phänomene des sogenannten Magnetismus, Ekstalismus, Somnambulismus und Mesmerismus, oder animalen, vitalen und psychischen Magnetismus, das normale, regelmäßige und constante Produkt des galvanischen Fluidums oder der Voltaischen Electricität, ohne irgend ein anderes Agens sind,

und diesen Satz verspricht und sucht der Autor nun in den folgenden Briefen zu beweisen. Mit den Worten: „ohne irgend ein anderes Agens" schließt der Autor nun die psychische oder seelische, und die pneumatische oder geistige Einwirkung, namentlich den Willen des Magnetismus, ganz aus, wenn er auf Seite 7 zugibt, daß die neururgischen Phänomene nicht bloß durch Metalle, Kohle, Luft, Wasser ꝛc. ꝛc. als Träger nur physisch wirkender Körper, sondern auch durch organisch belebte Körper, insofern diese Galvanismus in sich haben, hervorgebracht werden können, und meint er, daß erstere constanter, gleichmäßiger und im Verhältniß ihres Volums und Contakts wirken, da sie die Modificationen von Gesundheit, Alter, Willen und Temperament nicht kennen. Der Autor will mit einem Worte alle Erscheinungen des thierischen Magnetismus ebenso durch todte Körper hervorbringen, wie sie durch den geistig und seelisch wirkenden Magnetiseur hervorgebracht werden. — Wie er diesen Satz beweisen wird, werden wir später sehen. Die bisherigen Erfahrungen mit dem Kieser'schen unmagnetisirten Baquet scheinen für seine Ansicht schon zu reden, wenn Kieser richtig beobachtete, und sein Anton Arst nicht von Kieser persönlich influencirt wurde, und das Baquet nur als Nerven-

agens den Magnetismus unterstützte. Mir hat es nicht gelingen wollen, durch das unmagnetisirte Baquet bedeutende und höhere magnetische Phänomene hervorzubringen, wenn es auch allerdings Wirkungen auf die Nerven — wie dieses auch Opium, Aether und viele Pflanzen thun, — ausübte. Wie aber will der Autor die Ferneinwirkung des Magnetiseurs durch seinen Willen erklären? Hier muß etwas Anderes als der Galvanismus wirken, denn hier kann, da keine Leiter vorhanden sind, vielmehr Isolatoren dazwischen treten, keine electromagnetische Tellurgie stattfinden. Doch gehen wir weiter, um am Schluß die Ansichten des Autors im Ganzen zu beleuchten.

Wir kommen zum zweiten, an Arago gerichteten Brief, mit der Ueberschrift: Zurückführung des nervösen Fluidums auf den Boden der Physik, seine galvanisch-mesmerische Wirkung. Als der Autor S. 17 die Worte aussprach:

Ich will eine Entdeckung, welche meines Erachtens die Erzeugung der äußerlichen Innervation, wie sie sich in dem Schlafe, dem Somnambulismus, der Katalepsie und der Extase, wenn diese Zustände künstlich hervorgebracht werden, zeigen, auf die Gesetze der reinen Physik, und besonders der galvanischen Phänomene, zurückführen dürfte,

so stieg meine Erwartung aufs Höchste, und mit Begierde suchte ich nun die Beweise dafür, daß nur Galvanismus und nicht eine andere Potenz, etwa durch jenen unterstützt, alle die Erscheinungen hervorrufe, welche der Vitalmagnetismus uns erfahrungsmäßig darbietet; aber meine Erwartung wurde nicht befriedigt, und ich glaube, daß dieses der Fall bei Jedem seyn wird, dem der Vitalmagnetismus nicht fremd ist. Die Thatsachen, wodurch Robiano seine Ansichten zu beweisen sucht, sind folgende:

1) Ich bediente mich der galvanischen Ringe (es sind dies offene Ringe von Kupfer in einem Gehäuse von Zink), zu der gewöhnlichen Magnetisirung, aber von den Gedanken aus-

gehend, ihre Zusammensetzung habe an sich selbst schon einige neururgische Kraft, machte ich über sie nur zwei Passes (der französische Ausdruck für magnetische Striche), um sie wirksam zu machen. An die Finger von Personen gesteckt, welche schon vorher geschlafen hatten, aber dann völlig erwacht waren, und sich nun im natürlichen Zustande des Wachens befanden, versetzten diese galvanischen Ringe dieselben unmittelbar in den tiefsten Somnambulismus; ja sie klagten später über allzu große Stärke der Ringe, sie rissen dieselben in ihrem neuen Schlafe hastig vom Finger und schleuderten sie fort.

Anmerkung. Dieses ist kein Beweis, vielmehr spricht das Factum gegen den Autor, denn er hat die Ringe magnetisirt, wodurch der neue Schlaf entstand, und der galvanische Einfluß der Ringe war sogar störend, so daß die Somnambüle sie, als ihrem Zustande zuwider, von sich warf.

2) Die neuen Subjecte, oder diejenigen, welche noch nie mesmerisch magnetisirt waren, schliefen mit weit größerer Schnelligkeit ein, wenn man sie mit dergleichen versah; der Schlaf der einen wie der andern war stets tiefer, das Erwachen schwerer, als wenn sie auf gewöhnlichem Wege magnetisirt wurden.

Anmerkung. Auch hier kein Beweis, da immer magnetisirt wurde; und höchstens zeigt sich hiebei eine nervöse Einwirkung des Galvanismus, die ja niemand in Abrede stellt. Ob sie für den Kranken vortheilhaft war, ist fast zu bezweifeln, da das Erwachen schwerer wurde. Nur als Unterstützung des Magnetiseurs erscheint hier, wenn die Beobachtung richtig ist, der Galvanismus, wie diese Stärkung auch auf andere Weise, z. B. durch Lorbeerblätter, oder durch eine einige Zeit fortgesetzte Stellung, mit ausgebreiteten Armen gegen Norden rc. erreicht werden kann.

3) Ich vergrößerte das Volumen, erweiterte die Oberfläche, vervielfältigte die Anwendung, combinirte die Contacte so wissenschaftlich, als es bei meinen äußerst beschränkten neu-

rologischen und anatomischen Begriffen möglich war. Armspangen, Gürtel, Halsketten, Ringe für die Füße nach Art der Hindu's, ferreniéres, aus der Zeit der Renaissance, altrömische Castus u. s. w. — Unter allen diesen Formen und Dimensionen traten dieselben Resultate, nur mit unbedeutenden Modifikationen, ein, die sich aus der Größe der angewendeten galvanischen Gegenstände, in Verbindung mit den zur Anwendung dieser Apparate gewählten Organen und Nervenzweigen, herleiten und voraussehen ließen. Es war nicht mehr nöthig, über diese Armaturen Passes zu machen, um die Extase und ihre verschiedenen Transformationen hervorzubringen; die Sache gieng allein und ohne alle agirende Person; das Subject legte diese neuen Zierrathen und eine noch neuere zugleich an.

Ich reichte den gewöhnlichen magnetischen Somnambülen und den neuen physischen Somnambülen, je nach meinen persönlichen Deductionen verschiedene Körper hin, um meine Muthmaßungen über ihre physisch-physiologische Wirkung zu bewahrheiten; die Resultate waren in beiden immer identisch. Die Wirkung dieser unmittelbar angewandten Körper, oder in einiger Entfernung durch die verschiedensten Schnüre, Ketten, Röhren und Cylinder abgeleitet, war constant, ohnfehlbar, augenblicklich, niemals strafte sie die Experimental-Deduktion aus dem präsumirten Princip Lügen, das auf diese Art bewahrheitet wurde.

Ich glaube mich zu der Behauptung berechtigt, ich sei ganz in das Gebiet der materiellsten Physik getreten.

Was übrigens im Anfange meiner Versuche der ausgebildeten Somnambülen begegnet war, trat jetzt bei den jüngsten Neulingen ein; die Apparate waren zu stark, sie verbrannten, marterten, überwältigten meine Leute, je nach der mehr oder weniger unmittelbaren, mehr

oder weniger nervosognostischen — erlauben Sie mir dieses etwas barbarische Wort — Direction und Application, so wie je nach der Dauer und Zeitfolge des Contactes.

Sie sehen, meine Herrn, alles folgte hier mit seltener Präcision den absolutesten, von der Einbildungskraft und dem Willen unabhängigsten, mathematischen, physischen und neuropatischen Gesetzen. Vergebens applicirte ich diese Körper zu andern Zwecken, als die mir von meinen materiellen Erfahrungen bezeichnet waren, der Versuch hatte keinen Erfolg: Die Somnambülen blieben unempfindlich, oder klagten auch über eine ihrer Erwartung entgegengesetzte Wirkung.

Anmerkung. Der Beweis, den der Graf hier zu führen sich bemüht, ist allenfalls, da ich an seiner Wahrheitsliebe nicht zweifle, nur das post hoc, ergo propter hoc. Er hat Somnambülen, die er physische nennt, durch die Metallapparate hergestellt, wie er meint; allein es ist nicht angeführt, ob diese Somnambülen in diesen Zustand geriethen, als sie ganz allein und ohne alle Verbindung mit Robiano, — der viele Somnambülen behandelt zu haben scheint — sich die Metalle anlegten, und ob nicht auch, indem sie dieses thaten, andre, sie ansteckende Somnambülen zugegen waren? Ich muß gestehen, daß mir dieser sogenannte physische Somnambulismus eine Täuschung zu sein scheint, da man noch nie, durch die kräftigsten galvanischen Batterien, den Somnambulismus hat effectuiren können. Nimmt man dazu noch, daß die Somnambülen durch die Apparate gemartert wurden, wodurch sich eine vital-magnetische Antipathie kund thut, ferner, daß die Versuche über Metallwirkungen, wie sie Bende Bendsen, Kieser und Andre anstellten, nie die Robianischen Resultate lieferten; vielmehr meistens störend für den Schlaf wirkten, und daß Robiano sich dadurch gewissermaßen verräth, daß sein Wille mit einwirkte, wenn er sagt: „Vergebens applicirte ich diese Körper zu andern Zwecken 2c." — und ferner, daß

noch nie eine Somnambüle einen galvanischen Apparat als das Mittel zum Somnambulismus angegeben hat, was gewiß geschehen wäre, wenn dieß der Fall wäre, so wie endlich, daß ein Idio-Somnambulismus eingetreten sein kann, den der Autor als Folge galvanischer Einwirkung ansah, so wird man mit mir übereinstimmen, daß der intendirte Beweis nicht geführt wird.

Indessen ist die Sache doch von Wichtigkeit, da weitere Versuche vielleicht dem Magnetiseur seine Wirksamkeit verstärken, und er vielleicht durch magnetisirte Amulette aus besonders galvanisch wirkenden Metallen, sich seine Kur sehr erleichtern kann. Interessant ist übrigens, was Robiano über die Wirkung der Kohle und Kohlenstoffreicher Körper auf das schnelle Wecken der Somnambülen sagt, worüber Versuche zu machen sehr wichtig ist.*)

Der dritte Brief, Neururgie und Katalepsie überschrieben, ist an den Dr. Despina gerichtet. Er enthält nur sehr Bekanntes über Kataleptiformen, und ist das mehr Unbekannte darin wohl nur die Angabe, daß die stärkste Katalepsie, sey sie spontan, oder künstlich erregt, sich schnell verliert, wenn man entweder mit einem Blasebalg den Kataleptischen stark anbläst, oder ihm eine Kohle in die Hand gibt, oder ihn daran riechen läßt, oder sie zwischen die Augenbraunen, die Augen, oder das Epigastrium legt.

Der vierte Brief, an einen im Orden hochstehenden Jesuiten, und hin und wieder mit ascetischen Floskeln gespickt, stellt folgende Sätze als die Meinung und Ueberzeugung Robiano's auf, deren Beweis er aber schuldig bleibt, dagegen es schwer macht, aus seinem etwas verworrenen Vortrage des Pudels Kern herauszufinden:

1) Die circulirende, ausströmende, aufgenommene thierische Electricität ist das galvanische Fluidum und verhält sich durchaus wie dieses, indem sie eben

*) Der Diamant thut das Gleiche, auch der Bergkrystall und sonst Kieselerde enthaltende Mineralien. Siehe die vielen Versuche hierüber in der Geschichte der Seherin von Prevorst. J. K.

so wenig wie dieses der Isolirung bedarf, und wahrscheinlich (??) so modificirt ist, daß sie sich durch Körper leiten läßt, welche nicht die fossile Glas- und Harz-Electricität der Physiker auf dieselbe Weise leiten (S. 49.)

Anmerkung. Unter thierischer Electricität versteht Robiano das aus dem Magnetiseur ausströmende Wesen, worüber schon früher geredet ist.

2) Das neururgische Fluidum läßt sich für einige Zeit auf einen unthätigen und unorganischen Körper absetzen, so zu sagen appliciren; mit um so mehr Grund müssen wir zugeben, daß es auf einen beliebigen Punkt gerichtet, aufgehäuft durch geeignete Körper oder Vehikel geleitet werden kann. Dieses duldet keinen Einwurf, keinen Zweifel (S. 47.)

Anmerkung. Jeder Magnetiseur kennt diese temporelle Uebertragung des Magnetismus auf organische und unorganische Körper, aber nicht die Uebertragung des Galvanismus, um denselben wieder innervirend auf Menschen zu übertragen.

3) Das neururgische Fluidum auf andre Dinge übertragen, läßt sich von diesen eine Zeitlang als Innervationsstoff festhalten, und kann in dieser gegebenen Zeit an Wesen übertragen werden, die für seine Aufnahme und Absorption empfänglich gewesen.

Anmerkung. Die Wirkung magnetisirten Wassers oder andrer magnetisirter Gegenstände auf den Kranken, kennt jeder Magnetiseur. Galvanisire man die Gegenstände wie man will, es ist dieß ohne Wirkung, was die Differenz zwischen Magnetismus und Galvanismus deutlich ergibt.

4) Bei der allgemeinen Thesis, daß das Gehirn das Organ sey, durch welches spiritus carnem vegetat, wie sich die Schrift ausdrückt, ist anzunehmen, daß seine beiden Lappen zwar ähnlicher, aber in ihrem Charakter durchaus verschiedene oder vielmehr umgekehrte Verrichtungen haben, d. h. wie ich ziemlich vollständig und aus mehr als einer Art darthun zu können glaube, daß die rechte Hemisphäre des Gehirns der Thätigkeit ihrer Organe einen

Charakter der Milde, der Conservation gebe, während die Thätigkeit der entsprechenden Organe der linken Hemisphäre etwas Destruktives und Rauhes habe: Charaktere, welche sich beidentheils fühlbar kundgeben, wenn die Energie des Einen vorherrscht, welche sich aber im Gleichgewicht der entgegengesetzten Tendenzen auf eine nützliche und normale Weise neutralisiren, beinahe wie die beiden Gifte, welche die Luft enthält, die wir einathmen, oder wie das Salz, womit wir unsre Speisen würzen, oder noch besser, wie uns der heil. Geist sagt: (Eccl. X. V. 16) Apposuit tibi aquam et ignem ad quod volueris porrige manum tuam.

Sich mehr oder weniger das Gleichgewicht haltend, vereinigen sich diese beiden Elemente unsrer Thätigkeiten zu einem gemeinschaftlichen Leben, das zusammengesetzte innervative Emanationen ausströmt, welche sich nach gewichtigen Anzeichen an eine wirkliche zwischen dem Gehirnlappen vor sich gehende Annäherung an die Basis der Stirn zu knüpfen scheinen.

Dieser so wichtige Punkt des Nervensystems, das Centrum der Lebenskraft der Menschen und Thiere, wäre nur der leitende Faden des neururgischen Apparats des menschlichen Körpers. Er hätte einige Aehnlichkeit mit demjenigen der betäubenden Electricität, welche sich am Kopfe gewisser Fische befindet, die bis zum Trepor electrisch sind, eine Electricität, welche sie unter den stürmischen Wogen der südlichen Meere weit in die Ferne ausdehnen.

Diese Voraussetzung angenommen, und nichts, denke ich, wird sie als unwahrscheinlich, noch weit weniger als unverträglich mit den anerkannten psychologischen Phänomenen oder den angenommenen Doktrinen, der Verwerfung preisgeben; diese vorläufige Explication angenommen, sage ich, wird man leicht begreifen, daß die Verhältnisse des Alters, der Nervenstärke, des Temperaments, der Gesundheit, des Willens, oder wenn Sie lieber wollen, der Ausdehnung seiner Kraft in genauer Uebereinstimmung mit

der ungleichen Fähigkeit der Individuen stehen, in dieser oder jener Epoche alle möglichen neururgischen Phänomene zu entfalten; sie werden eine befriedigende Erklärung von der magnetischen Ueberlegenheit oder Gewalt eines Individuums über das andere, von der relativen Innervationskraft geben. Die Innervation selbst aber wird, die natürlichen Kanäle des Organismus durchlaufend, durch ihre Enden entweichen, aus ihren Mittelpunkten ausströmen, wenn sie überhaupt aus dem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, dem Gehirn, mit derjenigen Fülle, mit derjenigen Stärke hervorströmt, welche ein bedeutender Ueberfluß, eine unaufhörliche und für das Individuum allein allzureiche Reproduktion voraussetzt. Wird sie dann von den Organisationen, welche sich in der Sphäre der Aktion befinden, und zur Aufnahme, zur Zulassung dieser vitalen Operation gehörig disponirt sind, wahrgenommen und empfunden, so läßt sich leicht begreifen, daß dieselben eine Einwirkung erleiden, die sie auf verschiedene Art beherrscht, oder wenigstens modificirt; ganz auf dieselbe Weise, wie wir uns in den gewöhnlichen und täglichen Phasen des gesellschaftlichen Lebens ergriffen, angezogen, abgestoßen fühlen, ja gezwungen sehen, wie bei der so ansteckenden Nachahmung des Gähnens, des Lachens, der oratorischen oder scenischen Leidenschaften und leider auch der Nervenübel, als der abnormsten Krisen.

Anmerkung. Man sollte wirklich glauben, Robiano habe seine Theorie der Eigenschaften der Gehirnlappen, — die nirgends nachgewiesen, und auch wohl nicht nachzuweisen sind, nach der Beschaffenheit der Kammerseiten in den deutschen Volksvertretungen, entlehnt, die an der Nasenwurzel zum Indifferentismus führen, wie das Volk durch denselben an der Nase herumgeführt wird. Daß übrigens das Gehirn wohl die Werkstätte des ausströmenden Magnetismus ist, da sich im Kopfe der Wille des Geistes erhebt, um den Seelenäther, — worüber meine Vorlesungen mehr enthalten, — der ohne

den Willen des Geistes nicht activ wird, an andre Wesen, und auch direct an andre Menschen zu übertragen, ist wohl evident, da magnetische Manipulationen, ohne Geisteswillen, ganz unwirksam sind, also auch keine Innervation bewirken. Der Seelenäther ist das, welches schon — wie der alte Stahl bemerkte — die Plastik des Menschenkörpers, aber unbewußt, vornimmt; nie aber ist dieser identisch mit dem Galvanismus. Letzterer mag auf die Körpersubstanz der Nerven wirken und so dem plastificirenden Seelenäther es erleichtern, seine Bildungen vorzunehmen; bleibt aber immer nur dienender Bruder. Ist die Seele mit dem Geiste aus dem Leichnam entflohen, also im Tode, so kann der Galvanismus noch lebensähnliche Muskelbewegungen hervorbringen; aber nie kann er wieder individuelles, plastificirendes Leben in den Leichnam zurückführen.

Wir wenden uns zu dem fünften Briefe, an den Jesuiten Glover gerichtet, und Neururgie, Sybillen, Divination überschrieben. Von dem Zustande der bekannten Miß Avoy, welche ganz erblindet mit den Fingerspitzen deutlich sah, die Gelegenheit nehmend, stellt der Verfasser hier seine Hypothese über die Sinnenversetzung auf, die er S. 60 in den Worten: Wenn die für die gröbsten geltenden Nerven durch irgend einen Umstand auf eine höhere Sensibilität gesteigert würden, sie eben so gut, wie diejenigen, welche man für die feinsten, die vollkommensten ansieht, das Vehikel derselben unendlich feinern und zartern Eindrücke werden könnten; ausspricht. Dieser Hypothese geht eine Theorie des Gedächtnisses voraus; die mir aber, ich gestehe es offen, nicht klar geworden, und in einen Schwall von Worten eingekleidet ist, der es schwer macht, den Kern zu finden, der darin zu bestehen scheint, daß alle Eindrücke in den Falten des Gehirns aufbewahrt werden. Von der Divination oder Futurition sagt er fast gar nichts. Sein

eigentliches Thema, daß nur der Galvanismus innervire, wird hier nicht erwähnt.

Der siebente an den General Wilson gerichtete Brief ist Neururgie und Magie überschrieben. Es gehört dieser Brief zu den am meisten unklaren, und der Verfasser verschwendet viele unnütze Worte, um noch unklarer zu werden. Die Hauptsätze, welche man als der langen Rede kurzer Sinn herausbringen kann, sind etwa folgende:

1) Es gibt eine weiße und schwarze Magie.

2) Der, welcher sie ausübt oder intendirt, ist ein Ruchloser.

3) Der Teufel wirkt die Besessenheit.

4) Der Teufel ist nicht — wie ihn das Volk sich denkt — eine Art böser Allmacht und Allwissenheit, sondern „eine höhere Intelligenz in seiner Eigenschaft als, wenn auch gefallener Engel; eine Erfahrung von sechzig Jahrhunderten, eine gründliche Kenntniß des Menschen und der physiognomischen Merkmale, und über alles, das Bewußtseyn dessen, was er gethan, was er zu thun im Begriff ist, und wahrscheinlich diejenigen thun lassen wird, welche sich von ihm unterjochen lassen, sich ihm hingeben, welche seiner verruchten Macht entgegenkommen, wie ich oben bei Besprechung der Zauberei andeutete.

5) In neururgischen oder somnambülen Zuständen sind die Erscheinungen darin schwer zu unterscheiden, ob sie natürlich, oder durch Geistereinwirkung stattfinden; aber auf letztere ist sich nicht sehr zu verlassen, da sie vom Vater der Lügen, mit und ohne Pakt herstammen können.

Es würde ein Buch erfordern, um diese Sätze zu untersuchen, und mag der Leser sich daraus nehmen, was er will.

An den Ritter Dr. Gama Machado, Ehrenpräsident der phrenologischen Gesellschaft in Paris ist der achte Brief gerichtet und führt die Ueberschrift: Neururgie, Phrenologie und Mesmerismus. Robiano stellt hier seine

Theorie über die Innervation in der praktischen Anwendung auf und zwar in folgenden interessanten, zum Theil neuen Sätzen auf, die ich mit einigen Bemerkungen zu begleiten mir erlaube:

1) Jede Innervation muß die neururgische Ueberladung eines Gliedes seyn, welches speziell als ein solches indirect ist, daß der Herd einer — wenn es sich um übernatürliche Phänomene handelt, über den normalen, und wenn die Theraquetik im Spiele ist, über den gewöhnlichen Zustand erhöhten Thätigkeit zu werden verlangt.

Anmerkung. Das Wort „übernatürlich" ist wohl classischer Unsinn, da alles, was im Weltall vorgeht, mag es Geist, Seele oder Körper betreffen, in der Natur vorgeht, und man ungewöhnliche und nicht immer erklärbare Erscheinungen, deßhalb nicht übernatürlich nennen darf.

2) Der Innervator muß daher jedes neu zu innervirende Subject eifrig studiren und sorgfältig untersuchen, wohin sich die innervirenden Effluvien von Natur bei ihm neigen, damit er wisse, wo sie im Ueberflusse vorhanden sind, sich verstopfen, stille stehen, wo sie sich nicht Bahn brechen würden, wo sie sich selten, und wo sie sich unthätig zeigen.

Anmerkung. Wollte Gott, daß dieß möglich wäre zu erkennen, dann würde der Magnetiseur sehr leichte Arbeit haben, es würde aber auch, da man nur in wenigen Fällen auf einzelne Organe ganz besonders einwirken kann, die so heilsame allgemeine magnetische Einwirkung nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich werden können, besonders da die Krankheitssymptome, wie dieses die Homeopathie vorzugsweise ergibt, so sehr zweifelhaft und trügerisch sind. Ueberhaupt ist die Ansicht des Grafen zu sehr auf Physiologie mit nicht gehöriger Berücksichtigung der Psychologie, und noch weniger der Pneumatologie gestützt, und die durch den Magnetismus sich darbietenden Erscheinungen zeigen zu deutlich, daß alle drei hier wirksam sind. Das Weltall besteht aus dem Weltgeist, aus

dem kräftetragenden plastificirenden Weltäther und der eigenschaftslosen, jenen beiden Potenzen sich unterwerfenden Urmaterie, die in dem Menschen als einem wahren Microscosmus individualisirt sind, jedoch in steter Beziehung zum Weltall stehen und daraus nach Umständen und Bedürfniß ergänzt werden können. Es ist hier nicht der Ort, diesen Satz hier weiter auszuführen, was ich in einem größeren Werke versuchen werde, allein gehen wir auf die Heilungen durch den Magnetismus zurück und betrachten den kranken Menschenkörper von der Seite, daß die aus dem kräftetragenden Weltäther bestehende, individualisirte Seele nicht Kraft genug habe, um ihre plastificirende Function gehörig zu verrichten, so muß dieses ätherische Wesen dahin gestärkt werden, um die Plastik in dem aus Urmaterie bestehenden Körper wieder gehörig vornehmen zu können, und diese Stärkung, für welche die Nerven als Leitungsvehikel dienen, geschieht durch die Innervation im ausgedehnteren Sinne dieses Wortes. Die Seele als nur dasjenige einzelne Bildungsmittel für den Körper kann nun auf mannigfache Weise gestärkt werden, aber immer nur aus dem allgemeinen, oder individualisirten Weltäther. So erklärt es sich, wie Krankheiten, ohne weitere Arznei und Menschenhilfe, dadurch geheilt werden, daß die Seele des Kranken durch den alles durchdringenden stets undulirenden, und dann als Licht bemerkbar werdenden Weltäther wieder für die Plastik des Körpers gestärkt werde; so erklärt es sich, wie ponderable Arzneien, in denen die Kräfte des Weltäthers in mannigfachen Modificationen vorhanden sind, auch stärkend auf die ätherische Seele wirken können; so erklärt es sich, wie auch das unmagnetische Baquet, indem aus demselben undulirender Weltäther zu der schwachen Seele des Kranken überströmt, heilend wirken kann; so erklärt es sich, wie nur im Lebensmagnetismus die große Heilkraft liegt, indem aus dem Magnetiseur, welcher sich in dieser Hinsicht wieder aus dem Weltäther stärkt, die reine plastificirende Kraft seiner Seele in den Kranken entweder

direct durch die Manipulation, oder indirect durch einstweilige Uebertragung an andre Körper z. B. des Wassers, die Seele des Kranken, stärkt, was um so leichter gegen alle andre Mittel wirksam seyn muß, da hier die im Menschen schon rein vorhandene organische Menschenkörperbildungskraft kräftiger wirken muß, als die im Weltäther vorhandenen Kräfte erst organisch modificirt werden müssen, um die Seele des Kranken gehörig zur Plastik des Körpers restauriren zu können; so erklärt es sich, wie die fast in Nichts verschwindenden, homöopathischen Arzneigaben wirksam seyn können, indem durch das Potenziren eine lebensmagnetische Operation vorgenommen wird, ohne welches die Homöopathie gar nichts seyn möchte; so erklärte es sich, wie auch die Hydropathie unberücksichtigt dessen, was das Wasser etwa mechanisch aus dem Körper wegführt, wirksam seyn kann, indem der im Wasser undulirende Weltäther — er ist hierin gewiß sehr stark, da die beiden Haupttheile des Wassers — Sauerstoff und Wasserstoff — viel Licht, also auch undulirenden Aether enthalten —sich der Seele des Kranken zur Stärkung ihrer Plastik mittheilt, worin sie aber sicher dem Lebensmagnetismus, wie dieses die Wirkungen des magnetischen Wassers zeigen, nachsteht; und so erklärt es sich endlich, wie durch den Geist und dessen Willen, mag es der Geist des Kranken oder ein andrer Geist seyn, auf Heilung wirken kann, indem die Seele seinem Willen gehorcht und sich aus dem Weltäther wieder plastificirende Kräfte aneignet. Ich gebe diese Ansichten, die ich in einem andern Werke weiter ausführen werde, nur hier vorläufig, da ich mich mit Robiano's Ansicht nicht einverstanden fühle.

3) Man verbinde bei der Innervation die Manipulation mit den mechanischen (galvanischen) Apparaten, oder das animalische und mineralische Verfahren, denn ein mechanisches, nicht intelligentes und fixes Agens kann nur blindlings und ohne Wahl operiren, wogegen die Verbindung des zwiefachen Verfahrens sehr nützlich ist, sey es, um die

Fortschritte der Operation zu beschleunigen — obwohl man hier die Natur nicht durch zu langes Einwirken drängen darf, — sey es, um die für das Subjekt lästigen und den Operateur ermüdenden Operationen abzukürzen, oder sey es, um gegen mehrere nervöse Centren und Zweige zugleich zu operiren, mit jener Gesammtkraft und jener andauernden Intensität, die allein die Maschinen zu entwickeln vermögen. Der Innervator hätte dann nichts mehr zu thun, als die Manipulationen und Irradiationen aus der Ferne auf die geeigneten Punkte zu führen.

Anmerkung. Der Autor fühlt, daß er hier den Lebensmagnetismus doch different vom Galvanismus, seiner frühern Idee zuwider, aufstellt, und sucht sich gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen, aber auf eine im Buche selbst nachzulesende, nicht sehr deutliche und glückliche Weise. Indessen ist das Faktum richtig, wie jeder intelligente Magnetiseur weiß, und nie wird ein unmagnetisirtes Baquet leisten — mag Kieser noch so viel davon rühmen, — was ein magnetisirtes oder die Manipulation thun. Wie der Graf in seiner Vertheidigung sich übel stellt, beweisen die Seite 102 bemerkten Worte: „Eine sehr große persönliche Kraft, eine reichere Entwickelung bei der durch Metalle erzeugten Innervation überspringt die seidenen Gewebe und die isolirenden Körper aller Art."

Niemand läugnet wohl den Einfluß des Galvanismus auf die Nerven, aber er ist nicht Vitalmagnetismus, der nur dem seelischen Organismus angehört, und er kann isolirt werden, aber nicht dieser.

4) Um die Doktrin zu vervollständigen, habe er der Schwingungen zu erwähnen. Man bemerke in der That und beinahe augenblicklich, daß die Innervation, möge sie mittelst Contakt oder per distans geschehen, bedeutend wirksamer werde, wenn ihre Emission durch eine schwingende Bewegung des Armes und der Hand geschehe. Das Subjekt verrathe die starke Wirkung dieses Verfahrens durch

den Ausdruck seines Gesichts, und selten ermangele es, sich unaufgefordert darüber auszusprechen. Die Wirkung ist constant, und häufig, ja gewöhnlich entschieden.

Anmerkung: Der Verfasser gibt diese Art der Manipulation als etwas Neues, und das ist sie auch, wenn sie etwas mehr ist, als das Zurückführen der magnetisirenden Hände im Bogen vom Endpunkt bis zum Anfangspunkt, besonders bei den passes à grands courants. Die Sache verdient indessen Aufmerksamkeit, und möge jeder Magnetiseur hierüber Erfahrungen sammeln und veröffentlichen. Es ist zu bedauern, daß Robiano die Manipulation nicht etwas näher beschreibt, damit etwa entgegenstehende Erfahrungen nicht dadurch als unrichtig erscheinen, daß die Schwingungen nicht lege artis gemacht wären. Einige Versuche, die ich in dieser Hinsicht gemacht habe, scheinen die Angabe des Grafen allerdings zu bestätigen, jedoch bin ich nicht sicher, welche Art der Schwingungen die wirksamste ist.

5) Es sey gewiß von Werth, durch die Phrenologie auszumitteln, was man sich von einem darbietenden Subjekte für die neururgische Einwirkung versprechen könne, allein hierin habe die Wissenschaft noch geringe Fortschritte gemacht.

Anmerkung. Der Verfasser führt nun einige, jedoch sehr vage Kennzeichen an, über die es aber nicht die Mühe lohnt, sich aufzuhalten.

6) Ueber den Mesmerismus, oder den Akt und die Einwirkung des Magnetismus hat der Autor mehrere (dem erfahrenen Magnetiseur nicht unbekannte) Regeln gegeben, die vorzüglich wieder auf seine Idee von der oppositen Beschaffenheit der beiden Gehirnlappen ausgehen, die er sogar dahin ausdehnt, daß er der linken Seite eine versengende destruktive, der rechten eine allzu ruhige, allzu conservative Tendenz beilegt.

Anmerkung. Hierüber verweise ich auf das schon früher Gesagte. Es läßt sich übrigens aus dem Briefe und dem

ganzen Inhalt seines Werkes nicht verkennen, daß der Graf ein erfahrener, praktischer und denkender Magnetiseur und auch ein sehr achtungswerther, wissenschaftlich gebildeter Mann ist, wenn man auch seinen theoretischen Ansichten nicht huldigen kann, und auch wohl ein erfahrener Magnetiseur seiner Ansicht: „daß jedes Subjekt hell werden kann, und zwar schnell, be„sonders in sanfter Stufenfolge hell werden kann, dadurch, „daß alle Celebralorgane, wenn auch nicht alle in gleichem „Maaße, innervirt und belebt werden," nicht beipflichten möchte.

Sehr wichtig und interessant ist der 9te Brief, an den Grafen Saint Julien in Paris gerichtet — nur an hohe Personen, an die von ihm sogenannte beste Gesellschaft diktirt der gräfliche Autor seine Briefe, — mit der Ueberschrift: „Das neururgische Fluidum sichtbar, seine Thätigkeit wägbar, „dargestellt." Indem der Autor wiederholt den Satz aufstellt, „daß der Vitalmagnetismus nichts anderes sey, als die „Wirkung der Irradiation des animalisirten oder nicht ani„malisirten galvanischen Fluidums, wie es sich durch Metalle, „die Kohle, das Stroh und vielleicht einige andere Substan„zen entwickelt, oder durch specifisch kräftigere Organisationen „ausgestrahlt wird," will er nun durch Angabe von Versuchen, die er zum Theil auch in dem im Jahr 1845 von ihm erschienenen Buche: Mesmer, Galvani et les Théologiens vorgetragen hat, beweisen, daß das fälschlich vitalmagnetisch genannte Fluidum sich sichtbar und greifbar, und zwar an scheinbar wirkungslosen Körpern, und auf beträchtliche Entfernung darstellen lasse, und zwar mit einer Schnelligkeit und Präcision, welche jede Unterschiebung des Wärmstoffs oder der Luftbewegung, als Effekt machend, ausschließt; vor Allem aber die unläugbare Unmöglichkeit jeder Collision, jeder Imagination und jeden Betrugs darstellt. Er verlangt zu den Experimenten nur ein mit etwas magnetischem Vermögen begabtes Individuum — also doch einen Menschen, und nicht eine galvanische Batterie, und führt nun

folgende Experimente, die ich, da sie sehr wichtig sind, hier inserire, um darauf zu deren Prüfung aufmerksam zu machen, und um sie mit einigen Bemerkungen zu begleiten, an:

Vorbereitung zu den Experimenten.

1) Hängen Sie an einen dünnen Faden irgend einen leichten Körper von einigem Flächeninhalt, z. B. ein Blatt Papier, eine Feder von einiger Länge, gummirten Taffet, Glas, Metall, in Platten auf.

2) Warten Sie, bis diese Körper vollkommen ruhig sind, und die äußere Luft oder irgend eine andere Ursache sie nicht in Bewegung setzen kann.

3) Bemerken Sie, welcher Seite des Zimmers, worin Sie experimentiren, diese beweglichen Körper ihre dünne Seite, ihre Schneide zukehren.

4) Stellen Sie sich dann in der Axe dieser Richtung auf, und verhalten Sie sich dort völlig ruhig.

5) Tragen Sie dafür Sorge, daß Niemand in Ihrer Nähe sey, und daß sich zwischen dem Objekt und Ihnen kein etwas umfangreicher, besonders kein metallischer Gegenstand, wie ein Ofen, eine brennende Lampe, ein Wärmerohr befinden;

Alsdann können Sie operiren.

Erstes Experiment:

Wenn Alles so angeordnet ist, wie ich gesagt habe, so strecken Sie den Arm und einen Finger nach dem beweglichen Gegenstand aus, der, wie so eben gesagt wurde, so aufgehängt seyn muß, daß er Ihnen seine Schneide zukehrt.

Nach einigen Augenblicken rührt sich der Körper, ascillirt von der Rechten nach der Linken, kehrt endlich Ihrem Finger seine breite Seite zu und verharrt in dieser Lage, bis Sie den Arm zurückziehen; in diesem Augenblick nimmt er seine erste Lage wieder an und behält sie.

Zweites Experiment:

Wenn Sie etwas stark, im neururgischen (magnetischen)

Sinne, sind, so recken Sie weder den Arm noch den Finger aus, bleiben Sie in Ruhe und sehen Sie den beweglichen und ebenfalls in Ruhe befindlichen Körper starr an, so wird die Wirkung dieselbe seyn, wie beim ersten Experiment.

Drittes Experiment:

Statt des Armes richten Sie ein Stäbchen von Holz oder Metall, eine Strohrolle ꝛc. ꝛc. nach dem beweglichen Gegenstande: die Wirkung wird die gleiche seyn, wie oben.

Viertes Experiment:

Stellen Sie den Gegenstand, statt ihn an einen Faden von Linnen, ungedrehter Seide, Kautschuck u. s. w. aufzuhängen, auf den Schwerpunkt oder eine vertikale, horizontale Axe, gleichviel: die Wirkungen sind dieselben, aber natürlich durch die Reibungen und den Druck etwas geschwächt. (Fragen Sie darüber die Mechaniker).

Fünftes Experiment:

Wenn das Papier auf einer Seite bemalt, vergoldet oder versilbert ist, oder wenn die eine Seite von galvanischem Metall, z. B. Silber, die andere von weniger galvanischem Metall (Neusilber, Zinn ꝛc. ꝛc.) ist, so kehrt sich die galvanischere Seite dem Finger, dem Leiter, der Röhre ꝛc. ꝛc. zu.

Sechstes Experiment:

Diese Erscheinungen treten auch bei ziemlich schweren Körpern, bei Holzplatten von mehreren Fußen, bei tannenen Schindelbrettern von 2 Metern und darüber, bei Stahlbarren u. s. w. ein.

Siebentes Experiment:

Wenn der fragliche bewegliche Körper eine Feder ist, und diese so hängt, daß sie eine Fläche dieser, die andere jener Seite zukehrt, so wird sich die innere Fläche der Feder (die dem Körper des Thieres zugewandte Seite) Ihrem Finger, Ihrem Auge zukehren; wenn es ein offener plattgedrückter Strohhalm ist, wird die innere Seite desselben vor Ihnen stehen bleiben.

Achtes Experiment:

Nach den Mahlzeiten oder irgend einer großen Anstrengung ist diese Anziehungs- und Abstoßungskraft gewöhnlich sehr geschwächt, wiewohl immer noch bemerklich; auch der atmosphärische Zustand scheint diesen Variationen nicht fremd zu seyn.

Neuntes Experiment:

Wenn der Experimentator in diesem Augenblicke innervirt (magnetisirt) oder soeben davon herkommt, so sind die Wirkungen in der Regel stärker ausgesprochen.

Zehntes Experiment:

Wenn Sie Metallplatten hinter den beweglichen Körpern anbringen, mit denen Sie experimentiren, so werden die Wirkungen desto schneller und energischer.

Eilftes Experiment:

Dagegen, wenn andere Personen in der Nähe sind, besonders wenn sie viel von ihrer Elektricität absorbiren, wie die negativ-electrischen Constitutionen, die Ungläubigen, die Personen, die von der kalten Luft herkommen, werden die Wirkungen merklich schwächer. Entfernen Sie dieselben, so nimmt das Phänomen seine gewöhnliche Intensität wieder an.

Zwölftes Experiment:

Bringen Sie zwischen den beweglichen Körper und Sie einen Gegenstand, der isolirt die Glaselektricität absorbirt, z. B. einen gummirten Tafft, so treten die Wirkungen nicht ein, oder zeigen sich vielmehr nicht.

So wäre nun jenes Agens in seinen Undulationen, in seiner Irradiation, seiner Absorption und seinen Emissionen sichtbar, und scheinbar wirkungslosen unbelebten Körpern, an Metallen, Holz, Glas, Seide rc. rc. greifbar dargestellt, und nun solle auch diese neurogalvanische Thätigkeit des Menschen berechenbar an Stärke, Energie und Thätigkeit, vorausgesetzt, daß jene Experimente als richtig anerkannt sind, demonstrirt werden. — Als

Hauptbedingung zu dieser Demonstration sey es nothwendig, daß die Luft ruhig und unbewegt sey, und um mich davon zu überzeugen, machte ich folgende Vorkehrungen und Experimente:

a) Um den beweglichen Körper, an dem ich mein neururgisches Vermögen untersuchen wollte, hing ich an außerordentlich dünne Fäden kleine Stücke äußerst dünnen Papiers, kleine Barthaare von Federn auf; ich umgab ihn ganz mit denselben. — Und dann? Dann machte der Körper, mit dem ich experimentiren wollte, seine oscillatorischen Bewegungen, drehte sich hin und her, und hielt endlich in der oben angedeuteten Weise still, während seine kleinen Trabanten, welche beweglicher waren als er, die unerschütterlichste Ruhe behielten! Die Luft war also vollkommen ruhig gewesen.

b) Ich wählte Körper, die eine Form hatten, daß sie die Luft gar nicht fassen konnte, wie Cylinder und Röhren, die an ihrer Axe aufgehängt waren. Diese abgerundeten Körper nun, die keine Flanke hatten, welche sie irgend einem ordentlichen Luftstrom darbieten konnten, unterließen es nicht, sich unter der Einwirkung meiner Hand, eines Leiters, um ihre Axe zu drehen, vorausgesetzt, daß die eine Hälfte ihrer runden Oberfläche bedeckt, z. B. mit Goldpapier überzogen war, während die andere frei blieb. Die Luft konnte sie, wie man sieht, nur in der Richtung ihrer Länge in Schwingung setzen, wie das Pendel einer Uhr. Und eben dieß findet nicht statt; sie drehen sich nur um sich selbst, ungeachtet des Widerstandes, den ihnen die Windung des Fadens, an dem sie hängen, bei dieser fremdartigen Bewegung entgegensetzt. Der Erdmagnetismus sey nun das Mittel geworden, um die Messungen des neururgischen Fluidums vorzunehmen, wie aus folgenden Experimenten peremptorisch hervorgehe.

Dreizehntes Experiment:

Nehmen Sie eine große Magnetnadel, die wie gewöhnlich

aufgesetzt ist, aber auf einer Angel ruht, welche das Gehäuse des Compasses etwas überragt. Halten Sie den Finger daran (Sie, die irgend mit neururgischem Vermögen ausgestattete Person), so oscillirt die Anfangs angezogene, in der Folge abgestoßene Nadel eine Zeit lang, nimmt aber erst dann ihre Richtung gegen den Pol wieder an, wenn Sie sich zurückgezogen haben.

Vierzehntes Experiment:

Dieselben Erscheinungen habe ich mit magnetisirten und an Fäden aufgehängten Stahlstäben hervorgerufen. Diese Stäbe waren mehrere Decimeter lang und 2—3 Pfund schwer.

Fünfzehntes Experiment:

Ich nahm eine Inclinationsnadel, wie es die Physiker nennen, d. h. eine Magnetnadel wie die vorige (sie hatte 6 Zoll), welche an einer horizontalen Axe hängt, und sich folglich wie die Räder unserer Scheerenschleifer, wie die Flügel einer Windmühle vertikal drehen kann. (Sie wissen, mein lieber Graf, daß, sich selbst überlassen, diese Magnetnadel sich ungefähr 72 Grade gegen die Erde neigt.) Bei der Annäherung des Fingers wurde diese Nadel in gleicher Weise, wie die horizontale, aber weniger stark angezogen und abgestoßen, welche letztere Erscheinung durch die weit größere Summe der bei dieser Aufsetzungsweise zu überwindenden Reibungen zur Genüge erklärt wird, und wovon ich oben ein Wort berührt habe. Um diese Wirkungen augenfälliger zu machen und zugleich dem Einwurfe zuvorzukommen, den man dadurch machen könnte, daß man die eben genannten Bewegungen der Magnetnadel dem der Hand entströmenden Wärmestoff zuschriebe, einem Einwurfe jedoch, welcher Angesichts der so großen Massen, wie die oben erwähnten Bretter, und so schwerer Körper, wie die gedachten Stahlstäbe waren, verschwindet, traf ich folgende Vorbereitungen für mein

Sechszehntes Experiment:

Ich befestigte an beiden Enden der magnetisirten Nadel

einen Strohhalm (die durchlaufenen Bögen wurden dadurch um so größer und ließen sich genauer messen). Das Instrument wurde wegen der weit größeren Länge der Hebel weit empfindlicher, und für den Eindruck geringerer Kräfte empfänglicher. Ich ging alsdann mehrere Schritte zurück, und als der Apparat in Ruhe war, streckte ich den Finger darnach aus: die Nadel ermangelte nicht, auf dieselbe Weise angezogen zu werden, auf dieselbe Weise stille zu stehen, wie zuvor. Sagen wir dasselbe von den magnetisirten Stahlstäben. Nun war mein Problem gelöst, und auf diese Entfernung, und bei dieser Schnelligkeit des Gehorsams verschwand die Thätigkeit des Wärmstoffs, der sich, wie man weiß, nicht sehr schnell durch die Luft fortpflanzt. Aber nicht zufrieden mit dieser Probe, machte ich mein

Siebenzehntes Experiment:

Alles angeordnet, wie ich es eben gesagt habe, streckte ich statt des Armes und Fingers, in gleicher Entfernung wie zuvor, eine kupferne Röhre, in deren Natur es liegt, weit mehr Wärmestoff für sich zu behalten, und folglich weit weniger davon auszustoßen, der Nadel entgegen: die Wirkung war weder in Betreff der Zeit, noch in Betreff der Intensität merklich verschieden. — Das Stroh, ein schlechter Wärmeleiter, gibt ganz dasselbe Resultat. Deßgleichen ein verkohlter Ast, ein noch weit schlechterer Wärmeleiter.

Achtzehntes Experiment:

Ich ersetzte eines der beiden Strohhalme durch ein Blättchen Rauschsilber, ein Stück Papier, und stellte wie zuvor das Gleichgewicht mit dem andern Halme her: Ungeachtet der weit beträchtlicheren Oberfläche (fünfzig Quadratcentimeter), welche der Luft, die durch sie verdünnt werden mußte, einen bedeutenden Spielraum darbot, trat die Anziehung und Abstoßung wie zuvor, und sogar auf den bloßen Blick ein.

Nun hören Sie, mein lieber Graf, wie ich diese Wunder

auf mathematische Regeln gebracht. Hören Sie, wie ich dieselben in den strengen Rahmen einer genauen wissenschaftlichen, an Stärke, Dauer und Intensität vergleichbaren Experimentation gefaßt habe.

Das Ende des einen Strohhalms im Zustande der Ruhe entspricht einer Stütze, welche den Meridian des Erdmagnetismus anzeigt. Das Ende des andern streift einen Winkelmesser von großem Diameter, der leicht bis auf halbe Grade berechnen läßt. Der Apparat kann in einen Glaskasten gestellt werden, der mit einem Blatt Gallerte-Eispapier beliebig verschlossen wird. Was also die Quantität der Bewegung betrifft, so wird sie durch die Oeffnung der Winkel gemessen, die der Strohhalm beschreibt.

Ich bezeichne meine Entfernung vom Apparate:

Was nun das Quadrat der Entfernungen betrifft, so bringe ich einen künstlichen (oder andern) Magnet von einer bekannten Stärke in eine solche Entfernung, daß die Strohhalme der Magnetnadel denselben Bogen beschreiben, wie damals, als ich, Sie, wir operirten. Zur genauen Vergleichung der Stärke des Magnets und der meinigen, der Ihrigen, im (umgekehrten) Verhältniß unserer Entfernungen vom Apparat, gebrauche ich die Vorsicht, den vergleichenden Magnet nicht selbst vorzustrecken, sondern mittelst eines Schieberlineals vorstrecken und zurückziehen zu lassen, während ich nicht von der Stelle weiche. Um endlich die Wirkung der Augen von derjenigen der Hand, der Leiter oder des vergleichenden Magnets zu isoliren, treffe ich folgende letzte Vorbereitung für mein

Neunzehntes Experiment:

Alles, wie für die Experimente mit der Feder, der Magnetnadel mit oder ohne Verlängerungen, nach der oben angegebenen Vorschrift angewendet, versetze ich den Apparat in die Mitte des Zimmers auf ein Tischchen. Ich stelle ein brennendes Licht so auf den Boden, daß der Schatten des beweglichen Körpers auf den Plafond fällt. Ich mache

dunkel im Gemach, und agire bloß mittelst meines Blicks, den ich einzig und allein auf den Schatten des Körpers werfe, um in keinerlei Weise mit den Augen, denen man von jeher, selbst bei den Alten, eine große innervirende (magnetische) Kraft zuerkannt, auf diesen selbst zu wirken. Der Umfang der Bewegungen, der durch die Entfernung des Schattens des Körpers erweitert wird, seine Lage, der freie Spielraum, den er durchläuft, die verschiedenen Gegenstände der Dekoration oder des Ameublements, denen er näher oder ferner rückt, bilden ein nettes, peremptorisches, wenig ermüdendes Ganzes, wo man leicht die einem jeden auf diese Weise isolirten Agens eigene Kraft unterscheidet.

Der Verfasser schließt nun diesen allerdings interessanten Brief mit den Worten:

Ich glaube, ich habe Wort gehalten: das innervirende Fluidum der neururgischen Phänomene (des künstlichen Schlafs, der Katalepsie, des Somnambulismus, der Hellsicht, der Isolirung, der Ekstase) ist sichtbar, greifbar, genau meßbar an Dauer, Stärke und Intensität, dargestellt.

Es mag dem Recensenten nun aber erlaubt seyn, über das Ganze noch einige Bemerkungen zu machen:

1) Einige von mir nachgemachte Experimente haben allerdings die des Autors ziemlich bestätigt, und ich will sie sämmtlich als richtig und gegründet annehmen, allein sie berechtigen

2) nicht zu dem Schluß, daß dadurch der Vitalmagnetismus identisch mit dem Galvanismus sey, und hiefür spricht schon die Thatsache, daß der Magnetiseur — wie dieses Gmelin genügend dargethan hat, — als solcher bei weitem kräftiger einwirkt, wenn er mit dem Patienten auf einem Isolatorio sich befindet, als wenn er dem Galvanismus der Erde exponitr ist. Der Graf hat sich aber bei seinen Experimenten nicht isolirt, und es hat sich bei ihm also nur das ergeben, was sich in Ausübung der Rhabdomantie, mag sie als Pendel, Ruthe, bigobarer Cylinder ausgeübt werden, ergibt, daß nämlich der Elektrogalvanismus der Erde, besonders der

Metalle, des Wassers und der Steinkohlen, durch den Menschen als Leiter durchströmt und so auf das Instrument wirkt, um es in Bewegung zu setzen. Ist nun der Rhabdomant ein sehr reizbarer Leiter — nicht alle sind so reizbar wie ein Pennet, ein Campetti, ein Ritter ꝛc. — so überträgt er den Galvanismus auch auf andre Menschen, was aber nur durch unmittelbare Berührung geschehen kann, (ich aber öfter bei rhabdomantischen Versuchen Personen, welche für sich die Versuche nicht machen konnten, dadurch sogleich zu Rhabdomanten gemacht, daß ich nur meine Hand auf ihre Schulter legte), und wenn hiebei die Erscheinungen des Vitalmagnetismus eintreten, so ist es nicht der Galvanismus, der sie hervorruft, sondern dieser ist nur mit jenem accidentell verbunden und wird es immer seyn, wenn der Magnetiseur sich nicht auf den Isolatorio mit dem Patienten befindet. Der Graf hat den durch den Menschen geleiteten Galvanismus, aber nicht Vitalmagnetismus gemessen und sichtbar gemacht, welches bei allen rhabdomantischen Versuchen geschehen kann.

3) Ich glaube, daß es dem Leser nicht unlieb seyn wird, eine Darstellung neuerer rhabdomantischer Versuche und Erscheinungen zu erfahren, welche ein Herr C. W. Schmidt gemacht hat, und die mir durch einen Freund in Abschrift mitgetheilt sind. Sie sind zu belehrend, um sie nicht zu veröffentlichen, und da ich nicht weiß, ob Herr Schmidt dieses thun wird, so wage ich es, da ich seinen Aufenthalt nicht kenne, also seine Erlaubniß zur Veröffentlichung der interessanten Versuche nicht einholen kann, im Interesse der Wissenschaft, sie abdrucken zulassen. Möge Herr Schmidt mir darüber nicht zürnen, sondern darin nur einen Beweis finden, daß ich es für sehr nöthig halte, seine Versuche der Vergessenheit jedenfalls zu entziehen.*)

Hiemit schließe ich diese lange Rede über den neunten Brief und gehe nun zu dem zehnten Brief über, welcher so-

*) Diese Versuche Herrn Schmidts finden sich in diesem Hefte später abgedruckt. J. K.

gar nun an eine Fürsten Gallitzin gerichtet ist und die Ueberschrift: Die Neururgie in der Vergleichung. Neue Phänomene führt.

Was der Graf über die Vergleichung der Neururgie mit andern Naturerscheinungen sagt, ist höchst unbedeutend, und nur für ihn ergibt sich daraus das Resultat, daß Vitalmagnetismus nur galvanische Electricität sey. Wir lassen dieses bei Seite und wenden uns lieber zu den vom Autor berichteten Phänomenen bei Somnambülen, die er beobachtet haben will, und unter denen mehre bisher noch nicht beachtete sich befinden. Er theilt, nach seiner Theorie, die Erscheinungen in electrische, mechanische und Erscheinungen der Leitungsfähigkeit ein, die wir hier folgen lassen:

A. Neue electrische Erscheinungen in der Neururgie.

1) Ein Somnambüle, der den Zeichen seines Innervators aufs genaueste und augenblicklich gehorcht, thut dieß nicht mehr, wenn man ihn mit gummirtem Tafft bedeckt.

2) Wenn man, nachdem dieß geschehen ist, die rauschendste Musik ausführt, so bleibt er, der (wie ich annehme und wie sich beinahe alle Subjekte gebärden) zuvor die bewundernswürdigsten, die schwersten, die theatralischsten Stellungen angenommen, jetzt regungslos, unempfindlich und wie stumpfsinnig stehen.

3) Bedecken Sie einen sehr in die Augen fallenden Gegenstand, z. B. eine weiße Tasse mit einem gleichen Tafft, so wird der Somnambüle trotz der Durchsichtigkeit des Taffts seinen Gegenstand nicht sehen, während er einen gleichen unter einer groben, schwarzen Leinwand unter einem Teppich u. s. w. gewahrt.

4) Wenn der Innervator kräftig und das Subjekt vorgerückt ist, läßt ein einfaches Blatt gummirten Taffts eine Art von Wahrnehmungschein durchblicken, man bemerkt am Subjecte eine unbestimmte und verlegene Unruhe, als glaubte es irgend ein verworrenes und aus weiter Ferne

kommendes Geräusch nicht recht gehört zu haben. — Bei diesem Experimente kommt es oft vor, daß der Somnambüle seinen verdunkelnden Schleier herunterreißt und voll Verdruß von sich wirft.

5) Aber zwei Foulards oder ein doppeltes Blatt gummirten Taffts (von Seide, nicht von Gaze) isoliren sowohl die Objects von den Somnambülen, als auch den Somnambülen von der Innervation gänzlich: wenigstens kommt mir dieß immer vor.

6) Ich nehme an, der Somnambüle gehe, wenn man will, von seinem Innervator angezogen, auf einen Punkt zu; werfen Sie einen Strang Seide, ein Halstuch, ein Band von demselben Stoffe auf seinen Weg, so bleibt er stehen und erklärt den Uebergang für unmöglich.

Ein anderer, nicht electrischer Stoff bringt diese Wirkung nicht hervor.

7) Bei der Fortsetzung des Schalles, der Stimme, des Hauches, des Wärmestoffs, mittelst einer Schnur, verschwindet (siehe weiter unten die Erscheinungen der Leitungsfähigkeiten), wenn diese Schnur von reiner und weißer Seide ist, die ganze, übrigens gewöhnliche Thätigkeit vollkommen. Ist die Seide gefärbt, so dringt eine gewaltige Kraft durch, meine Zuschauer vermöchten es mit der ihrigen nicht.

B. Mechanische Erscheinungen.

1) Mag der Somnambüle von mir oder von andern Personen gebildet seyn, dieß ist gleichgültig, immerhin folgt er dem Wege, den ich ihm mit einem Stäbchen, einer Stange, einer Röhre u. s. w. vorzeichne, wenn auch der Fußboden mit einem ziemlich dicken Teppich bedeckt ist, mit der pünktlichsten Genauigkeit. Alle anwesenden Somnambülen werden mit dieser wunderbaren Genauigkeit den seltsamsten Winkelzügen folgen. Diejenigen, welche die Füße schleppen, wenn sie von der Stelle weichen, richten sich mit staunenswerther Genauigkeit nach den Krümmun-

gen, ohne die Linie je zu verlassen, diejenigen, wie die meinigen alle, welche den Fuß beim Gehen aufheben, sind eben so regelmäßig; aber dieß fällt weniger auf, weil ihre Bewegungen abgerundet sind.

2) Meine Somnambülen folgen diesen schwierigen Linien selbst dann, wenn man sie (es versteht sich, immer unsichtbar und ohne das mindeste Geräusch) hinter ihnen gezogen hat; aber sie folgen ihnen rückwärts, wenn ihnen die Richtung zur Seite liegt: so habe ich welche, die seitwärts gehen, indem sie die Füße kreuzen, wie es in der Reitschule das Pferd machen würde, das man mit gegen die Mauer gelehntem Kreuz, oder mit einwärts gebogener Schulter zu gehen zwingt.

Die Somnambülen, die ich ganz vollendet erhielt, wendeten sich sogleich rasch um und verfolgten dann den ihnen vorgeschriebenen Weg in der Richtung nach vorn.

3) In dem einen oder dem andern Falle bleibt, wenn ich den Anfangs weiter fortgeführten Weg mit einem Striche meines Stäbchens durchschneide, der Somnambüle, sobald er bei diesem imaginären Durchschnitt angekommen ist, stehen, erklärt: nicht weiter gehen zu können und klagt über Hindernisse, die man ihm in den Weg werfe; bisweilen wird er starr, und dieser Krampf muß gelöst werden, damit er einen andern Weg einschlagen kann.

Wenn man Seide auf den Weg wirft, treten dieselben Erscheinungen ein, wie oben.

4) Ein (menschlicher oder künstlicher Hauch auf dieses imaginäre Hinderniß hat die Wirkung, daß der Somnambüle seinen Weg fortsetzt und erst am Ende der vorgezeichneten Linie wieder stehen bleibt. Fragen Sie ihn, warum er nicht weiter geht? — so wird er Ihnen sagen: ich bin verirrt, ich sehe keinen Weg mehr, oder ich kann nicht weiter u. s. w.

C. Erscheinungen der Leitungsfähigkeit.
(Schall, Stimme, Wärmestoff, Wind, Hauch, Geruch.)

1) Wenn ein Somnambüle freiwillig oder neururgisch

so weit isolirt ist, daß er selbst seinen aus vollem Halse schreienden Innervator nicht mehr hört, so binden Sie das eine Ende einer, wenn auch noch so langen Schnur an seinen Gürtel, seine Weste, seine Hand, wo Sie wollen; reden Sie selbst oder die nächste beste Person so leise als möglich an das andre Ende der Schnur hin: und der Somnambüle antwortet auf der Stelle. Lassen Sie oder knüpfen Sie die Schnur los, so wird er wieder taub.

2) Wenn die Schnur von Seide ist, so hört er nichts.

3) Heften Sie bei dieser vollendeten Isolirung das Ende der wie oben angeknüpften Schnur, oder legen Sie dieselbe einfach an ein musikalisches Instrument, worauf man spielt, ohne daß er es bis jetzt gehört hat, so vernimmt der Somnambüle im Augenblicke auch die schwächsten Töne und nimmt die Stellungen und Geberden an, die man an ihm kennt. Dieß hört alles auf, wenn die Schnur vom Instrumente entfernt wird.

4) Binden sie einem nicht isolirten und sprechenden Somnambülen eine Schnur von Hanf, Baumwolle, Aloe, einen einfachen Faden, so lang Sie wollen, an die Hand: Fragen Sie ihn über die Temperatur dieser Hand; blasen Sie selbst oder ein Andrer alsdann mit dem Munde, oder einem Blasebalg, wie Sie wollen, an das Ende dieser Schnur, so schüttelt der Somnambüle seine Hand, klagt über Erkältung und bald über starkes Frieren derselben.

Machen Sie es umgekehrt und hauchen Sie ihm warmen Athem auf die magnetisirte Schnur, so kehrt die Heiterkeit auf das Gesicht des Somnambülen zurück und seine Hand streckt sich: „herrlich!“ wird er sagen, „das ist besser!“ — Fahren Sie fort, so klagt er, daß Sie ihn brennen, da sucht er seine Hand aus diesem Nessusnetze loszumachen, wie er sich so eben erst daraus zu befreien suchte, als es ihm vorkam wie die Ketten des Prometheus auf dem eisigen Gipfel des Kaukasus.

6) Bei rein seidnen Schnüren findet von dem Allem nichts statt.

7) Ein Stäbchen, ein Draht von Metall, ein Rohr verhalten sich wie eine Schnur.

8) Ich habe zwar einige Anzeichen von der Fortpflanzung der Gerüche mittelst der angegebenen Leiter; aber ich spreche mich über dieses Factum, weil ich es an zu wenig Somnambülen bewahrheiten konnte, nicht mit derselben Sicherheit, wie über die vorhergehenden und nicht mit derselben Strenge aus, die ich mir bei dergleichen Untersuchungen zum unverbrüchlichen Gesetz mache.

D. Verschiedene Arten des Erweckens und seine neun Phasen.

1) Wenn der ekstatische Somnambüle oder der nicht ekstatische, oder der blos eingeschlafene Neururgische in der Ruhe ist, z. B. sitzend, so binden Sie einen Faden an eines seiner Glieder, wickeln Sie dessen andres Ende um ein Stück Holzkohle, ziehen Sie sich zurück und warten Sie. Das Subjekt regt sich mit wahrem Erstaunen, streckt Hände und Arme aus, wird unruhig, so unbeweglich es war. Fragen Sie es nach der Ursache dieser Bewegung, oder wie es sich fühle, so antwortet es: „ich fühle mich leichter, es ist als ob man mich wecken wollte.“ Bald darauf tritt jene kurze Zeit des ekstatischen Stillstandes ein, die gewöhnlich dem Erwachen unmittelbar vorhergeht, und bald erfolgt denn auch dieses mit seinen Verwunderungen, seinen erstaunten und etwas einfältigen Mienen!

2) Wenn das Subjekt steht und ihm diese sonderbar aufweckende Schnur um die Lenden gebunden wird, so fällt es einige Augenblicke vor dem Erwachen (nachdem die Innervation der Extase bereits nicht mehr zunimmt) sitzend nieder und erwacht gewöhnlich mit lautem Gelächter über seine wunderliche Stellung.

3) Das rohe Antimonium bringt die erweckenden Wir-

kungen der Kohle hervor, nur scheinen sie mir schwächer; es hat überdieß die Eigenschaft, schwer in den Händen der Somnambülen zu wägen. Seine Wirkungen schienen mir außerdem der Beobachtung würdig.

Auch das Stroh verräth eine bedeutende absorbirende Kraft. Sollte der Instinkt unsere gemeinen Betten daraus bereitet haben, auf denen der Schlaf das Augenlied ihres armen Besitzers weniger flieht als auf dem isolirten Flaum des entnervten Reichen? Ich scherze, Fürstin, ich behaupte nicht.

4) Die Lösung des Starrkrampfs der Glieder, welche durch die Kühle bewirkt wird, ist, wenn man es recht auffaßt, nichts andres als ein angefangenes Erwecken. Sie haben in der That so eben gesehen, daß dieses unmittelbar darauf folgen würde, wenn der Innervator mit ihrer Anwendung auf das eingeschlafene Subject fortführe, statt sich auf einen leichten Contakt mit den Gelenken zu beschränken, um ihre Biegsamkeit, Beweglichkeit wieder herzustellen.

Darum ist es auch bemerkenswerth, daß ungeachtet dieser so deutlich ausgesprochenen Kraft die Kohle allein hinreicht, um den tiefsten künstlichen Schlaf hervorzurufen, den man kannte. Sey es, daß das Subjekt ein Stück davon in jede Hand nähme und es wirken lasse, sey es, daß es sich auf eine mit Kohlen gefüllte Wanne setze, oder die Füße darauf stütze.

Ob diese Versuche richtig sind, daran zweifle ich nicht, da sie meistens nichts enthalten, was nicht schon vorgekommen wäre, und nur die angeblich so kräftige Einwirkung der Kohle ist bisher noch nicht so bekannt gewesen. Hätte der Verfasser sich übrigens mehr mit der deutschen Litteratur bekannt gemacht, so würde er nicht alles für so neu und unbekannt gehalten haben, was er als solches angibt, worüber nur folgende Bemerkungen ich mir mitzutheilen erlaube:

a) Die sichtbare, greifbare und meßbare Darstellung des

Magnetismus hat auch schon der Dr. Ph. C. Lommatsch durch eine, in Wolfarts Neuem Ascläpinion, 2ter Band, 2tes Heft, S. 40 enthaltene Abhandlung versucht, und findet sich daselbst noch eine dem Grafen nicht bekannte Thatsache, die sich einem jeden Versuchenden bald bestätigt, daß man nämlich eine ruhige Talglichtflamme durch den Blick sofort in schwingende Bewegung bringen und auch die Flamme verlängern und verschmälern kann, wodurch auch eine ungefähre Kraftmessung möglich wird. — Die Flamme ist der undulirende Aether, und der Blick des Menschen mit der Kraft der Seele vermehrt die Undulation.

b) Die, wie Robiano angibt, totale Isolirung des Somnambülen durch gummirten Tafft ist gewiß nicht richtig, da alle Magnetiseure zwar die temporelle Hemmung der magnetischen Einwirkung durch Seide kennen, aber auch wissen, daß eine totale Isolirung dadurch nicht hervorgebracht wird. Man benutzt gerade diese hemmende Eigenschaft der Seide, um magnetisirte Sachen gegen die Schwächung des Magnetismus durch Einwicklung in Seide zu schützen.

c) Die Bemerkung des Dr. Hartmann zu Frankfurt an der Oder, daß er beim Magnetisiren stets electrische Erscheinungen wahrgenommen habe, die sich durch Knistern, Funken-Sprühen und Prickeln kund gethan haben, zeigt, daß man electrische Miterscheinungen auch früher beobachtete. Professor Wolfart, welcher jene Abhandlung Hartmanns im Neuen Ascläpinion Bd. 1., St. V., S. 245 ff. aufgenommen hat, spricht sich darüber (ibid. Bd. 2, St. I., S. 239) sehr kräftig aus, daß der ihm gemachte Vorwurf, als habe er ein gewöhnliches elektrisches Phänomen für ein lebensmagnetisches genommen, ganz falsch sey, aber er wisse, daß Electricität überall und immer vorhanden sey, bei jedem mechanischen, jedem chemischen, wie bei jedem organischen Vorgang. Aber wie und in welcher eigenthümlichen Beziehung (zwar niemals als Ursprüngliches, sondern als äußere Wirkung) solche, wie

überhaupt jede Sache sich zeigt, darin liegt der Unterschied, liegt die Bedeutung.

d) Wenn Graf Robiano den Erdmagnetismus als das Mittel ansieht, um durch ihn, nämlich durch die Delination und Inclination der Magnetnadel den Vitalmagnetismus zu messen, und dieses als etwas Neues ansieht, so sind die Wirkungen des Fingers des Magnetiseurs auf die Magnetnadel schon längst in Deutschland, schon im Jahre 1815, bekannt, wie dieses sich in „Wolfarts Erläuterungen zum Mesmerismus, Berlin bei Nicolai, 1815," ausgeführt findet; allein die Einwirkung der Harz- und Glaselectricität ist von der Einwirkung des streichenden Fingers so total verschieden, daß hiebei etwas Anderes als gewöhnliche Electricität wirken muß.

Doch genug über diesen Brief, und wenden wir uns nun zu dem 11ten und letzten derselben, mit der Ueberschrift: Neururgische Verzückung und Contemplation, Einfluß des Lichts, Apparate; der — der Autor steigt per gradus ad peonassum, — nun gar an einen kaiserlichen Prinzen gerichtet ist.

Die in diesem Briefe abgehandelten Sachen sind ungefähr in Kürze folgende:

1) Ein schwerer, an den Lendenmuskeln beschädigter und auf Krücken nur sich bewegender Teophytus R. X. X. wird als Somnambul so ekstatisch, daß er mit Schnelligkeit und ohne Stock und Krücken im Salon herumgeht, aber nach dem Erwachen wieder als Krüppel zu den Krücken greift.

Diese dem Autor so sehr neu und befremdend scheinende Sache ist nichts weniger als neu, da wir in Deutschland schon viele Fälle haben — wohin auch vielleicht die ekstatische Lähmungs-Aufhebung der Droste-Vischering beim Trier'schen Rock gehört, die nach der Ekstase gleich in ihren vorigen Zustand kam, — daß Lahme im Somnambülismus den freien Gebrauch ihrer Muskeln hatten, der mit dem Erwachen

wieder verschwand. Wahrscheinlich hielten den Theophytus sonst nur die Schmerzen, die er im Somnambülismus nicht empfand, ab, von seiner Gehfähigkeit im Wachen Gebrauch zu machen. Vielfach ist es mir schon begegnet, daß Personen, welchen die Extremitäten durch Rheuma schmerzhaft gelähmt waren, bei der gewöhnlichen Manipulation schon freie, schmerzlose Beweglichkeit im Gebrauch der Glieder erhielten, die aber nach einiger Zeit sich wieder verlor, und erst nach völliger Heilung des Rheuma beständig war.

2) Es gebe einen somnambülen Zustand (der Autor nennt ihn raptus, Verzückung, Contemplation), der sich durch seine Darstellung merkwürdig auszeichne, und den er als neu von ihm durch Streichen mit Federn — besonders Schwungfedern des azurblauen Papagai, den Schwanzfedern des gemeinen und Goldfasans, aber am meisten des Silberfasans, — hervorgebracht bezeichnet.

Durchaus finde ich in dem Zustande der Somnambülen, welche Robiano raptus nennt, nichts, was sich nicht schon mehr oder weniger bei Somnambulen gefunden hat, wovon sich in Wolfarts, Nordhoffs und Kiesers Zeitschriften über Magnetismus, ja in der dem Verfasser gewiß bekannten Bibliothèque du magnétisme animal viele Beispiele finden. Die Wirkung der Federn wäre etwas Neues, aber darüber müssen erst noch mehrere Erfahrungen gesammelt werden, damit nicht ein post hoc ergo propter hoc täusche.

3) Die glänzendsten und leichtesten Somnambülen habe er unter den Personen getroffen, welche Sommersprossen haben, oder welche mehr oder weniger schielen.

Es ist dieses möglich, gibt aber keine Regel, und manche Magnetiseure halten schwarzhaarige Personen, andere die blonden für mehr zum Somnambülismus geneigt. Es möchte wohl eher der Satz aufzustellen seyn, daß die mehre Homogenität des Magnetismus des Magnetiseurs mit dem des Magnetisirten, wie dieses Hensler schon bemerkte, die Ur-

fache schnellerer Einwirkung ist. Es fehlt hier durchaus noch an sichereren Erfahrungen.

4) Der Blick an sich allein, versetzt in den neururgischen Schlaf.

Dieses ist sehr wohl bekannt, aber beweist nichts für des Verfassers Galvanismus-Theorie, vielmehr zeigt sich das Gegentheil, wovon ich noch in diesen Tagen einen Beweis hatte, indem ich eine seit ihrer Kindheit durch den grauen Staar erblindete, 36 Jahre alte Dame in drei Minuten durch den Blick, indem ich nun meinen Willen fixirte, und ohne daß sie etwas davon ahnte, in Krämpfe und Schlaf versetzte. Ich hatte sie vorher lange betrachtet und ihre Augen untersucht, ohne jene Wirkung hervorzubringen. War nun mein Wille auch Galvanismus?

5) Eine Beschreibung der galvanisch-neururgischen Apparate des Autors mit mehreren Regeln der Anwendung.

Die Apparate sind so mannigfaltig und kostbar, daß wohl nur wenig Magnetiseure sie anschaffen und anwenden mögen, und sie wirken doch gewiß nur wie ein Baquet, und haben noch gegen dieses manche Unvollkommenheiten und Inconvenienzen mehr.

Damit schließe ich die Betrachtungen über Robiano's Werk, und wenn ich auch seiner Theorie nicht huldigen kann, und noch weniger der Art der Darstellung, so ist es doch für die Wissenschaft von Werth, seine Ansichten ausgesprochen zu sehen.

Ham, im März 1850.

J. L. von Uslar.

Eine neue Schrift über eine magnetische Behandlung.

Von Dr. Karl Mayerhofer, Arzt zu Kreismünster, erschien eine Schrift, betitelt:

„Die Einheit des Wissens und Glaubens im Lichte des Somnambulismus und Hellsehens. Dargelegt in der Geschichte einer Somnambule. Wien 1850."

Der Verfasser fand Gelegenheit, mehrfache Beobachtungen über Somnambulismus und magnetisches Einwirken zu machen, und behauptet: daß Somnambulismus und Hellsehen sich in den sturmbewegten Jahren 1848 und 49, welche die Gemüther in ungewöhnliche und andauernde Spannung versetzten, viel häufiger, als in friedlichen Zeiten, sich gezeigt hätten. Während dieser Zeit kehrte bei dem Verfasser der Magnetismus, wie er sich ausdrückt, im eigenen Hause ein. Seine Gattin hatte schon vor ihrer Verheirathung sich eine mechanische Verletzung des Rückenmarks zugezogen, die heftige Kopfschmerzen und Krämpfe der Glieder zu Folge hatte, Krankheitssymptome, die besonders auf den Gebrauch homöopathischer Mittel auf längere Zeit wieder verschwanden, die aber nach der Verheirathung in Folge großer Gemüthsaufregungen und Seelenleiden im Jahr 1848 wiederkehrten, und von Erscheinungen des Somnambülismus begleitet waren. Als diese Leiden kein gewöhnliches Hülfsmittel zu heben wußte, fand sich der Gatte nothgedrungen, den Magnetismus zu Hülfe zu nehmen. Es entstand bei ihr im Verlaufe der Kur tiefes Schlafwachen (was aber der Arzt nicht gerade bezwecken wollte), mit Erscheinungen des Hellsehens, der Voraussage u. s. w., und schöne geistige Eröffnungen fanden in diesem Zustande statt. Die Behandlung dauerte ein Jahr, nach dessen Verlauf die Frau gänzlich von ihrem Leiden befreit wurde.

Der Verfasser fand auch sonst Gelegenheit, den Lebensmagnetismus kennen zu lernen. Er sagt darüber: Ich lernte sehr oft den Lebensmagnetismus als ein durchgreifendes Heilmittel kennen, und dieß in seinen verschiedensten Graden; aber

ich ging, so lange mir noch andere Mittel zu Gebot standen, nie darauf aus, die magnetische Wirkung bis zur Entwicklung des Somnambulismus und Hellsehens zu steigern, so einladende Fälle mir auch vorgekommen sind, weil ich den Magnetismus mehr von psychischer als physischer Seite auffasse, und es daher für eine Entweihung der Menschenwürde halte, den somnambulen Zustand ohne Noth hervorzurufen oder zum Gegenstand profaner Neugierde zu machen. Stieß mir aber der Somnambulismus unverhofft auf, so ging ich ihm nicht aus dem Wege, und pflegte ihn mit gutem Willen und reinem Herzen."

Die Aphorismen über die Erscheinungen des Lebensmagnetismus, die der Krankengeschichte angehängt sind, zeigen, wie sehr der Verfasser über diese merkwürdige Naturerscheinungen nachdachte. Sie sind tief gedacht, wahr und klar, und wir können nicht umhin, unseren Lesern Nachstehendes aus ihnen mitzutheilen.

Der Magnetismus ist als Vergangenheit der Urzustand des Menschen vor dem Sündenfalle, ist als Gegenwart die Befreiung des Geistigen von den leiblichen Banden, und als Zukunft der Zustand des Menschen nach dem Tode des Körpers. Das Hellsehen ist das winkende Morgenroth des Jenseits, wo wir die verlorene Einheit und Allheit des Seyns wieder gewinnen, und zum vollen Genusse des uns in der Brust durch die angeborne Sehnsucht verheißenen Erbtheils gelangen werden. Die Halbheit und Zerrissenheit des Erdenlebens, das innere Schlafen beim äußeren Wachen, sowie das äußere Schlafen beim inneren Wachen, das stete Schwanken und Schaukeln zwischen Wachen, Schlafen und Träumen, das Aufraffen zur Thätigkeit und Zurücksinken in Ohnmacht, der stete Wechsel von umdüstertem Verstandesleben und mystischem Gemüthsleben ist ein Zustand der Unvollkommenheit, der Schwäche und Zerrüttung, der mit der Vollkommenheit der

Weltordnung nicht übereinstimmt, und deßhalb der wahre und bleibende Zustand des Menschen nicht seyn kann. Es muß eine höhere und bessere Sphäre des Seyns geben, wo es keine Täuschung und keine Ermüdung, wo es keinen Schweiß und keinen Schlaf gibt, wo das äußere und innere Bewußtseyn in ein Licht, das nie erlischt, zusammenstrahlt, wo alle Beziehungen und Entsprechungen im Bewußtseyn der Seele aufleuchten, und wo der freie Geist die Fülle seines ganzen Seyns in unverhüllter Klarheit überschaut.

Ohne Glaube an die Unsterblichkeit der vom göttlichen Hauch erfüllten Seele hat das menschliche Leben keinen Werth und Sinn, wird zur Qual und Lüge. Es erhält erst mit der Ueberzeugung von der Erlösung aus dieser zerrütteten Halbheit und von der persönlichen Fortdauer in einem dem Seelenwerthe entsprechenden Zustande Bedeutung, Werth und Verständniß.

Das Bewußtseyn vom äußeren Wachen geht in das innere Wachen des Hellsehens mit hinüber, aber bei der Rückkehr vom inneren zum äußeren Hellsehen geht die Erinnerung an das neue Reich im Lethe des Schlafes unter; denn die Erinnerung des objektiven Bewußtseyns ist auf die durch die leiblichen Sinne vermittelten Wahrnehmungen beschränkt; der geistige Ring der ideellen Anschauungen ist davon ausgeschlossen. Das Erinnern des innern Wachens dagegen erstreckt sich nicht nur auf alle vorhergehenden magnetischen Schläfe, sondern auch auf das ganze frühere Leben bis in die fernste Jugendzeit. Vor dem Auge des Hellsehers liegt das ganze äußere und innere Leben als ein aufgeschlagenes Buch. Hellseher wissen sogar, was in vorausgegangenen Ohnmachten, wo das gewöhnliche Bewußtseyn erloschen war, um sie vorgegangen ist. Das objektive Bewußtseyn ist darum als Halbheit ein tieferer Zustand des Seyns, und das subjektive Bewußtseyn ist als Allheit ein höheres Seyn.

Das äußere und innere Wachen sind zwei so differente Zustände, daß sich die Urtheile und Neigungen der Magneti-

schen im wachen und im magnetischen Seyn häufig widerstreiten, und Somnambüle gleichsam Doppelwesen zu seyn scheinen. Magnetische haben oft über dieselben Personen und Sachen ganz verschiedene Ansichten im wachen und im hellen Zustande. Häufig streiten sie sich, die eigenen Verordnungen zu befolgen, worüber sie sich im somnambulen Zustande wieder reumüthig anklagen, und dem Magnetiseur die psychischen Mittel an die Hand geben, womit er sie zum Gehorsam zwingen kann, wenn sein Wille nicht ausreicht. Oft wird die Nähe von sonst werthen Personen in dem magnetischen Schlafe nicht ertragen, während die Gegenwart von gleichgültigen, ja sogar widrigen Individuen angenehm erscheint. Auf gleiche Weise finden die im gewöhnlichen Umgange Begünstigten vor dem Urtheil der Hellseher oft wenig Gnade, und sonst Verschmähte kommen dagegen zu Ehren, welche Erscheinungen sich leicht aus der Sympathie und Antipathie, aus der homogenen und heterogenen Lebensströmung, und aus dem reinen und unreinen Willen der Personen erklären lassen. Bei ihren moralischen Urtheilen zeigen die Somnambülen große Schonung und Nachsicht für die menschlichen Schwächen Anderer, während sie gegen sich selbst keine Schonung haben; aber über böswillige Verstocktheit und moralische Versunkenheit halten sie strenges Gericht, und sprechen ihr Verdammungsurtheil mit schonungsloser Entrüstung aus. Zum Zeichen und Beweise der Wahrheit gebrauchen die Somnambülen bei ihrem Lobe und Tadel über Andere sowohl gegen Hohe als Niedrige, Verwandte und Fremde, das unceremonielle und gleichmachende Du.

Auch innerhalb des somnambulen Zustandes der tieferen und höheren Stufen kommen über dieselben Personen und Gegenstände sehr abweichende Meinungen vor. Der Schlüssel zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung liegt in dem großen Unterschiede der unteren und oberen magnetischen Grade, der für den Werth und Unwerth der Urtheile und Angaben der Somnambülen maßgebend ist. Daher dieser Maß-

stab bei der Beurtheilung des Magnetismus stets im Auge behalten werden muß, um nicht in Irrthum und Selbsttäuschung zu fallen. Denn während die tieferen von der Sinnlichkeit getrübten Stufen dem subjektiven Irrthum und der moralischen Unlauterkeit noch zugänglich sind, gehören die Kreise des geistigen Hellsehens der objektiven Wahrheit und sittlichen Reinheit an, wo Unsittlichkeit, Falschheit und Lüge den Somnambülen unmöglich ist. Es gibt daher Fälle, wo der Magnetiseur den in den unteren magnetischen Graden zu List und Verstellung geneigten Kranken absichtlich in die höheren Kreise zu führen suchen muß, um durch das erwachte Tugendgefühl seine schlimmen Neigungen zu bekämpfen. Dafür aber verlangen die Hellseher gleiche Reinheit und Offenheit der Absichten von ihrer Umgebung, und moralische Unlauterkeit sowie absichtliche Unwahrheit der im Bereiche der Lebensatmosphäre befindlichen Beobachter stören das Hellsehen durch die Vernichtung des sympathischen Kreises. Der Ungläubige, der Zweifler und Spötter hat das Heft in seiner Hand, die zarte Blume des Hellsehens zu knicken, ja er kann sogar mit dem Scheine der Wahrheit sich seiner antimagnetischen Kraft noch rühmen, und den Triumph des Unglaubens über den Glauben feiern. Uebrigens können auch Fälle vorkommen, wo der Magnetiseur dem zu großen Hange des Magnetisirten zu überspannter Schwärmerei mit Entschiedenheit entgegen zu treten hat.

Der wichtige Unterschied zwischen den tieferen und höheren magnetischen Stufen ist auch in Beziehung der Verordnungen der Somnambülen festzuhalten. Nur die Arzneiverordnungen, welche Magnetische im Zustande des Hellsehens ungefragt auf bestimmte Weise und mit wiederholter Angabe für sich und Andere machen, sind untrüglich und zuverläßig. Diese müssen genau und pünktlich und selbst dann befolgt werden, wenn sie gleich ganz ungewöhnlich erscheinen, und mit den herrschenden Schulansichten nicht übereinstimmen; denn sie entsprechen vollkommen dem vorgesteckten Heilzwecke, und

wirken unfehlbar heilbringend, wo Hülfe möglich ist. Das Gleiche gilt in Beziehung auf die Vorhersagungen der Krisen und zukünftigen Ereignisse. Abgefragte und in niedrigen Graden des Somnambulismus angegebene Verordnungen und Weissagungen sind trügerisch und unverläßlich.

In Beziehung auf die Empfänglichkeit für die magnetische Einwirkung zeigt sich annäherungsweise folgendes Verhältniß: Der zehnte Theil der Menschen ist dem Einflusse des Magnetismus zugänglich; von hundert Empfänglichen kommen fünf zum Somnambulismus; davon gelangt einer zum Hellsehen, und auf zwanzig weibliche Schlafwache kommt ein männlicher Hellseher. Es gäben demnach 1000 Menschen eine Hellseherin, und 20,000 einen Hellseher, wenn alle magnetisirt würden.

Mädchen und Frauen mit zartem Nervensysteme, die an Störungen der Reinigung oder an Krankheiten des Rückenmarks leiden, sind während der Dauer der weiblichen Blüthezeit für die magnetische Einwirkung am meisten empfänglich, werden daher am leichtesten durch die magnetische Manipulation zum Schlafwachen und Hellsehen gebracht, und an der Starrsucht (Katalepsie) Leidende, die immer mit Reizung des Rückenmarks verbunden ist, treten häufig in den freiwilligen Somnambulismus über.

Die hellste Hellseherin war bisher die Seherin von Prevorst, und der hellste Hellseher war Swedenborg.

Die verschiedenen Methoden des Magnetisirens, oder die magnetischen Manipulationen lassen sich auf zwei Grundformen zurückführen: auf die positive, gebende, direkt stärkende Manipulation, und auf die negative, nehmende, ausgleichende Manipulation. Das erste Verfahren geschieht durch Behauchen, Besprengen, Bestreichen der Kranken mit den Handflächen, und ist bei direkter Schwäche mit Erschöpfung der Lebenskraft angezeigt; die andere Behandlung geschieht durch Streichen mit dem Rücken der Hände, und ist bei Kranken

mit indirekter Schwäche und ungeregelter Lebensströmung anwendbar.

Die angemessenste und wirksamste Behandlung des Scheintodes in allen seinen Formen ist die lebensmagnetische Erweckung.

Alle Widersacher des Magnetismus in Worten und Schriften machen das offene Geständniß, Hellseher mit eigenen Augen nie gesehen zu haben, sie legen sich nur mit theoretischen Gründen und subjektiven Auffassungen gegen die magnetischen Thatsachen zu Felde, und der Magnetismus kann mit voller Wahrheit von sich sagen: meine Feinde kennen mich nicht, aber ich kenne meine Feinde.

Alle Behauptungen und Einwürfe der Gegner lassen sich in den Satz zusammenfassen: Das Hellsehen ist als krankhaftes Traumleben und instinktartiges Innewerden, als ein vom Magnetiseur abhängiger, mithin unfreier Zustand nothwendig eine tiefere Stufe des Seyns, als das gesunde Tagleben, das philosophische Denken und unabhängige freie Bewußtseyn des äußeren Wachens.

Die Unhaltbarkeit dieses ohne wissenschaftliche Begründung hingestellten Axioms, das jedoch sehr des Beweises bedarf, wird dem aufmerksamen Leser aus dem Gesagten einleuchten, und ich begnüge mich im Anbelange der Abhängigkeit des Somnambüles vom Magnetiseur auf den wesentlichen Unterschied der tieferen und höheren Stufen des Magnetismus hinzuweisen. Die Gebundenheit und Unabhängigkeit des Somnambüles seinem Helfer gegenüber bezieht sich nur auf die organisch-psychische Sphäre, auf den Körper- und Seelen-Ring. In der geistigen Sphäre kehrt sich das Verhältniß um. Auf der Höhe des religiösen und moralischen Bewußtseyns, wo der vom Körper losgerungene Geist in freien Bahnen sich ergeht, das All der Schöpfung schaut, und sich in Demuth vor der Majestät des Schöpfers beugt; in den Momenten der geistigen Verklärung und des seligen Schauens ist der Hellseher ein Freier, wie Keiner auf Erden, und der Magnetiseur ist

ihm gegenüber ein an die beschränkte Erdscholle gefesselter Sklave.

Daher der unwiderstehliche Zauber, den Verklärte auf ihre Umgebung üben, daher der nie welkende Reiz des Hellsehens, der „ewig jung und ewig grün“ selbst für den erfahrenen Beobachter bleibt.

Es will uns ferner bedünken, daß obiger Behauptung zu Folge beim Sterben, welches doch der Uebergang zu einem besseren und freieren Seyn ist, das äußere Bewußtseyn, wenn es das höhere wäre, desto mehr sich erhellen müßte, je näher die Erlösung heranrückt, während doch das Gegentheil Statt hat, und gerade bei Sterbenden häufig das Aufleuchten des geistigen inneren Bewußtwerdens beobachtet wird.

Die gesellschaftlichen Untersuchungen des Magnetismus durch Prüfungskomité's, welche von den gelehrten Körperschaften und Akademien der Wissenschaft bisher beliebt worden sind, müssen aus begreiflichen Gründen, weil sie den Gesetzen der Sympathie und Psychologie geradezu widerstreiten, zu allen Zeiten und an allen Orten resultatlos bleiben. Solche nothwendiger Weise mißlungene Prüfungen sind nur für die Laien Bloßstellungen des Magnetismus, für die Kenner der Sache sind sie Bloßstellungen der Prüfer, welche sich selbst, die untersuchten Kranken und die Wissenschaft täuschen, weil sie auf diesem Wege die Wahrheit nicht finden können oder nicht finden wollen.

Nicht der Magnetismus entzieht sich dem Lichte der Oeffentlichkeit, die Prüfer entziehen sich (wissentlich oder unwissentlich, Beides steht Männern der Wissenschaft schlecht an), das Licht des Magnetismus. Innerhalb des sympathischen Kreises, in Gegenwart homogener Personen wird der Magnetismus willig vor dem Richterstuhle der Wissenschaft, die er nicht zu fürchten hat, erscheinen; aber vor einem Gerichte von Häschern, die ausziehen mit Spießen und Stangen, um den verfehmten Spukgeist zu fangen, stellt sich der Lichtgeborne nicht ein.

Eine gesellschaftliche Prüfung des Magnetismus wäre nur denkbar, wenn der zur Untersuchung sich hergebende Somnambule seine Prüfer im magnetischen Zustande selbst wählen könnte, wo dann die Wahl lauter Sympathische, seinem Zustande homogene Personen treffen würde. Da sich aber eine ganze Gesellschaft gleichgearteter Prüfer schwerlich finden dürfte, so wird der Somnambulismus und das Hellsehen Gegenstand der einzelnen Privatbeobachtungen bleiben müssen.

Die Beweise für die objektive Wahrheit des Magnetismus liegen in der Richtigkeit der angestellten Versuche, in der Wahrhaftigkeit der Beobachter und in der Zahl und Uebereinstimmung der mitgetheilten Erscheinungen. Der gegenwärtige Stand der Heilwissenschaft reicht zum Verständnisse des Magnetismus in seinen Höhen und Tiefen nicht hin, und weil die magnetische Lehre einen Umbau der Physiologie und Neubau der Psychologie bedingt, und überdies tief in das Gebiet der Moral und Religion eingreift, so darf dem Magnetismus um Gegner der Hülle und Fülle nicht bange seyn. Die alte Schule, die alte Kirche und der alte Staat reichten sich früher zum Bunde die Hand, dem Aufblühen des Magnetismus durch Verbote in den Weg zu treten, weil sie das W i s s e n des Hellsehens fürchteten, und jetzt schütten die moderne Wissenschaft, die moderne Religion und die moderne Politik das Füllhorn des Unglimpfs und der Lästerung über den Magnetismus aus, weil sie den G l a u b e n des Hellsehens fürchten.

Der Magnetismus ist als Offenbarung des Menschenlebens so alt als das Menschengeschlecht. Seine Geschichte ist untrennbar von der Geschichte des Menschen, und sein Faden geht durch alle Völker der neuen und alten Zeit bis zurück in das Dunkel der Vorzeit. Je nach dem Grade der wissenschaftlichen Bildung, sowie nach der Stufe der religiösen Aufklärung der verschiedenen Völker erscheint der Magne-

tismus als vielgestaltiger Proteus unter hunderterlei Namen und Formen.

Wir finden ihn als Gabe der Weissagung in den Orakeln der Griechen, als Mysterium der Heilkunst in den Tempeln der ägyptischen Priester, als künstlichen Wonneschlaf bei den orientalischen Völkern, bald erscheint der Magnetismus als Botschaft des Himmels in den Visionen und Ekstasen, bald als Teufelsspuk der Hölle in der Zauberei und Hexerei, und gegenwärtig lebt der Magnetismus beim Volke im Glauben an die Wirkung der Sympathie und Antipathie und unter allerlei Formen des sogenannten Aberglaubens fort.

Die methodische und wissenschaftliche Behandlung des Magnetismus beginnt erst mit Mesmer's Entdeckung der lebensmagnetischen Kraft und deren Veröffentlichung 1775. Der Lebensmagnetismus zählt also als Lehre und Wissenschaft erst ein Menschenalter, und hat noch eine große Zukunft. Ein unermeßliches Gebiet steht für seine Forschung offen, eine Menge wichtiger Erscheinungen und belangreicher Thatsachen erwarten vom Magnetismus ihre wissenschaftliche Erklärung, und zahlreiche Wunder ihre Lösung und Enthüllung. Die Aufgabe und Sendung der magnetischen Wissenschaft, die über die höchsten, theuersten und heiligsten Güter der Menschheit handelt, und in deren Brennpunkte sich das Wissen mit dem Glauben vereint, ist noch lange nicht erfüllt.

Vertheidigungsschrift gegen Herrn Dr. de Valenti von Christoph Blumhardt, Pfarrer zu Möttlingen.

Wir müssen dem Hrn. Dr. de Valenti vielen Dank wissen, daß er durch seine Anklagen gegen den Hrn. Pfarrer Blumhardt, die er sogar in einem Sendschreiben an das württembergische Consistorium richtete, den Hrn Pfarrer Blumhardt veranlaßte, in einer Schrift unter obigem Titel über seine Heilungen dämonischer und leiblicher Krankheiten auf dem Wege des Glaubens und Gebetes öffentlich zu sprechen und die gegen sein Verfahren schon häufig gemachten Einwürfe und Anklagen zu widerlegen.

Der Inhalt der Schrift besteht:

1) in der Einleitung, die die Geschichte seines Zerfalles mit Hrn. Dr. de Valenti und den Ursprung der Anfeindungen von Seite dieses seines gewesenen Freundes darthut.
2) folgt das merkwürdige Sendschreiben des Hrn. Dr. de Valenti's an das Consistorium, auf das aber Hr. de Valenti wohl keine Antwort erhielt.
3) handelt er die Besessenheitsgeschichte in Möttlingen und Hrn. Dr. de Valenti's Kritik darüber ab.
4) folgt ein Aufsatz über Heilung der dämonischen und
5) über Heilungen leiblicher Krankheiten,
6) über Privatbeichte und Privatabsolution,
7) über die Möttlinger Schwärmerei nach Lehre und Früchten.

Am Ende gibt Hr. Blumhardt sein Glaubensbekenntniß nach Dr. de Valenti's Fragen.

Wir empfehlen den Lesern unserer Blätter auch die Durchlesung dieser Schrift, die uns vieles Interessante aus dem Gebiete des Innern darbietet und jedenfalls von großer Glaubensfestigkeit und gutem Gewissen des Herrn Verfassers spricht und nicht verfehlen wird, Manche seiner Gegner eines Bessern zu belehren.

Was Herr Pfarrer Blumhardt in dem Kapitel von Privatabsolutionen nach geschehener Privatbeichte sagt, welche Handlung ihm besonders viele Tadler zuzog, sey uns erlaubt, der besondern Merkwürdigkeit wegen hier noch im Auszuge unsern Lesern vorzulegen, ohne durch ein Urtheil hierüber dem Urtheile irgend eines Lesers vorzugreifen.

„An die Privatbekenntnisse schloß sich bei mir die Privatabsolution an, darüber ich nun auch einige Worte zu sagen habe. Es ist sonderbar, wie sich die Zeiten und mit ihnen auch die Menschen ändern können. Zu Luthers Zeiten hat man die Beichte mehr um der Absolution willen, die man über Alles wichtig nahm, weil ohne sie keine Vergebung seyn könne, hochgestellt; jetzt ließe man die Beichte zum Theil wohl ohne Anstand passiren — aber die Alsolution — davor haben Viele ein entsetzliches Grauen! Sie haben mir's, im Anfange namentlich, arg übel genommen, daß ich mir herausnehmen soll, Sünden zu vergeben, während unser Einer nur Sündenvergebung zu verkündigen habe, was eben mit der Verkündigung des Evangeliums geschehe. Wenn ein Diener Christi überhaupt nur an die letztere gewiesen ist, warum werfen wir nicht auch die kirchliche Absolution über Bord, da der Prediger sagt: „Und ich als ein verordneter Diener J. Ch. verkündige euch solche Vergebung aller eurer Sünden im Namen Gottes ꝛc.“ Ist das etwa nur eine Comödie, wenn es nichts Anderes seyn soll, als was auf der Kanzel gepredigt wird: „Wer an Christum glaubt, wird Vergebung seiner Sünden empfah'n?“ Ist jenes nicht viel mehr eine bestimmte Zusage, bei welcher der Meinung der Kirche nach es sein Verbleiben haben soll? Soll es nicht ein förmlicher Akt, gleichsam ein Handschlag seyn, wie Luther sagt:

„Daß man die Absolution oder Vergebung von dem Beichtiger empfahe, als von Gott selbst und ja nicht daran zweifle, sondern feste glaube, die Sünden seyen dadurch von Gott vergeben im Himmel.“

„Was geschieht doch damit anders, als daß der Beichtiger förmlich die Sünden vergibt? Hat man zur Absolution ein Recht, warum nicht zur besonderen? Oder welche von beiden war wohl vor der andern? Dennoch hat man mir unzählige Male die Schriftworte vorgehalten: „Niemand kann Sünden vergeben, denn allein Gott." (Marc. 2, 7.) Wenn man aber nachschlägt, wer diese Worte sagt, so sind's die Pharisäer, die das Sündenvergeben dem Heilande als eine Gotteslästerung auslegen. Freilich mit pharisäischen Worten schlägt man heutzutage gern um sich; aber durch solche lasse ich mich nicht irre machen. So gelten mir gewiß die Worte Jesu mehr: „Welchen ihr Sünden vergebet, denen sind sie vergeben," welche sonnenklar anzeigen, daß den Aposteln &c. die Macht, Sünden zu vergeben, verliehen war, wie sie des Menschen Sohn vom Vater empfangen hatte.

Aber ich muß ein wenig weiter ausholen, wie ich zu der Privatabsolution gekommen bin. Als der erste Mann aus meiner Gemeinde ohne die geringste Aufforderung von meiner Seite nach mehreren Besuchen mir seine Sünden bekannt hatte, sprach er mich selbst um Absolution an. Er meine, sagte er, nicht völlig beruhigt gehen zu können, wenn ich nicht meines Amtes über ihn brauche. Ich war und bin Protestant, wohl bekannt mit den Reformationsschriften, in denen ich längst mehr als Andere mich umgesehen hatte, und that, wiewohl mit Bedacht und langsam, wie ich gebeten wurde. Den Eindruck aber, den es auf mich und den Mann machte, kann ich nimmer vergessen. Eine unaussprechliche Freude leuchtete aus dem Angesichte des Mannes, und mir war's, als ob ich in eine ganz neue, mir völlig unbekannte Sphäre hineingezogen würde, in welcher heilige Gotteskräfte rege wären. Ich wußte mir's noch nicht zu deuten und deutete es auch nicht, sondern fuhr in Einfalt und mit Vorsicht fort, auf ähnliche Weise zu handeln, als bald noch andere Sünder kamen. Die Wirkung, die diese sogenannte Absolu-

tion auf die Personen machte, nach welcher die letzteren vor Jedermann als ganz andere Leute erschienen, ohne die geringste Spur von Schwärmerei dabei zu zeigen, war es hauptsächlich, daß die Bewegung immer allgemeiner wurde und zuletzt meine beiden Orte erfaßte. Ich hatte gar keine andere Gedanken, als daß ich hier ganz im Einklang mit der protestantischen Kirche handle, wenn auch nicht wie diese jetzt ist, aber wie sie nach ihren Bekenntnißschriften seyn sollte.

Im Verlaufe machte ich allerlei besondere Erfahrungen. Wie schon oben einmal bemerkt, absolvirte ich unter Handauflegung und zwar mit freien Worten. Ich muß es gleich berühren, daß ich zwei Jahre später unter dem 23. Juni 1846 von meiner Behörde angewiesen wurde, das Handauflegen, welches weder vorgeschrieben, noch gebräuchlich sey, bei Ertheilung der Absolution in Zukunft zu unterlassen. Ich ließ mir die Anweisung gefallen, die ohnehin zu spät kam, indem ich glaubte, an und für sich schon außer der mir anvertrauten Gemeinde Niemanden Absolution ertheilen zu dürfen, meine Gemeinde sie aber nicht mehr bedurfte. Die Anweisung selbst konnte zwar für den Augenblick befremden; da die Handauflegung zu geistlichen Verrichtungen biblisch ist, auch überall gebräuchlich, wo die Kirche es mit einem Einzelnen zu thun hat, wie bei der Taufe, Confirmation, Investitur, auch einigermaßen bei der Copulation, dazu kommt sie überall in Deutschland vor, wo die Privatabsolution gebräuchlich ist. Dessenungeachtet gab ich mich zufrieden und versprach gehorsam zu seyn, weil ich mir den Grund der Anweisung denken konnte, welcher ist einem üblen Schein zu begegnen. Denn Viele nannten's, damit es nur nichts Göttliches sey, Magnetismus, weswegen ich die Absicht meiner Behörde nur eine wohlmeinende nennen konnte.

Meine Erfahrungen jedoch bei dem Akt der Absolution boten mir manches Eigenthümliche dar. Oben schon berührte ich's, daß neben dem auffallenden Eindruck zu Beruhigung des Gemüths je und je auch leibliche Uebel schwanden. So-

dann kam es mir bei etwa zwölf Personen vor, daß ich unter dem Gedränge, in dem ich stand, zu frühe Absolution ertheilte, sofern diese Personen mehr oder minder absichtlich Wichtiges verschwiegen hatten. Diese konnten von keinem Eindrucke reden, den der Akt auf sie gemacht hatte; im Gegentheil, es war, wie wenn es auf mich zurückgeschlagen hätte. Ich fühlte alsbald eine Enge auf der Brust und nach einigen Stunden eine Mattigkeit durch alle meine Glieder, als wollte mit einem Male alle meine Kraft zusammensinken. Ich kann die Eigenthümlichkeit dieses Unwohlseyns und der allgemeinen Lähmung, die 2—3 Tage fortdauerte, nicht näher beschreiben. Aber ich erkannte meinen Fehler und hatte und behielt von da an eine besondere Angst vor der Ertheilung der Absolution. Gerne hätte ich sie ganz aufgegeben. Das erschien mir aber als eine Feigheit und Verzagtheit, dazu da ich eben durch diese Erfahrung um so gewisser überzeugt wurde, daß etwas Reelles bei der Absolution wirke, das ich den mir anvertrauten Seelen nicht vorenthalten dürfe, sofern mir es gegeben sey. Ich mußte es wagen — o mein lieber Leser — wie Wenige mögen die Wagnisse, denen ich mich unterzog und unterziehen mußte, verstehen! Noch im nämlichen Sommer geschah es, daß ich von einem fernen todtkranken Collegen sehnlich erwartet wurde. Ich besuchte ihn endlich, er bekannte mir und forderte die Absolution. Ich gewährte ihm die Bitte aus freundschaftlicher Gefälligkeit, die aber in Gottessachen nimmer am Platz ist, und kam krank wie oben beschrieben nach Hause. Da merkte ich, welch eine ernste Sache es um die vom Herrn erhaltene Vollmacht ist, daß, was auf Erden gelöst werde, auch im Himmel gelöst seyn solle. Ja, eben weil dieser Akt unseres Amtes die größte Treue erfordert und der schwerste ist, wenn er nämlich die verheißene Geltung erhalten sollte, wurde mir's erklärlich, warum in der Kirche eines der wichtigsten Worte unsers Herrn sogar in Vergessenheit gerieth. Entweder die Absolution nicht mit dem rechten Geiste ertheilt, hat keine

Wirkung, oder wenn wirklich eine Kraft dabei wirkt, so ist auch eine Zurückschlagung zu fürchten, mit Nachtheilen selbst für das Beichtkind, entsprechend der protest. Lehre vom heil. Abendmahle, wonach Luther im Gegensatz zu Calvin behauptet, daß jedenfalls der Genuß eine Wirkung habe, sowohl auf Bußfertige, als auf Unbußfertige, nur im letzten Falle eine nachtheilige zu einem Gericht, nach Paulus (1 Cor. 11, 30) zu Krankheiten, ja selbst zum Tode.

Mittheilungen aus Graubünden.

---

1) Das Todtenvolk,

auch die Nachtschaar genannt, ist eine bei uns noch öfters vorkommende Erscheinung, die sich den Schauenden in einer langen Prozession dunkler Gestalten und durch ein Getön wie Bienengesumse oder auch wie das Gebetemurmeln wallender Katholiken kundgibt. Vor und in den Häusern derer, die in Bälde sterben, auf Kreuzwegen und den bei uns um 3 Uhr des Morgens den Tag anläutenden Glöcknern läßt es sich in der Kirche sehen. Die Sage spricht von lebenden Menschen, besonders Idioten und Taubstummen, die in gewissen Nächten aus ihrer Ruhe aufgestört mit unwiderstehlicher Gewalt hinausgetrieben und gezwungen werden, den Umzügen dieser geheimnißvollen Schaar sich anzuschließen. Zu später Stunde klopfe es zuweilen an die Hausthüren und dann solle man ja nicht rufen, wer klopft, ebensowenig, wenn es, wie zuweilen geschieht, die Leute bei Namen rufe, antworten, wer ruft, sondern einfach nur solle man, sofern man Lust hat zu wissen, ob Jemand draußen sey, fragen: ruft es, klopft es? Das wird hier auf dem Lande genau beobachtet, denn lasse man diese Vorsicht nicht walten, so treibe es einen,

den Phantomen bei ihren Umzügen zu folgen. Begegne man dem Zuge, so befiehlt der Glaube rechter Hand auszustellen. Unser alter Nachtwächter sagte mir öfters, den ledigen Burschen und dem Todtenvolk auszustellen und keine Acht zu geben, müsse eine Hauptregel der Wächter seyn, wenn es sie in ihrem Berufe leiden solle! Er habe einmal geschwatzt, er hatte nämlich den nahe bevorstehenden Tod eines an scheinbar leichter Unpäßlichkeit leidenden Mädchens aus meiner nächsten Verwandtschaft vorhergesagt; aber nie werde er wieder ein Wort von solchen Dingen sprechen, er habe sein Plaudern zu schwer zu bereuen gehabt; worin jedoch diese Strafe bestand, wagte er nicht zu offenbaren. Soweit die allgemeine Schilderung, es mögen nun einzelne Thatsachen noch Ihnen ein Näheres berichten.

Im Jahr 1841 starb eine Frau von D—, Geschwisterkindbase meiner Mutter, ganz plötzlich am Schlagfluß mitten in ihren Vorbereitungen zu einer Reise nach Neuwied. Mehrere Tage vor ihrem Hinschied hatte die Magd ihres in gleichem Hause wohnenden Neffen ihrer Herrschaft offenbart, sie befürchte einen nahe bevorstehenden Todesfall im Hause, weil sich ihr das Todtenvolk gezeigt habe. Spät in der Nacht nämlich hatte sie aus dem unter dem Fenster ihres Schlafzimmers befindlichen Baumgarten herauf ein dumpfes Murmeln aus dem Bette aufgeschreckt, sie sprang an das Fenster und gewahrte im Baumgarten eine Menge dunkler Gestalten, die sich gegen die Straße hinausbewegten. Vom Fenster des Corridor's aus sah sie dann den Zug dem nahen Kirchhof zuwallen und sich aufstellen und hörte dann noch graben. Da habe sie das Grauen erfaßt und genöthigt, in's Bett zu eilen. Da ich dem Begräbniß unsrer Muhme selbst beiwohnte, so ließ ich mir die früher schon durch Hrn. v. D — vernommene Geschichte durch die Seherin selbst bestätigen. — Hier kann ich nicht umhin, Ihnen eine alte Ueberlieferung aus dem gleichen Hause zu berichten.

Es war um die Zeit des dreißigjährigen Krieges, als

zu G—, wo dieses Haus steht, die Pest ausbrach. Die Familie von O— flüchtete in ein ihr gehöriges Berggut, nachdem sie einen treuen Knecht im Wohnhause zu G— zurückgelassen hatte. Diesen ließen sie von Zeit zu Zeit fragen, ob die Pest noch nicht aufgehört hätte, ob sie noch nicht zurückkehren könnten, und immer fiel die Antwort verneinend aus, selbst da, als ihnen von andrer Seite zu Ohren gekommen war, daß mehrere Tage hindurch Niemand weder gestorben, noch erkrankt sey. Endlich starb längere Zeit nach den übrigen noch ein altes Weib an der Pest. Da meldete der Knecht, sie dürften zurückkehren, die Pest sey erloschen. Auf die Frage, woher er mit so vieler Bestimmtheit zu einer Zeit, als man die Krankheit allgemein erloschen glaubte, deren Wiederaufflackern vorausgewußt habe, gab er an: Einige Zeit vor dem Ausbruch der Seuche habe er früh während der Besorgung des Viehes ein sonderbares Gemurmel vor dem Stall gehört, als er dießfalls nachsah, habe er eine Menge ihm bekannte lebende Personen schwarzgekleidet dem Kirchhof zuwallen gesehen, zuletzt sei weit hinten noch ein altes Mütterchen dem Zuge nachgehumpelt. Alsdann nach dem Ausbruche der Pest gerade die Personen, welche er in dieser Prozession gesehen und in der nämlichen Reihenfolge, wie sie in jener Nacht dem Friedhof zugegangen, abgestorben seien, habe er die Bedeutung des Gesichtes erst gefaßt und so lange an dem Erlöschen der Seuche gezweifelt, bis auch das alte Mütterlein, welches er dem Zuge hatte nachhumpeln sehen, als Pestopfer gefallen sei.

In die gleiche Zeit fällt auch ein zwar nicht hieher gehöriges, aber Ihnen als Arzt und Naturforscher vielleicht merkwürdiges Ereigniß.

Hoch im Rhäticongebirge liegt das Dorf Schuders, dessen Bewohner im 17ten Jahrhundert an einer pestartigen Krankheit fast alle ausstarben, nachdem ein Hirt das Uebel von der Alp herunter mitgebracht hatte. Dieser Mann nämlich hatte, wie er auf dem Todtenbette erzählt haben soll,

auf der Alp eine Weile geschlafen und beim Erwachen einen übelriechenden Nebel von sich aufsteigen gesehen, sich sogleich krank gefühlt und kaum noch Zeit gehabt, sich in's Dorf herunterzuschleppen, wo er die Pestbeulen an sich entdeckte und bald verschied.

Doch kehren wir zu den Vorkommnissen des neunzehnten Jahrhunderts zurück. Einer unsrer seiner Meinung nach aufgeklärtesten Gemeindebürger erzählt mir wiederholt folgende Geschichte, die er in Gegenwart mehrerer obrigkeitlichen Personen als wahr verbürgte.

Als vierzehnjähriger Knabe mußte dieser Mann seinem als Glöckner dienenden Vater, der sich das Innere der Hand verletzt hatte und daher die Glocke nicht ziehen konnte, helfen den Tag anläuten. Als sie in der Christnacht in die Kirche traten, denn nur durch diese kann man zum Thurme gelangen, gewahrte er, nachdem der Vater ihn schon vor der Thüre durch eine bedeutungsvolle Geberde auf etwas Seltsames vorbereitet hatte, eine solche Menge Gestalten, daß es ihnen vorkam, sie müßten sich wie durch dichtes Menschengedränge zum Thurme hindurcharbeiten. Die ganze große Versammlung ihm zum größten Theil fremder Gestalten trug schwarze Communionstracht. Unter den ihm bekannten Gesichtern sah er meine damals noch lebende Großmutter, die aber inner Jahresfrist starb. Als Vater und Sohn vom Tagläuten aus dem Thurme zurückkehrten, beschien der Mond des Gotteshauses leere Räume. — Hier muß ich wieder in Zeit und Ort abschweifen, um Ihnen ein wunderschönes Gegenstück zu dieser Christnachtsfeier der Geister eine Osterfeier derselben berichten zu können.

Wie Ihnen bekannt seyn wird, ist einer der erhebendsten Gottesdienste der evangelischen Brüdergemeinde die Feier des Ostermorgens auf der letzten Ruhestätte der geliebten Vorangegangenen, wohin man sich vor Sonnenaufgang paarweise in langem Zuge begibt. — Einst, so geht die Sage, begab sich die Gemeinde zu Herrnhut in solcher Prozession

auf den Hutberg. Dort an der Pforte des Gottesackers angelangt, stockt der Zug und der als Lyturgus ihn führende Bischof will sie nicht öffnen, sondern blickt lange staunend in den dämmernden Morgen hinein. Endlich, als einer der Nächstfolgenden zum Weitergehen mahnte, antwortete er: „Seht ihr es denn nicht, die obere Gemeinde hat ja ihre Feier noch nicht beendigt!“

Ein noch lebender Bewohner des Hochthals Davos erzählte mir folgendes Erlebniß.

In jüngern Jahren wollte ich einmal beim Mondschein zu einem Mädchen „z'Hengert“ gehen. Die Wohnung desselben war, wie die meisten Heimwesen auf Davos, einzelnstehend und zudem entlegen in einem Seitenthale. Eben als ich anklopfen wollte, hörte ich Leute kommen, ich versteckte mich in den Stall, mußte aber bald zu meinem Erstaunen bemerken, wie eine Menge mir unbekannter schwarzgekleideter Personen herankamen und sich auf die bei Begräbnissen übliche Weise vor dem Hause aufstellten. Nach einer Weile zogen sie paarweise wie mit einer Leiche davon; allein was mir auffiel, nicht den gewöhnlichen Kirchweg, sondern auf einem Umwege. Nachdem alles weg war, klopfte ich und das Mädchen öffnete; erst da befiel mich ein Grausen, welches das Mädchen an mir wahrnahm und mich darüber ausfrug; doch offenbarte ich ihr nichts. Wenige Tage später starb ihre Mutter, und als man sie begrub, mußte der Leichenzug den gleichen Umweg nehmen, den ich in der Nacht gesehen hatte; denn das Landwasser war inzwischen ausgetreten und hatte den Kirchweg überschwemmt. —

Vierzehn Tage, ehe ich diese schon seit Jahren für Sie bereit gehaltenen Beiträge ins Reine schrieb, also im Laufe April's 1850, drang das Gerücht zu mir, das Todtenvolk habe sich zu M. — s, einem meinem Wohnort zunächst liegenden Flecken zweien ledigen Burschen gezeigt. Der

Zufall führte mir den einen derselben vor wenig Tagen in's Haus und da erzählte er mir die Geschichte wie folgt:

Es ist allerdings richtig, was Sie gehört haben, früher, wenn mein Vater vom Todtenvolk sprach, lachte ich ihn aus; doch jetzt weiß ich nicht mehr, was ich davon denken soll. Ich und mein Nebenknecht sollten miteinander die auf der Tour in allen Wohnungen herumgehende Feuer- und Sicherheitswachpatrouille machen. So kam es, daß wir um Mitternacht auf der vor der Keßlerschen Apotheke liegenden Gasse standen. (Mit Niederschreiben fällt mir ein, daß dort ein Kreuzweg ist.) Da hörten wir auf einmal vom Kirchhof her (der sich in der Nähe dieses Platzes befindet) ein Murmeln, wie wenn viele Katholiken auf einer Wallfahrt Gebete murmeln, und nach der Richtung hinblickend, gewahrten wir eine Schaar dunkler Gestalten sich vom Kirchhof durch die Gasse auf uns zu bewegen. Mein Nebenknecht sagte, da bleibe er nicht, und lief mit lautem Geschrei davon, ich dagegen blieb noch und sah, wie dem Zug ein Mann in schwarzem Kirchenmantel und Hut voranging; in einer Entfernung von etlichen vielleicht zwanzig Schritten blieb er stehen, das mir nicht erkennbare Gesicht gegen mich gewendet; als ich dann sah, wie eine solche große Menge Gestalten sich auf mich zu bewegte, daß ich in der Gasse weder rechts noch links mehr hätte ausweichen können, so lief ich die Querstraße hinunter in unsre Wohnung. Mein Nebenknecht mußte die ganze Nacht sich erbrechen und hatte Morgens einen geschwollenen Kopf; auch mir war übel und ich mochte den ganzen folgenden Tag nichts essen. Einige Tage nach dieser Begegnung wurde eine Leiche begraben.

---

wird ein in der Sage des Volkes viel besprochenes Gespenst genannt, welches im Brättegau zwischen den Dörfern Fideris und Jmaz sich schon seit Jahrhunderten sehen läßt, obgleich in paradiesischer Gegend umgehend, wird es dennoch gequält von Gram und Unruhe bis zum jüngsten Tage.

Bei hellem Mondschein wird sie oft gesehen, doch nur selten richtet sie Worte an die Menschen; dann aber enthüllt sie Vergangenheit und Zukunft, eine Gunst, die sie im Jahr 1800 dem Schulmeister Walser von St. Antonien erwies.

Dieser Mann, den ich selbst mehrere Male sprach, wollte nämlich damals spät in einer Mondnacht aus der Senazer Mühle mit einem Sack Mehl nach Hause zurückkehren. Sein Weg führte ihn bei dem Schannén genannten Guteinfang vorbei; da vernahm er ein Rauschen durch das Buchenlaub und vor ihm stand plötzlich eine hohe weiße Gestalt mit aufgelösten Haaren, deren Züge er jedoch trotz aller Mühe, die er sich gab, nicht unterscheiden konnte. Zugleich redete es ihn an: „Stehe still, du Menschenkind!“ Nachdem er ihr unwillkührlich Gehorsam geleistet (er blieb eine ganze Stunde mit dem Sack auf den Schultern vor ihr stehen), erzählte sie ihre Lebensgeschichte, die zu veröffentlichen sie unter fürchterlichen Drohungen ihm verbot, dagegen erlaubte sie ihm, ihre Enthüllungen der Zukunft den Menschen zu offenbaren. Als sie dieselben vollendet hatte, sagte sie wieder: „Jetzt komm', du Menschenkind, wir wollen gehen!“ Darauf schwebte sie vor ihm her über den Fußweg bis zur Fahrstraße. Dort löste sie sich, immer größer und riesiger werdend, in Nebel auf. — Natürlich machte die Erzählung des von Walser Gesehenen und Gehörten großes Aufsehen, und da sie ihm als Wahrzeichen der Aechtheit ihres Voraussagungen den Umstand genannt hatte, daß in den gleichen Tagen, wann in den Wiesen, durch die sie gingen, die Heuernte gehalten werde, die landesflüchtig gewordenen Graubündner Herrn in die

Heimath zurückkehren würden (die Erscheinung fand nämlich im Februar statt), so ließ meine Großmutter, deren Mann als eines der Häupter der helvetisch gesinnten Partei ebenfalls hatte fliehen müssen, den Seher wenige Wochen nach seinem Begebniß mit der Geistin nach Davos kommen, um das Nähere aus seinem eignen Mund zu erfahren. Damals bezeugen meine Mutter und ihre ältere Schwester, Frau von C—, Folgendes von ihm ernommen zu haben, was er mir noch selbst im Jahr 1839 wiederholte: Es werde zu keinem dauernden Frieden kommen, ehe die Franzosen nicht in den Hauptstädten Europas würden gewesen seyn; dann komme eine Zeit der Ruhe, dann ein großes Sterben, welches Graubünden jedoch nicht berühren werde, darauf werde dann aber noch eine böse Zeit, Krieg und Pestilenz folgen, und ein zweitheiliges Erdbidem werde in die katholische Religion fahren, so daß ein Haufe auf eine Art und Weise und Weg auf die Religion geführt und geleitet wird, wo du stehst und nicht, wo ich gestanden bin! Auch werde den Fürsten viel Leides geschehen; dann nach allem Diesem komme endlich eine dauernd gute, glückselige Zeit.

So soll sie zu Walser gesprochen haben, dessen Worte ich möglichst getreu wiederzugeben versuchte.

Eine Tanne bezeichnete sie zuletzt noch dem Walser, aus deren Holz eine Wiege werde gemacht werden, und demjenigen, der zuerst in dieser Wiege werde gelegen haben, erscheine sie einst wieder, ihm dürfte es gegeben seyn, sie zu erlösen.

Von der Lebensgeschichte der Geistin theilte Walser mir im Jahr 1839 Folgendes mit:

Sie sei die Tochter eines Oberherrn (dieser Ausdruck ist den Braütigäuern sonst ganz fremd, indem die frühern Besitzer der Burgen immer nie anders als Zwingherrn genannt werden) von Strahlegg (einer dort in der Nähe befindlichen verfallenen Burg) gewesen. Dieser habe sie zu einer entsetzlichen That gezwungen und büße nun hiefür und

wegen anderer Gräuelthaten an einem gräßlichen Orte der Qual; sie dagegen befinde sich im Kerker der Unruhe, dem sie, wenn anders es keinem Menschen gelinge, ihr zur Erlösung zu verhelfen, verfallen bleibe bis zum jüngsten Gericht. Den Namen Jesu habe sie während der ganzen Unterredung nie ausgesprochen, sondern ihn mit den Worten: „der Alle erlöst hat,“ umschrieben. Hohl sey ihre Stimme gewesen und gegen das Ende des Gesprächs immer hohler geworden.

Meine Mutter und Tante erzählten mir, die Schilderungen, die Walser im Jahr 1800 ihnen gemacht, hätten das Gepräge des noch frischen, lebhaften Grauens und Entsetzens gehabt, und selbst im Jahre 1839 wagte er es nicht, mir ein Mehreres als das oben Angegebene aus ihrem Leben aufzudecken. — Wahr ist es übrigens geworden, daß im Jahr 1800, gerade als die Heuernte in den Schannener Wiesen gehalten wurde, mein Großvater und seine Begleiter, aus der Verbannung zurückkehrend, dort vorbeiritten.

Aus dem Leben der Frau Pfarrer B.

Diese noch lebende Frau erzählte und verbürgte mir folgende nicht uninteressante Erlebnisse:

Als sie mit ihrem ersten Sohne schwanger ging, glaubte sie eine Zeit lang täglich während der Abenddämmerung die Gestalt eines alten geistlichen Herrn in der Stube herumgehen zu sehen, auf die sie, auch wenn sie nicht wollte, hinschauen mußte. Sie klagte dieß ihrem Mann, in dessen Gegenwart sie die Gestalt öfters sah, der aber nichts gewahrte. Aus ihrer Beschreibung erkannte Herr Pfarrer B. seinen Vater, einen lange vorher verstorbenen würdigen und gläubigen Geistlichen, welchen Frau B. nie gekannt und gesehen, und der das Haus, in dem sie die Erscheinung sah, auch nie bewohnt hatte. Der Knabe, den sie hierauf gebar, soll dem Großvater an Gestalt und Charakter ähnlich seyn.

Zur Weihnacht 1841 starb ihr Mann, nachdem mein Vater, dessen treu ergebener Freund er gewesen, und der an ihr lange Jahre Vaterstelle vertreten hatte, ihm im Juli gleichen Jahres vorangegangen war. Nun glaubte Frau B. mehrere Abende, ehe die Krankheit ihres Mannes zum Ausbruch kam, meinen Vater in der an ihr Schlafzimmer stoßenden Wohnstube des Pfarrhauses, das er in seinem Leben nie betreten hatte, auf- und niedergehen zu sehen, ein Schauen, das sobald ihr Mann zu erkranken begann, aufhörte.

Vier Monate nach dem Hinschied ihres Gemahls zog sie mit ihren Kindern nach Schiers. Dort pflegte sie eines Abends ihr krankes jüngstes Kind, wobei sie neben der Wiege am Ofen saß. Plötzlich wird es ihr, als ob ihr Mann sich nähere, und besonders verspürte diese Nähe ihr Geruchsinn. Um zu erforschen, ob dieß bei ihr nur Einbildung sey, frug sie ihren ältesten Sohn: „Heinrich, riechst Du nichts?" worauf dieser entgegnete: „Ja wohl, ich spüre des seligen Vaters Geruch." Darauf setzte sie sich an den Tisch neben das Fenster; dort war es, als setze ihr Mann sich links neben sie, denn auf dieser Seite spürte sie deutlich seinen Geruch, während sie zu ihrer Rechten gar nichts roch. Dieß währte einige Minuten und verlor sich dann.

Als sie einige Abende später ihr Kind stillen wollte, war es ihr, als ob der Verstorbene auf sie zukomme und sie mit der Fingerspitze auf das Brustbein drücke, so daß sie noch mehrere Minuten lang eine schmerzhafte Empfindung an dieser Stelle spürte. Von da an hörten die Annäherungen des Abgeschiedenen auf.

Gerne hätte ich Ihnen noch über eine den hohen Alpen eigenthümliche gespenstige Erscheinung berichtet, allein bis jetzt gelang es mir nicht, solche Erzählungen zu verificiren, indem unsere Bauern, theils um sich Gebildeten gegenüber, bei denen allen sie dieß voraussetzen, nicht lächerlich zu machen, theils

aus Furcht, ihr Weitererzählen könnte dem Vieh schaden, mit solchen Erzählungen sehr zurückhaltend sind. Das Merkwürdige dieser Erscheinungen ist nämlich, daß sie vor Regen- und Schneewetter, sowie vor gewaltigen Naturereignissen eintreten, ein Umstand, der mich an den Glauben erinnert, daß das Träumen von Verstorbenen Regenwetter bedeute oder vielmehr an die Thatsache mahnt, daß viele Menschen vor eintretendem Regenwetter gewöhnlich von ihren vorangegangenen Bekannten träumen.

Der Refrain aller von mir bisher gehörten Alpgespenstergeschichten ging da hinaus, daß Morgens beim Aufwachen die über Nacht heimgesuchten Menschen hohen Schnee vor der Hütte trafen.

Eine bei uns sehr bekannte, sogar poetisch bearbeitete Erscheinung ist das Nebelmännlein in den Alpen der Prättigäu'schen Gemeinde Klosters. Dasselbe zeigt sich regelmäßig nur vor wildem Schneewetter, dann komme es in uralter Tracht und jodele und rufe den Kühen; die achteten aber seiner nicht, und so gehe es dann wieder traurig von dannen, denn es sey vor Jahrhunderten ein unredlicher Senn gewesen, der den Kühen der Reichen mehr Salz gegeben, als denen der Armen, und so müsse es dann umgehen und den Kühen rufen, bis sie seiner achten und ihm Salz abnehmen. Vielleicht erinnern Sie sich, auch im Morgenblatte von der Verschüttung des Grimselhospizes gelesen zu haben, wie der dort den Winter über weilende und wunderbar gerettete Knecht um Mittag und um Mitternacht wenige Minuten, ehe die Lavine niederstürzte, von den Flühen herab jodeln gehört haben will.

Da ich gerade von Lavinen spreche, muß ich Ihnen hier doch noch einen Beitrag zur Thierseelenkunde liefern, den mir der hiesige Schullehrer Herr B. mehrmals erzählt und als wahr verbürgt hat. Sein Bruder pflegt nämlich seine Viehheerde in einem Stalle zu überwintern, der nahe an einer Schlucht liegt, in welche er die Kühe alltäglich zur Tränke

treibt, und durch welche alljährlich im Frühjahr oder auch bei sonst geeignetem Wetter eine Lavine herabstürzt. Vor wenigen Jahren nun wollte er eines Morgens dort wie gewöhnlich seine Kühe zum Brunnen treiben, allein diese Thiere wollten die Schlucht durchaus nicht betreten, so daß er unerachtet aller angewendeten Gewalt mit ihnen in den Stall zurückkehren mußte. Als er dort eben die Kühe wieder angebunden hatte, donnerte die Lavine durch die Schlucht hinunter, und riß den Brunnenkasten, an welchem er hatte tränken wollen, mit sich in die Tiefe. Da vom Zeitpunkt des geleisteten Widerstandes der Kühe am Rande der Schlucht bis zum fertig Anketten derselben im Stall wohl zehn Minuten verflossen seyn konnten, eine Lavine aber, einmal in Bewegung gerathen, keine Minute braucht zur Vollendung ihrer Bahn, so möchte ich fragen: worin wohl lag die Ursache jenes von den Kühen geleisteten Widerstandes, die Schlucht zu betreten? Es ist dieß übrigens kein ganz ungewöhnlicher Fall in unsern Alpen.

Da ich hier gerade von Kühen schreibe, so muß ich Ihnen doch auch einen Beitrag liefern, dessen handelnde Personen mir selbst den Vorgang übereinstimmend mitgetheilt haben.

Eine Wittwe B. in Fleins besaß mit dem Nachbar den Stall gemeinschaftlich, so daß Jedes von Beiden sein Vieh darin hatte. Eines Morgens, als die Wittwe B. der ihr gehörigen Kuh das Futter reichen wollte, hörte sie vom Heuboden aus ein unheimliches Flüstern im Kuhstall. Sie eilte hinunter, fand aber Niemand, wohl aber ihre und des Nachbars Kuh in einer Halskette. Herbeigerufene Sachverständige oder vielmehr Sachunverständige riethen ihr, des Nachbars Kuh mit der Mistgabel zu schlagen, worauf die Kette zwar auseinander sprang, ihre Kuh aber die Zunge heraushängen ließ, und nicht mehr fressen wollte. Nach zweien Tagen, in denen alle ersinnlichen Heilmittel versucht worden waren, sollte nach dem Rath der meisten Nachbarn die Kuh

als unheilbar geschlachtet werden. Nur einer bestand darauf, den C— von Maienfeld, einen Volksmagus, kommen zu lassen. Es wurde daher die 13jährige Tochter noch eilends zu ihm geschickt. Diese wurde von seinem Weib erst übel angelassen: dergleichen Geschichten, meinte sie, hätten ihnen schon zu viel Unlieb und Schaden am Vieh, besonders an den Schweinen, angerichtet, so daß sie ihren Mann nicht mehr möge seine Kunst ausüben lassen. Der indeß dazu gekommene Mann bestätigte die abschlägige Antwort des Weibes; allein als das Mädchen ihre Armuth und Noth schilderte, weinte und um Gotteswillen bat, war es wieder das Weib, das diese Bitten unterstützte, und den Mann zu der zu leistenden Hülfe bewog. Nebst andern Kräutern nahm er auch das Kraut des Sadelbaumes, bei uns Sefikraut genannt, mit sich, und ließ im Haus der Wittwe sich noch Bohnenkraut und eine Gluthpfanne reichen. In unser Dorf war er auf einem Umweg eingeschlichen. Als er mit allem Nöthigen versehen war, ging er zur kranken Kuh, drückte die Stallthüre hinter sich zu, ohne sie jedoch zuzuriegeln, und duldete nicht, daß Jemand außer ihm im Stall bleibe. Indessen hatten sich mehrere Nachbarn vor dem Stalle eingefunden, um des Erfolges zu harren; da kam denn auch eine als Hexe beschrieene Person, und verlangte in den Stall zu treten, was ihr der Magus im Stalle mit abweisenden Worten verwehrte. Sie entfernte sich, um sehr bald zurückzukehren und dringender als das erste Mal um Einlaß oder wenigstens nur um die Erlaubniß, in den Stall sehen zu dürfen, anzuhalten. Die Antwort war: Es geht Dich nichts an, was drinnen geschieht; packe Dich fort! Abermals entfernte sie sich, kam aber gleich darauf schweißtriefend zur Stallthüre gerannt, jämmerlich um die Vergünstigung bittend, nur einen Augenblick in den Stall sehen zu dürfen, worauf C— entgegnete: „Packst Du Dich fort, so ist's gut, und sonst schau, wie es Dir ergehen wird!" Da schlich sie weg, und kam nicht wieder. Nicht lange darnach öffnete C— den Stall,

und verlangte Emd (Grumet) für die Kuh, die mit schaumigem Schweiße dick bedeckt war. Er selbst war in den Hemdeärmeln, und man bemerkte, daß er mit dem einen Theil der Weste die Kuh abgewischt, vielleicht abgerieben hatte. Die Kuh fraß sogleich und genas zusehends.

Beim Abschied rieth C— der Wittwe, die Kuh baldigst zu verkaufen, denn in ihrem Stalle bleibe sie nicht mehr unangefochten Es sey übrigens besser, man glaube an keine Hexerei, denn denjenigen, die nicht daran glauben, möge sie minder Schaden zufügen, als denen, so daran glauben. Geld nahm C— keines an, weil er solche Hülfe um Gotteswillen leisten müsse. Als er heimkehrte, kam ihm das Weib mit der Anzeige entgegen, es sey im Schweinstall nicht geheuer, und richtig traf er seine Schweine auf den Hinterbeinen tanzend an; doch gelang es ihm noch, diesen Zauber unschädlich zu machen.

Jenes Weib ist schon vor mehreren Jahren gestorben; die Wittwe dagegen, die mir voriges Jahr noch die Geschichte erzählte, erst vor wenigen Monaten; ihre Tochter aber und C— sind noch am Leben.

Nun möge, ehe ich schließe, noch eine räthselhafte Begebenheit zu Ihrer Kenntniß gelangen, die wohl in das Gebiet diabolischer Fascinationen gehören dürfte. —

In der Umgegend einer Brüdergemeinde nämlich starb ein sehr gottloser Gutsbesitzer, dessen Hinschied sogar ungläubigen Anwesenden den Eindruck einer wahren Höllenfahrt gemacht haben soll. Seit dieser Zeit verbreitete sich die Sage, es zeige sich zuweilen im Umkreis seiner Besitzungen eine gespenstige Kutsche. Hierüber nun erzählte mir ein Augenzeuge Folgendes:

Ich verspätete mich einst auf der Jagd und verirrte mich dermaßen, daß ich erst um Mitternacht meine Wohnung erreichen konnte. Als ich so in der Irre ging, schien es mir

öfter, es sei eine Kutsche in meiner Nähe. Endlich sah ich eine solche, ganz schwarze, an mir vorbei und in die Nacht hinausfahren, während ich doch an einer Stelle zwischen zwei Gräben und von Sumpf umgeben war, wo ich fast nicht weiter konnte und es schlechterdings undenkbar fand, wie eine Kutsche habe durchkommen können. Ich mußte wirklich umkehren und einen andern Weg einschlagen, auf dem ich dann endlich nach Hause gelangte. Hier erzählte ich meiner Frau das mir unbegreifliche Erlebniß und erfuhr dann erst von ihr die mir bis dahin unbekannt gebliebene Sage von der Gespensterkutsche.

Herr Schippang, der mir dieß erzählte, ist ein ganz wahrheitsliebender Bäckermeister zu G—.

Als Schluß dieses meist Erscheinungen aus dem Nachtgebiet der Natur enthaltenden Berichtes folge nun noch ein Lichtbild aus dem Reiche der göttlichen Gnade.

Die Großeltern meiner Frau bewohnten in Hamburg ein sehr hohes Haus; da stürzte eines Tages in Gegenwart der Mutter eines der Geschwister meines Schwiegervaters aus den höchst gelegenen Gemächern zum Fenster hinaus; die Mutter, erbebend vor den Aufwallungen, die diese Begebenheit in ihrem äußerst heftigen Eheherrn entzünden könnte, vermochte gerade noch in ihrer schreckenvollen Herzensnoth den Gedanken, zu beten: „Lieber Gott, wenn Du das Kind mir nehmen willst, so nimm es; doch diesesmal noch laß es gerettet werden!" Und siehe da, das Kleine kam ihr wohlbehalten entgegengelaufen, als sie die Treppe hinunter eilte; allein inner kurzer Zeit starb es am Scharlachfieber.

Ich habe nun zwar geschlossen; doch fällt mir gerade jetzt noch eine in der Brüdergemeinde zu G — gehörte und als wahre Thatsache verbürgte Geschichte bei, die sich vor

wenig Jahren ereignete und die ich Ihnen unmöglich vorenthalten kann.

In der Brüdergemeinde wird, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, das Abendmahl Abends beim Lampenschein gefeiert. Nun wollte nach einer solchen Feier die Saal- oder Kirchendienerin zu G—, nachdem alle Anwesenden sich entfernt hatten und die Lampen gelöscht waren, eben die auf der Frauenseite befindliche Thüre schließen, als sie beim Schein ihres Lichtes noch eine Frauensperson unter den Bänken herumsuchen sah. Theilnehmend nähert sie sich ihr und frug, was sie verloren habe; da antwortete die andere, „ich suche Brosamen, die sind für uns von großer Wichtigkeit," und zerfloß in Nichts, als sie dieß ausgeredet hatte.

Mittheilungen aus Frankfurt.

Eine merkwürdige Spukgeschichte.

Zu Frankfurt a. M. auf der Pfingstweide steht ein Gartenhaus, einsam und verödet. Alle Fensterläden und Thüren sind das ganze Jahr hindurch fest verschlossen, und wenn man nach der Ursache einer so auffallenden Erscheinung in der sonst so belebten Gegend fragt, so erhält man die einfache Auskunft; es spukt darinnen! — Doch zur Sache!

Es war im Sommer des Jahres 1825, als der Doktor F... zu Frankfurt das obenerwähnte Gartenhaus, welches er gemiethet hatte, bezog. Im August desselben Jahres vermählte er sich mit einem jungen Mädchen, welches, so wie er selbst, keineswegs zum Geisterglauben hinneigte, sondern Beide gehörten eher zu den sogenannten Aufgeklärten.

In der dritten oder vierten Nacht nach der Hochzeit erwachte die junge Frau durch einen Lärm und eine Unruhe

im Hause. Es schien ihr, als ob Jemand in die unter ihrem Schlafzimmer liegende Küche ginge, um Kaffee zu machen, so daß sie anfänglich glaubte, es sey Morgen. Von der Dunkelheit, welche aber noch herrschte, eines andern belehrt, vermuthete sie, daß die Dienstmagd des Hauses, welche an Magenkrämpfen litt, davon befallen sey und sich deßhalb Kaffee koche. Als es darum wieder ruhiger im Hause wurde, schlief sie nochmals ein.

Am nächsten Morgen frug sie ihren Mann, ob er nichts gehört habe und setzte hinzu, die Christine hat gewiß Magenkrämpfe gehabt und sich Kaffee gekocht. Ei was, entgegnete der Doktor, Magenkrämpfe, wer weiß, was du gehört hast. Ja, ja, sagte sie, ganz gewiß; ich hörte ja ganz deutlich, wie sie an den Wandschrank auf der Treppe ging, um sich Kaffee zu holen, sich dann auf die Treppe setzte, um ihn zu mahlen, wie sie Holz klein brach, Feuer anmachte, ja ich hörte das Feuer knistern. — Der Doktor antwortete nichts auf diese ausführliche Erzählung und ging mit ihr nach dem Salon, welcher zu ebener Erde neben der Küche war, um zu frühstücken.

Als sie eintraten, war Bruder und Schwester ihres Mannes, welche ebenfalls das Gartenhaus bewohnten, sowie ein protestantischer Pfarrer aus Södel (ein Dorf bei Frankfurt), welcher als Gast bei ihnen war und in dem Salon schlief, schon zugegen. Die junge Frau wünschte Allen guten Morgen und frug den Pfarrer, ob er wohl geruht habe? — Geruht? antwortete er, schön geruht habe ich, wer kann hier im Hause ruhen. Haben Sie denn heute Nacht nichts gehört; nicht die Unruhe, welche im Hause war? O ja, sagte sie, die Christine hat sich Kaffee gekocht. Was, Kaffee gekocht, entgegnete er, eine schöne Christine war das heute Nacht, das war etwas ganz anderes. Ich bin zweimal auf gewesen und habe nachgesehen, die Küchenthüre war fest zu und nichts war zu erblicken. Die junge Frau sah Alle der Reihe nach verwundert an, und als eben die Magd

mit dem Frühstück in das Zimmer trat, frug sie dieselbe, ob sie heute Nacht sich Kaffee gemacht habe? Das Mädchen fing an zu weinen und entgegnete, ach Gott! nein, Frau Doktorin — ich habe es schon lange dem Herrn Doktor gesagt, daß er doch nicht möchte in dem unheimlichen Hause wohnen bleiben — denn ganz gewiß es spukt!

Der Herr Pfarrer reiste noch an demselben Tage ab und einige Nächte verliefen ruhig. Als sich aber eine Nacht das Geräusch wieder vernehmen ließ, weckte die junge Frau ihren Mann und theilte ihm ihren Entschluß mit, nachzusehen, um der Ursache der Unruhe auf die Spur zu kommen. Thue das, sagte er; aber du wirst so wenig etwas entdecken, wie wir Andern, die wir ihr schon so oft nachspürten. Sie stand nun auf, klopfte dem Bruder ihres Mannes, so wie der Schwester, welche neben an schliefen und alle drei traten nun bei dem Scheine einer Laterne, der Schwager mit einem langen Schwerte bewaffnet, ihre Wanderung an. Man ging nach der Küche, sie war zu, der Wandschrank ebenfalls. Sie stiegen in die Kammer zu der Magd hinauf, diese saß im Bette und weinte aus Angst. Man untersuchte den Gartensalon neben der Küche, Niemand war darinnen, man schloß die nach dem Garten führende Thüre auf; auch da war Niemand; aber der große Doggenhund, welcher hinter dem Hause an der Kette lag, winselte kläglich und zitterte dermaßen, daß ihn der Schwager, welchem er gehörte, von der Kette losmachte und mit auf sein Zimmer nahm, wo er sich wie Schutz suchend auf seine Füße legte.

So ging es mit Unterbrechungen den ganzen Sommer durch fort. Frau F . . . untersuchte oft nach einer unruhigen Nacht ihren Kaffee und maß ihn nach, keine Bohne fehlte. Ja einmal nahm sie ihn sogar aus dem Wandschranke auf der Treppe hinweg und schloß ihn in ein Pfeilerschränkchen, welches in dem Salon stand, ein; und richtig — als der unbekannte Kaffeekoch den Kaffee nicht in dem Wandschrank fand, ging er in den Salon, um dort dazu zu gelangen.

Der Oktober war herbeigekommen, und der Doktor, welcher viele Freunde bei sich sah, erhielt ein Fäßchen Bier, welches die junge Frau auf Flaschen füllen wollte, und sie ging deßhalb eines Abends zwischen 4 und 5 Uhr mit einem Lichte in den Keller. Als sie sich jedoch zu diesem Zwecke den Fässern näherte (es lag ein Weinfaß daneben), fuhr zwischen beiden Fässern mit Gezische etwas in die Höhe; sie denkend, es sey eine Ratte, leuchtete mit dem Lichte zwischen die Fässer — aber ein schreckliches Geschöpf mit glühenden Augen und blutrothem Rachen fuhr ihr entgegen und wollte auf sie los. Sie erschrak zum Tode, stürzte hinauf und warf sich wie entseelt in dem Gartensalon auf einen Stuhl. Ihr Mann erschrak gleichfalls, aber über sie, und da sie nach längerem Befragen endlich die Worte hervorzustammeln vermochte: im Keller, ein Thier — eilte er mit mehreren Freunden und seinem Bruder Karl, welcher sein Schwert und seinen Hund mitnahm, in den Keller.

Bei dem Glanze der Lichter, welche den Keller erhellten, fuhr das Thier abermals mit Gezische empor. Karl hetzte den Hund auf dasselbe; aber dieser, heulend und zitternd, folgte nicht, bis er endlich dem wiederholten Rufe seines Herrn folgend, darauf ging; aber darnach wieder heulend und heftig blutend zurück fuhr und sich nicht mehr haltend die Kellertreppe hinaufrannte. Karl stach nun mit seinem Schwerte zwischen die Fässer und brachte richtig das Thier, aufgespießt und durch und durch gestochen hervor.

Neugierig betrachtete die ganze Gesellschaft dasselbe, aber Niemand hatte ein ähnliches jemals gesehen. Es war kein Hund, obgleich es mit diesem noch die meiste Aehnlichkeit hatte, keine Katze, kein Marder, noch sonst ein bekanntes Thier. An einen kleinen Körper, der mit dichten schwarzen Borsten bedeckt war, schloß sich ein unverhältnißmäßig großer Kopf an, welcher mit einer Mähne wie ein Löwe geziert war. Dabei hatte das Thier Schlappohren wie ein Pudel,

ein Maul wie ein Karpfe; jedoch mit langen spitzen Zähnen besetzt und einen langen kahlen Schwanz.

Nachdem das Thier ganz verblutet und anscheinend todt war, wurde beschlossen, es am nächsten Morgen in das naturhistorische Museum zu Frankfurt abzuliefern und bestimmen zu lassen, zu welcher Gattung es gehöre, und wurde es zu diesem Zweck in ein fest verwahrtes und geplattetes Hahnenställchen geschlossen, dessen Schlüssel der Doktor mit in sein Schlafzimmer nahm. Als er jedoch am nächsten Morgen diesen Vorsatz ausführen wollte, war das Thier aus dem noch immer fest verschlossenen Stalle spurlos verschwunden.

Die Familie zog am nächsten Tage gleich in die Stadt, und so konnte ich trotz allen Bemühungen, da der Besitzer vermeidet, davon zu sprechen, nicht erfahren, ob der Spuk nun zu Ende oder nicht. — Wahrscheinlich ist es aber noch immer nicht geheuer in dem Hause, weil es noch bis diese Stunde fest verschlossen gehalten wird, und der Eigenthümer von Garten und Haus neben an bei einem Nachbar wohnt.

Anmerkung. Die Geschichte möchte doch noch näherer Bestätigung und Untersuchung bedürfen. Jenes vorgefundene und dann aus dem verschlossenen Behälter als doch todt verschwundene Wunderthier mag sie bei manchem Leser verdächtigen. J. K.

Zweite Spukgeschichte.

Erlebt von Karoline S . . . aus Steinheim an der Murr.

Es war im Jahr 1834; Karoline mochte damals ohngefähr 9 Jahre alt seyn und bewohnte mit ihrer Großmutter in Steinheim, gemeinschaftlich mit der Familie eines Webers, ein großes Zimmer in dessen Hause, so wie es dort häufig der Fall seyn soll. In diesem Zimmer standen zwei Betten: in dem

einen schlief der Weber und seine Frau, in dem andern die Großmutter mit Karolinen. Ein Tisch stand zwischen den beiden Fenstern des Zimmers ganz nahe an dem Bette, worin Karoline lag und in einer Ecke am Ofen stand der Webstuhl.

In der Christwoche des obengedachten Jahres, Punkt zwölf Uhr Nachts, öffnete sich die Zimmerthüre und es kömmt etwas herein. Karoline, welche noch nicht schläft, richtet sich auf, erblickt aber nichts. Es geht durch das Zimmer hin und her unter beständigem Aechzen, setzt sich dann an den Webstuhl und fängt an zu weben; steht dann wieder auf und geht abermals ächzend oder wie Karoline sagt, miaunzend hin und her. Der Kleinen kömmt dieß lächerlich vor, und nach Kinder Art macht sie den Ton, welchen sie hört, nach und miaunzt ebenfalls. Aber o Schreck! da näherte es sich dem Bette, setzt sich zuerst auf die Ecke des Tisches, welcher nahe am Bette steht und plumpt sich dann mit Centnerschwere auf die Bettdecke selbst. — Hier gesteht nun Karoline, daß sie nicht überzeugt ist, ob es das Gespenst war oder die Furcht, welche sich ihrer bemeisterte, als es sich dem Bette näherte, und die so schwer auf ihr lastete. Die geängstete Kleine zupfte nun die Großmutter und frug: „Großmutter, hörst du?“ Diese stieß sie, als um sie zur Ruhe zu verweisen, was Karoline auch verstand und schwieg. Beide aber schwitzten wie im Dampfbade theils aus Furcht, theils durch das Gewicht, welches auf ihnen lag. So ging es abwechselnd mit Weben und Hin- und Herlaufen, bis Morgens 4 Uhr die Betglocke läutete, da öffnete es abermals die Stubenthüre und sie heftig hinter sich zuschlagend entfernte es sich. Als nun alles wieder im Zimmer still geworden war, schlief Karoline ein und erwachte erst als es Tag war.

Am folgenden Morgen unterhielt sich die ganze Einwohnerschaft des Zimmers von dem Erlebten. Alle hatten es gehört; aber niemand wußte es zu deuten. Der Weber eilte gleich nach seinem Webstuhl; aber dort war alles noch

so, wie er es am Abend verlassen hatte, auch nicht das Geringste verrückt oder gestört.

Derselbe Vorfall wiederholte sich noch einige Nächte während der Christwoche, jedoch nicht alle. Nach dieser Zeit ließ sich nichts mehr vernehmen. Und da Karoline bald darauf mit ihrer Großmutter das unheimliche Haus verließ, so weiß sie auch nicht anzugeben, ob in späteren Jahren sich der Spuk wiederholt hat oder nicht.

---

3. Eine andere merkwürdige Begebenheit, welche sich in derselben Familie zugetragen hat.

Karoline hatte eine Tante Namens Dorothea U . . . Diese wurde als Verlobte von einer Art Nervenfieber befallen, in welchem sie der Bräutigam pflegte. Eines Abends war Karoline auf dem Bette der Kranken zu ihren Füßen liegend eingeschlafen und wurde von der Großmutter mit den Worten geweckt: „Wach auf, Linele, das Dorle ist todt!“ Die Kleine erhob sich und sah die Kranke ausgestreckt und fahl mit allen Zeichen des Todes daliegen.

Die Großmutter besprach mit den Nachbarinnen bereits das Begräbniß und legte sich dann später mit der Kleinen in der Nebenkammer zu Bette; der Bräutigam aber blieb auf und bewachte die Todte. Um 2 Uhr der Nacht trat er aber plötzlich mit den Worten in die Kammer: „Stehe sie auf, Frau U . . ., das Dorle ist wieder erwacht!“

Die Großmutter und Karoline eilten schnell hinaus und sahen sie aufgerichtet im Bette sitzen. Der Bräutigam frug darauf die Kranke, wo sie denn eigentlich die ganze Zeit gewesen sey? Ach, entgegnete sie, ich habe gar einen weiten Weg gemacht; ich mußte einen hohen Berg hinauf, auf welchem ein großes Gebäude mit vielen Thüren stand. Ich klopfte an alle Thüren; aber keine that sich auf, bis ich an

das Hauptthor kam, welches ein alter Mann öffnete und mir sagte: „Was willst du denn schon hier? es ist ja noch viel zu frühe, du mußt noch zweimal kommen, ehe ich dich einlasse; worauf er das Thor wieder zumachte und ich den ganzen langen Weg wieder zurück machen mußte.

So weit die Kranke. Von dem aber, was die Nachbarinnen mit der Großmutter verhandelt hatten, wußte sie nicht das Geringste.

Acht Tage darauf verfiel sie wieder ganz in denselben Zustand und erzählte, erwacht, auf Befragen, daß sie wieder ganz denselben Berg hinauf gegangen und an dem nämlichen Gebäude angekommen sey, aber abermals zurückgewiesen worden wäre mit der Weisung: „Das nächste Mal!"

Dorothea wurde wieder gesund, verheirathete sich, ist Mutter und lebt bis auf diese Stunde noch. Das dritte Mal wird sie wahrscheinlich nicht abgewiesen werden.

---

4. Eine Vision.

Ein russischer Obrist verliebte sich im Jahre 1822 in Zweibrücken in ein junges Frauenzimmer, Fräulein R . . . und warb um sie. Sie schlug ihn jedoch aus und er, in Verzweiflung darüber, verließ Zweibrücken und trat in griechische Dienste. Den darauf folgenden Winter reiste Fräulein R . . . mit ihren Eltern nach Italien, und in Mailand in einem Gasthofe, dessen Name mir nicht bekannt, wollte sie um die dort übliche Speisestunde, also wahrscheinlich zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags, aus ihrem Zimmer in den Speisesaal gehen, wo ihre Eltern sie bereits erwarteten. Als sie jedoch aus der Thüre in einen ziemlich schmalen Corridor trat, stand plötzlich der russische Obrist in voller Uniform mit allen seinen alten und noch mit einem neuen Orden an blauem

Bande geschmückt vor ihr. Sie redete ihn an und lud ihn ein, in das Zimmer zu treten; er aber antwortete nicht und folgte ihr auch nicht, als sie endlich verlegen über sein Schweigen, allein wieder in ihr Zimmer ging. Sie schickte darauf ihr Kammermädchen hinaus; aber diese sah Niemand. Sie schickte zu dem Wirthe hinunter und ließ fragen, ob kein Fremder angekommen sey? Die Antwort war: Niemand außer Ihnen.

Fräulein R . . . schrieb diesen auffallenden Vorfall einer Freundin in Zweibrücken und bat sie, Erkundigungen über den Obrist einzuziehen, und bald darauf erhielt sie die Nachricht, daß der Obrist in einer Schlacht in Griechenland geblieben sey; vor seinem Tode aber noch von dem Könige mit einem neuen Orden sey belohnt worden.

Einige Reminiscenzen aus früherer Zeit.

(Aus Indien.)

1.

Es war in der ersten Hälfte des Maimonats 1833 *), als ich zu Mayaveram, meiner letzten Missionsstation in Ostindien, — (diese Stadt liegt ungefähr 5 Stunden westlich von Tranquebar am Kaweryflusse) nach vollbrachter Tages-

*) Genauer kann ich die Zeit nicht mehr angeben, da ich keine schriftliche Notiz davon gehalten habe; aber daß es ungefähr zu Anfang des Maimonats 1833 war, erinnere ich mich genau durch den Umstand, daß ich nicht lange hernach — in der letzten Hälfte desselben Monats — mich mit meiner Familie nach der Seestadt Negapatnam begab, um während der größten Hitze im Mai und Juni die dortige gesunde Seeluft zu genießen, was besonders unsers jüngsten Kindes wegen, das den Krampfhusten hatte, nöthig war.

arbeit noch eine Zeitlang, ehe ich zu Bett ging, auf meinem Sopha im Saale ruhte und still meditirte, während die Lampe auf dem Tische brannte. — Ueber was ich nachdachte, weiß ich nicht mehr, aber nicht der entfernteste Gedanke kam mir, dessen bin ich gewiß, an etwas Derartiges, was mir nun begegnen sollte. — Wenn ich nicht irre, so fiel ich unter dem Meditiren in einen leichten Schlummer. Es war um oder etwas nach Mitternacht. Auf einmal wurde ich geistig oder magnetisch halbwach, und gewahrte in diesem Zustande, daß sich die vordere Thüre des Saals — mir beinahe gegenüber — öffnete, und hereintrat (zwar wie ein geistiges Wesen, aber kennbar genug, und so, wie ich ihn etliche Jahre zuvor etliche Mal in Wirklichkeit in Indien gesehen hatte) mein Vorgänger auf dieser Missionsstation, der nun selige Missionar B—k; er ging, ohne mich anzureden, an mir vorbei und zur Thüre des Nebenzimmers (unseres Gastzimmers) hinein, und dann durch eine zweite Thüre nach hinten zu in mein Studirzimmer. — Wunderbar genug war ich im Augenblick seines Hineingehens in das Nebenzimmer selbst auch außer dem Leibe und folgte ihm also nach in mein Studirzimmer, wo ich unter Anderem auch die Rechnungsbücher der Mission, die dieser mein Vorgänger selbst angefangen und bis zum Schluß seiner Abreise von der Station im Jahre 1830 regelmäßig fortgeführt hatte, aufbewahrte. Er griff, an einem Schreibtisch stehend, während ich neben ihm stand, sogleich nach dem Rechnungsbuch des Lokal-Missions-Fonds, schlug es da auf, wo er es abgeschlossen und die Bilanz gezogen hatte, sah die Rechnung durch und auf diese Bilanz hin, machte dann das Buch wieder zu und legte es an seinen gehörigen Ort. Alles dieses geschah in wenigen Augenblicken; es war lichte um uns, so daß Alles gut gesehen werden konnte; auch konnte ich Alles, was er sich besah, genau bemerken und schaute mit ihm in das Buch und auf die Bilanz. — Weder vor noch nachher aber wandte sich dieser mein Vorgänger zu mir, sprach auch

sonst nichts und war kurz darauf wieder verschwunden, während auch ich mich im Augenblicke wieder in meinem Körper befand und aus diesem sonderbaren Zustand zum rechten wachen Bewußtseyn kam, und zwar so, daß ich die vollkommenste Erinnerung von dem Vorgefallenen hatte. Ich staunte über diese Begebenheit und wußte nicht gleich, was ich davon denken oder halten sollte; doch bekam ich eben dadurch auch damals schon eine Ahnung von dem, was sich ein halbes Jahr nachher als gewiß herausstellte, nämlich, daß mein Vorgänger und Freund um diese Zeit etwa aus diesem Leben abgeschieden seyn müßte. — Vor diesem Gesicht aber hatte ich diese Ahnung nicht, sondern erwartete vielmehr noch immer, nach vorangegangenen Nachrichten, seine baldige Rückkehr aus Europa auf diesen seinen vorigen Missionsposten. Er war nämlich — wenn ich nicht irre — zu Anfang des Jahres 1831 seiner sehr angegriffenen Gesundheit wegen genöthigt gewesen, mit seiner Familie nach Europa zu reisen, und sich, da er ein Deutscher war, namentlich in Deutschland, zuerst zwar im südlichen Deutschland, aufzuhalten, wo sich auch im Laufe des Jahres 1832 seine Gesundheit zusehends zu bessern schien, so daß er etliche Mal an seine näheren Bekannte auf der Station schrieb, daß er hoffe, bald wieder nach Indien zurückkehren zu können. — Daß er sich hierin täuschte, und wir mit ihm, ist wohl der Natur seiner Krankheit, einer Lungenschwindsucht, zuzuschreiben. Im December 1833 erhielt ich nun, eben als ich selbst im Begriff war, nach Europa abzureisen, einen Brief von seinen Hinterbliebenen in St. in Pommern (seiner Geburtsstadt), welcher mir sein seliges Abscheiden von dieser Welt zu Anfang des Monats Mai 1833 (also gerade um die Zeit, in welcher ich jenes Gesicht hatte), kund that. Zur weiteren Erläuterung dieses Gesichts und namentlich des Umstands, daß der sel. B. gerade nur dieses Rechnungsbuch und die Bilanz darin aufschlug und anschaute, muß ich bemerken, daß ich die Rechnung zwar vollkommen in Ordnung fand, als

mir diese Missions-Station und damit auch diese Dinge zur Besorgung übertragen würden. Aber von derjenigen Summe, die nach der Rechnung vorhanden seyn mußte, erhielt ich nur einen kleineren Theil, während der eingeborne Landes-Prediger D., dem der selige Missionar B. bis auf seine gehoffte Wiederkunft nach Indien die ganze Mission übergeben hatte, mir mündlich die Auskunft ertheilte, daß jene größere Summe, die ich nicht erhielt, von dem abreisenden Missionar B. selbst bei einem Bankier in der Hauptstadt Madras (der zugleich Kassier der korrespondirenden Missions-Comitee daselbst war), hinterlegt worden sey, mit dem ausdrücklichen Wunsch, daß jener Kassier die genannte Summe bis zu seiner Wiederkunft aufbewahren und Niemand verabfolgen soll, es sey denn, daß er nicht mehr im Stande sey, zurückzukehren, in welchem Fall er näher darüber schreiben werde. Ich brauche nur noch zu sagen, daß nach eingezogener Erkundigung bei jenem Kassier sich die Sache wirklich also verhielt, daß aber der sel. B. vor seinem, früher als er erwartete, eingetretenen Tode nicht mehr im Stande war, über diese Angelegenheit nach Indien zu schreiben, was ihm vielleicht noch im Sterben in Gedanken lag. Sobald ich nun seinen Tod wirklich erfuhr, brachte ich durch Anzeige dieses letzten Umstandes beim Sekretair der Missions-Comitee in Madras es so weit in Richtigkeit, daß jene Gelder für die Mission wieder erhoben wurden.

Um etwaigen falschen Schlüssen aus dieser Erzählung zuvorzukommen, muß ich noch die bestimmte Versicherung beifügen, daß der selige B. nach Allem, was ich von ihm sah und hörte, und was noch mehr ist, nach allen schönen und regelmäßigen Einrichtungen in der Mission, wie ich sie — nach einjähriger Zwischenzeit, binnen welcher Zeit jener eingeborne Landes-Prediger derselben allein vorstand, noch vorgefunden habe, ein in jeder Hinsicht frommer, gewissenhafter und nicht unbedeutenden Segen hinter sich zurücklassender Missionar gewesen ist; weswegen dieser Vor-

fall nicht anders ausgedeutet werden soll, als daß der sterbende oder unlängst gestorbene B. mit seiner Erscheinung anzeigen wollte, daß jene Summe nun erhoben werden und für die Missionsstation gebraucht werden könnte.

- - - - -

2.

Als ich im Frühjahr 1827 mit meiner Familie zu Palamkottah im Distrikt Tinewelly (der Süd-Spitze der Halbinsel Hindostan) angekommen war, um — der erhaltenen Bestimmung gemäß — den Missionaren Rhenius und Schmid in ihrem stets mehr sich ausdehnenden Arbeitsfelde zu Hülfe zu kommen, wurde ich natürlich bei der ersten Versammlung der Katechisten und Schullehrer vom Lande, die nach meiner Ankunft stattfand (sie kamen nämlich alle Monate einmal in Palamkottah zusammen), denselben bekannt gemacht als künftiger Mitarbeiter an dieser Mission. Dieß fand öffentlich in der Kirche statt, und es trug sich dabei nichts Besonderes zu.

Kurz darauf aber meldete sich einer der Katechisten, mit Namen Thomas, bei mir, der mich sprechen wollte. Ich hatte ihn bisher noch gar nicht gesehen oder gekannt, und er auch mich nicht in der Wirklichkeit, aber er behauptete, er habe mich doch schon vor einigen Jahren im Gesichte gesehen, und da ich ihn um die nähere Begründung dieser seiner Behauptung frug, erzählte er mir aus seiner Bekehrungsgeschichte ungefähr Folgendes:

„Vor wenigen Jahren noch, sprach er, bin ich in meinem Geburts- und Aufenthaltsorte in diesem Distrikt, ganz unbekümmert um das Christenthum und um meinen Seelenzustand, im Heidenthum dahingegangen, wie Andere auch. Von den zu Palamkottah wohnenden Heiden-Missionaren, Rhenius und Schmid, hatte ich nur hie und da einige oberflächliche Gerüchte gehört, die mich aber nicht weiter interessirt haben.

Da kam einer der Katechisten von Palamkottah aus gesandt, in mein Dorf, versammelte einen Haufen Volks um sich und redete zu ihnen von dem Wege der Seligkeit, nachdem er zuerst ein Traktätchen vorgelesen hatte. Darnach gab er Jedem, der lesen konnte und willig war, Traktätchen anzunehmen, eines oder das andere von seinen kleinen Büchlein. Auch ich empfing eines, denn mein Gemüth war durch die Worte des Katechisten, so ziemlich angeregt worden, um diese mir neue Sachen näher zu untersuchen. Zum ersten Mal hörte ich nun auch etwas Genaueres von der Mission in Palamkottah, denn der Katechist forderte Jeden, der Lust dazu habe, auf, um selbst nach Palamkottah zu gehen, und von den dortigen Eijirs (geistlichen Vätern oder Lehrern) sich näher unterrichten zu lassen. Mein Ort aber ist 7 bis 8 Stunden von hier (Palamkottah) entfernt. — Niemand hatte noch Lust, dahin zu gehen; auch ich nicht. Doch habe ich mich, sobald der Katechist weiter gegangen war, hingesetzt und habe einige Seiten des empfangenen Traktätchens gelesen; ging aber darauf in mein Haus und legte das Büchelchen in eine Mauer-Nische, um es bei gelegener Zeit vollends zu lesen.

Diese gelegene Zeit kam aber nicht so bald. Der erste Eindruck und die Lust, es vollends zu lesen, verlor sich in ein Paar Tagen, und so ging ich wieder unbekümmert meinen andern Geschäften nach.

Zu der Zeit habe ich mich auch viel mit allerlei magischen Künsten und dergleichen, die ich aus gewissen Büchern erlernt hatte, abgegeben. Ich habe zwar Niemand Schaden zuzufügen getrachtet, aber aus Neugierde habe ich mich damit eingelassen, und um mir etwas damit zu verdienen, wenn ich Andern zu gut gestohlene Sachen und dergleichen ausfindig machte. — So bin ich einmal mitten in der Nacht beschäftigt gewesen, allerlei Vorbereitungen zur Ausübung solcher Künste zu treffen. Doch ehe ich damit fertig war, überwältigte mich der Schlaf, so daß ich mich in

meiner Hütte auf den Boden niederlegte und einschlief. — Da erschien mir nun im Gesicht oder Traum eine gewisse, Ehrfurcht gebietende weiße Gestalt, gleich einem alten Manne, der mit den Fingern auf meine Vorbereitungen zu zauberischen Künsten deutend — zu mir sagte: „Was machst Du da?" — Ich aber erschrak und antwortete nichts. Darauf sagte die weiße Gestalt weiter zu mir: „Lasse diese Sachen seyn, und lies das Büchelchen, das man dir gegeben hat und trachte darnach, daß du den wahren Weg zur Seligkeit erkennest." — Hiemit verschwand sie und ich erwachte. Von dem tiefen Eindruck, den diese Erscheinung Anfangs auf mich machte, getrieben, las ich nun das Büchelchen, das ich hatte, durch und dachte darüber nach, wünschte auch, es möchte jener, oder ein anderer Katechist wieder in's Dorf kommen, daß ich mehr mit ihm reden könne. Aber nach Palamkottah selbst zu gehen, getraute ich mir bis jetzt aus mancherlei Gründen noch nicht. Doch auch dieser Eindruck war nach einigen Monaten wieder so ziemlich verwischt, und ich habe mich allmählich wieder in meine vorigen Wege hineinziehen lassen.

Da geschah es nun aber wieder in einer Nacht, daß mir eine andere jüngere, aber ebenfalls weiße und weißgekleidete Gestalt im Gesicht erschien. Diese redete zwar nichts mit mir, schaute mich aber mit einem freundlich ernsten Blick an, der mir zu sagen schien: „So, kehrst du wieder zu deinen bösen Wegen zurück? Ist es noch nicht Zeit, den wahren Gott und Herrn zu suchen? Gehe doch nach Palamkottah, wo du Näheres von ihm hören wirst u. s. w." — Diese und dergleichen Gedanken kamen mir wenigstens bei ihrem Anblick. Weder die erste noch die zweite Gestalt waren mir je vorher im Leben vorgekommen. Ich sah sie für Wesen aus einer andern Welt an. Auf diese zweite Erinnerung aber machte ich mich nun auf, kam zu Missionar Rhenius in Palamkottah, entdeckte ihm mein

Anliegen, wurde von ihm und seinen Leuten näher unterrichtet, und da er sah, daß es mir recht Ernst war, mich von allem heidnischen Wesen zu trennen, um dem Herrn, dem lebendigen Gott und meinem Heiland, den ich hier hatte kennen lernen, mich ganz hinzugeben, so wurde ich innerhalb eines Jahres von ihm getauft, und kurz darauf in meinem und einigen benachbarten Dörfern, wo mehrere Familien durch mein Beispiel und meine Ermahnungen sich vom Heidenthum abgewandt und zu Gott bekehrt hatten, als Katechiste angestellt. — „Sobald ich Sie nun," fuhr der Katechist Thomas weiter fort, „zum ersten Mal in der Kirche sah, wurde ich unwillkürlich an die mir zuletzt erschienene geistige Gestalt erinnert; denn sie sah Ihnen vollkommen gleich, so daß ich nicht zweifeln kann: Sie seyen mir damals erschienen." Er meint, ich müßte selbst etwas davon wissen. Obschon ich ihm aber nun bezeugte, daß ich mich nicht erinnern könne, weder im Traume noch sonst je zuvor in dieser Gegend gewesen zu seyn, und daß auch er mir zuvor gänzlich unbekannt gewesen sey, obschon es mich übrigens freue, daß der Herr ihn auf diese Weise zu sich gezogen habe, so ließ er sich's doch nicht nehmen, daß ich diese zweite Gestalt gewesen seyn müsse. Er sagte es natürlich den andern Katechisten, und diese kamen Anfangs dadurch auf den Gedanken, ich müsse selbst ein Magier der guten Art seyn. Dieses Gerücht über mich hörten meine beiden Missionsbrüder, und namentlich Bruder Rhenius stellte mich lachend darüber zur Rede.

In der Lebensgeschichte des im Jahr 1838 von dieser Welt abgerufenen Missionars Rhenius, welche durch seinen ältesten Sohn beschrieben wurde, und wovon in einem der früheren Bände des Basler Missions-Magazins ein Auszug gegeben ist, ist dieser Vorfall ebenfalls kurz berührt, aber irrigerweise wird darin Rhenius mit mir verwechselt, als ob er die Person wäre, die dem Katechisten Thomas im Traume erschienen sey. Die Thatsache selbst ist

zwar dadurch constatirt, und es hätte eben nicht viel auf sich, wer von uns Beiden dem Thomas (nach seiner Behauptung) erschienen sey. Aber zur Steuer der Wahrheit muß ich diesen Irrthum hiemit doch berichtigen, und kann es um so zuversichtlicher thun, als Rhenius selbst mich darüber zur Rede stellte, und auch später in dieser Hinsicht etwas Ungewöhnliches an mir zu bemerken glaubte. — Sein Sohn aber war damals erst ein Knabe von ungefähr 9 oder 10 Jahren, und was er davon gehört hatte, konnte also leicht von ihm irrig aufgefaßt und später so dargestellt werden.

3.

Während meiner dreijährigen Arbeit in eben diesem Distrikt Tinewelly (von 1827 bis 1830) kamen mir, weil ich den größeren Theil dieser Zeit, an verschiedenen Orten, nicht nur durch öftere Reisen in die Dörfer, sondern auch durch einen längern Aufenthalt mitten unter unsern christlichen Gemeinden von Neubekehrten, in einem sehr familiären Verkehr mit den Eingebornen stand, gar viele Aeußerungen theils von Neubekehrten, theils von gutgesinnten Heiden vor, welche der Hauptsache nach hier verdienen angeführt zu werden, denn sie sind nicht nur durch Zeugnisse vieler anderen, früheren und späteren Missionare bis auf unsere Tage herab, bestätigt, sondern es geht auch daraus hervor, von welcher Beschaffenheit der eigentliche Götzendienst, und wie die Predigt des Evangeliums sowohl sichtbare, als auch unsichtbare Erfolge in der andern Welt hat.

Manches von dem hier Folgenden ist zwar in unsern, das ist, in meinen und meiner Collegen eingesandten Tagebüchern kürzlich erwähnt, wurde aber nie oder selten, und dann nur im Auszuge von der englischen Missionsgesellschaft dem Publikum mitgetheilt, wahrscheinlich in der guten, aber

doch nicht zu billigenden Meinung, daß man das Publikum mit solchem Aberglauben verschonen müsse.

Doch zur Sache. — Das eine Mal bezeugten mir und meinen Mitarbeitern diejenigen unter den Neubekehrten, die noch halbwegs im Heidenthum steckten, oder die sich erst kürzlich unter unsern Unterricht gestellt hatten, daß ihnen des Nachts Supramannien (einer der sogenannten Hauptschutzgötter des Landes Tinewelly, welcher nebst andern Dämonen insonderheit von den niedern Kasten der Palmbauer u. s. w. göttlich verehrt wird), erschienen sey und gesagt habe: „Nun könne er nicht mehr im Dorfe bleiben, weil das Evangelium dahin gekommen sey; er müsse sie verlassen, sie aber würden unglücklich werden" u. s. w., oder, wenn sie etwa von uns Traktätchen oder Theile des neuen Testaments empfangen und nach Hause gebracht hatten (selbst dann, wenn sie dieselben nicht selber lesen konnten, sondern sich die Bücher von Andern vorlesen lassen mußten), so sey er oder andere heidnische Dämonen, denen sie früher geopfert hätten, böse geworden, und habe zu dem Einen oder Andern gesagt: „er solle die Bücher aus dem Hause schaffen, denn so lange die da seyen, könne er nicht mit ihnen verkehren" u. s. w. —

Ein anderes Mal meldeten sie uns sogar Drohungen dieser Dämonen, nebst traurigen Vorfällen in ihren Familien und Ortschaften, die sie als Erfüllung dieser Drohungen anzusehen geneigt waren, z. B. Krankheiten, Sterbfälle ihrer Kinder und Verluste anderer Art. — Dagegen bezeugten aber auch die Eingebornen zu öftern Malen, besonders dann, wenn wir Missionare die Dörfer besuchten, um sie näher zu unterrichten, daß bei unserer Ankunft zum Theil schon bei unserer Annäherung die Götter ihren Ort verlassen und sich darüber beklagt hätten, daß sie nun weichen müßten. Dergleichen und ähnliche Bezeugungen kamen unzählige Mal an den verschiedensten Orten vor, so daß sie uns Missionaren endlich allzu gewohnt wurden, als daß wir sie jedes Mal

aufzuzeichnen der Mühe werth geachtet hätten. Da neben dem auch Bezeugungen anderer Art vorkamen, z. B. daß bei unserer Annäherung und Ankunft Gott ihr Land durch einen milden Regen erquickt habe (ein Segen, der in diesen heißen und mehrentheils trockenen Gegenden sehr hoch geschätzt wird), oder, daß Gott auf unser Gebet Diesen und Jenen wirklich gesund gemacht habe, was sie unserer besondern Würdigkeit zuzuschreiben geneigt waren, so waren wir und namentlich auch ich, unsererseits gar oft geneigt, ihren Bezeugungen nur geringen Glauben zu schenken, weil wir fürchteten, und nicht ganz mit Unrecht, daß viele Schmeichelei mit unterlaufe. Zuweilen aber ging ich doch in meiner Zweifelsucht zu weit; denn es kamen doch Umstände vor, von denen ich selbst gestehen mußte, daß eine besondere Einwirkung und Mitwirkung Gottes und unsers Herrn Jesu Christi zum Heil und zur Ueberzeugung der armen Seelen nicht zu verkennen war. Einige Beispiele dieser Art will ich namhaft machen.

Auf einer Reise im Tinewelli-Distrikt kam ich einmal in ein Dorf, wo mich meine Leute und die Neubekehrten des benachbarten Dorfes, bei denen ich übernachtete, in ein Haus führten, wo ein Mann, der sich durch seinen früheren schlechten Lebenswandel ausgezeichnet hatte und todtkrank war, lag. Dieser hatte begehrt, mich zu sehen und zu sprechen. Er wünschte, daß ich für ihn beten möchte, daß ihn Gott von seinen Sünden und von seiner Krankheit befreie; dann wolle er und sein Haus Christen werden u. s. w. Ich that es und betete laut in Gegenwart vieler Zeugen für ihn; ermahnte ihn aber auch dabei zur ernstlichen Sinnes-Aenderung. — Nachdem ich in diesen und einigen andern Dörfern mein Geschäft ausgerichtet hatte, reiste ich wieder nach Haus. Nach einigen Monaten kam ich wieder dahin; und siehe, der Mann war nicht nur ganz gesund (und zwar habe es sich, wie er sagte, nach meinem Gebet von Stund an mit ihm gebessert), sondern er hatte sich auch mit seinen Hausgenossen und einigen andern

Familien seines Dorfes an unser Christenhäuflein in der Gegend angeschlossen. Dieß geschah Ende 1827 und Anfangs 1828 in einem jener Dörfer, die nicht weit von der Seeküste lagen, und die ich während meinem einjährigen Aufenthalt in der Seestadt Tutukorin von da aus zu besuchen pflegte. Ein halbes Jahr nachher würde mir ein anderes Arbeitsfeld in demselben Distrikt zugetheilt. So befand ich mich in der letzten Hälfte des Jahres 1828 und in der ersten des Jahres 1829 einstweilen zu Palamkottah, bis das Haus, das in dem Dorfe Doheavuhr (8 Stunden südlich von Palamkottah, am Fuße des Waldgebirges — gewöhnlich Ghats oder Kads, das ist: Wälder genannt) für mich gebaut würde, fertig war. Während meines Aufenthalts in Palamkottah fand folgendes Ereigniß statt.

Die in dieser Gegend, wie auf der ganzen Küste Koromandel in die Monate Oktober bis Anfangs Dezember fallende Regenzeit oder Monsuhn hatte im Jahr 1828 sehr wenig Regen mit sich gebracht, und keineswegs genug, daß es zum gedeihlichen Wachsthum des Reises ꝛc. hätte hinreichen können. Darum bemächtigte eine allgemeine Furcht vor Mißwachs und Theurung sich der Einwohner der Provinz Tinewelly, insonderheit der Heiden. Sie hatten noch gehofft, im Laufe des Dezembers oder im Anfang des Januars 1829 eine Art von Nach-Monsuhn zu erhalten, aber ihre Hoffnung schlug fehl. Die Teiche waren nur halb mit Wasser angefüllt, nicht wie sonst bis zum Ueberfließen. Man konnte wenig oder gar kein Wasser in die Reisfelder ablaufen lassen. Der Fluß selbst (Jambiraparuni = Kupfersandfluß), der zwischen Palamkottah und der Stadt Tinewelly vorbeifließt (etwa von der Breite unsers Neckars bei Kannstadt), war jetzt schon außerordentlich seicht, so daß man hinüberwaten konnte, wie im Frühsommer. Die Brahminen der Provinzial-Hauptstadt Tinewelly versprachen nun den Einwohnern durch ihre Opfer und Gebete zu ihren Göttern bald Regen zu verschaffen. Sie hielten bei der englischen Regierung

des Distrikts zu dem Ende um die für solche Fälle gewöhnliche Geldunterstützungen an, um die Opfer und Ceremonien ausführen zu können. Sie wurden ihnen auch gewährt. Sie bestimmten nun eine Zeit von vierzehn Tagen, innerhalb welcher sie behaupteten, daß es unfehlbar regnen müßte. Dieß Alles wurde uns beiden Missionaren, Rhenius und mir — denn Miss. Schmid war gerade auf einer mehrwöchentlichen Reise im Inlande — von unsern Leuten bekannt gemacht. Seit einem Jahr war auch in der Stadt Tinewelly, wie in Palamkottah schon früher, eine etwas größere Missionskirche gebaut worden. Darin predigten die je und je zu Palamkottah anwesenden Missionare abwechslungsweise jeden Sonntag und in der Woche; während dann der Andere zu Palamkottah den Dienst versah. (Tinewelly ist von Palamkottah eine Stunde weit entfernt.) Es traf sich nun, daß am Samstag vor dem Sonntag, an welchem ich zu Tinewelly zu predigen hatte, obige Kunde zu unsern Ohren gelangte. Als ich nun am folgenden Sonntag dort predigte, und außer unsern Neubekehrten, die sich in der Kirche selbst befanden, auch viele Heiden außen vor den offenen Fenstern und Thüren stehen und zuhören sah, fing ich (wie ich nach der Weise des Missionars Rhenius öfters zu thun pflegte), mitten in der Predigt an, die umstehenden Heiden insbesondere anzureden, weil diese selten bis zum Schluß der Predigt blieben. Ich frug sie, ob es wahr sey, daß ihre Brahminen gegenwärtig Gebete und Opfer an ihre Götter richteten, um Regen zu erlangen, und ob es wahr sey, daß sie versprochen hätten, innerhalb vierzehn Tagen gewiß Regen zu verschaffen? Dieß und Mehreres wurde von den Heiden laut bejaht. Nun aber wurde es mir verliehen, mit großer Glaubensgewißheit ihnen zu bezeugen, daß sie keinen Regen innerhalb dieser Zeit erlangen würden, und daß auch wir so lange mit unsern Gebeten zu dem wahrhaftigen Gott, der allein Regen gewähren könne, innehalten würden, bis es ihnen selbst offenbar sey, daß die Gebete der Brah-

minen vergebens gewesen seyen. Nachher erst wollten wir öffentlich hier in der Kirche, ohne dazu Geld von der Regierung nöthig zu haben, um Regen für das Land und um gnädige Abwendung der Theuerung beten. Die Leute waren erstaunt, mich so zuversichtlich reden zu hören. Nachher vernahm ich, daß Bruder Rhenius zu Palamkottah auf eine ähnliche Weise mit den Heiden geredet habe. Wir hatten uns aber nicht darüber verabredet.

Vierzehn Tage nachher hatte ich wieder in Tinewelly zu predigen. Die Zeit der Brahminen war um, der Regen ausgeblieben. Ich machte die Heiden darauf aufmerksam und am Schluß der Predigt betete ich mit unsern Leuten inbrünstig um Regen zum Herrn; Bruder Rhenius ebenso zu Palamkottah. Der Erfolg war, daß gleich am folgenden Tage ein sehr starkes Gewitter (ungewöhnlich um diese Zeit) ausbrach und einen starken Regen brachte, der einige Tage lang anhielt. Die Teiche wurden gefüllt; die Theurung in Gnaden abgewandt und Viele der Heiden wurden gerade in diesem Jahre 1829 auch als Neubekehrte zu unserer Gemeinde zu Stadt und Land hinzugefügt; denn es wurde ruchbar im ganzen Lande umher.

Beispiele dieser Art nun bewiesen, daß der Herr, nach seiner Verheißung, wirklich mit uns wirkte. Es ist sich daher auch nicht zu verwundern, daß wirklich die Dämonen vor unserer Ankunft in eine Stadt oder Dorf zitterten, und einerseits die unglaubigen Heiden zum Widerstand und zur Verfolgung unserer Christengemeinden, andererseits aber auch die zur Bekehrung Geneigten — aber noch Schwachen — zur Furcht vor ihnen und ihrer Rache, und wenn dieß nicht gelang, zu allerlei Sünden, Unfrieden untereinander 2c. zu reizen suchten; obwohl sie in vielen Fällen die Uebermacht des Herrn und der einfachen, schlichten Segensbotschaft im Worte vom Reiche fühlten und öfters nothgedrungen bezeugen mußten.

Diese und andere Erfahrungen machten mich nach und

nach geneigter, den obengedachten Bezeugungen der Neubekehrten mehr Glauben zu schenken und nur dahin zu trachten, sie bei solchen Erfahrungen in die richtige Erkenntniß Gottes und seines Wortes einzuleiten, zum Beispiel, daß sie nicht bloß dem Daliegen oder Aufbewahren christlicher Bücher solche Macht gegen die Dämonen zuschreiben sollten, sondern dem Herrn selbst, der durch dieses Wort Glauben und Gehorsam der Wahrheit in ihnen wirken wolle und dergleichen.

Daß es unter den Heiden auch Dämonisch-Besessene gab und gibt, ist aus mehrfachen Zeugnissen bekannt. Auch manche Heidenboten haben schon dergleichen Vorkommnisse mitgetheilt. Jedoch geht es manchen unter ihnen ebenso, wie es mir Anfangs in meiner Missions-Laufbahn gegangen ist. Sie wissen nicht recht, ob es Verstellung oder Wahrheit von solchen Leuten ist, die als Besessene vorgebracht werden, und die zuweilen in ihrer Gegenwart solche Anfälle (die Tamulisch Marull heißen) erleiden. Zuweilen fangen sie an, zu toben und zu schelten, wenn etwas vom Evangelium an sie gebracht wird, wie der selige Bruder Rhenius früher ein Beispiel dieser Art an einem Schulknaben in Madras erlebte.*) Zuweilen aber setzen sich solche Besessene, wenn sie kurz zuvor noch getobt haben, ganz wehmüthig und furchtsam zu unsern Füßen nieder, uns gleichsam um Hülfe anblickend mit ihren stieren Augen.

Ein solcher Fall von einem erwachsenen Mann kam mir selbst im Jahr 1826 in einem Dorfe bei Sadras, meiner ersten Missionsstation, vor. Damals fehlte mir wirklich der Glaube, daß etwas durch meine Vermittlung mit ihm ausgerichtet werden könne. Ich richtete zwar einige Ermahnungen und Ermunterungen an den armen Mann, der ganz unbekleidet vor mir saß, weil er Alles, was man ihm zur Beklei-

*) Den ausführlichen Bericht hievon theilte seiner Zeit der selige Hr. Fr. v. Meyer mit in seinen Blättern für höhere Wahrheit. Siebente Sammlung, S. 199 ff.

dung gab, im Augenblick zerriß und von sich warf, und sonst wild auf Feldern und in Wäldern umherlief, aber Weiteres mit ihm zu thun im Glauben, oder auch nur über ihn zu beten, dazu war ich damals noch viel zu schwach im Glauben und ungeschickt in der Behandlung. Oft habe ich es seither bedauert, solche Gelegenheiten nicht besser wahrgenommen zu haben; denn ich habe die feste Ueberzeugung seither erlangt, daß so irgendwo und wann, der Herr, dem wir dienen, da und dann seine Mitwirkung nicht außenbleiben läßt, wo man, seinem Befehle gemäß, beschäftigt ist, sein Evangelium aller Kreatur zu verkündigen. Wollte Gott, daß die Schwachheit des Glaubens, wenigstens unter den Heidenboten des Herrn einer recht innigen, durchdringenden Gebets- und Glaubenskraft Raum geben, und daß so — zur Beschämung eines großen Theils der europäischen Christenheit — der Beweis thatsächlich geführt werden möchte, daß der Herr jene Verheißung Marc. 16, 17. u. 18., ebenso wenig bloß für die erste Zeit des Christenthums gegeben hat, als der zunächst vorhergehende Befehl des HErrn (15. u. 16) bloß die ersten Zeiten der Apostel angeht.

Den 28. September 1850. C. Winckler.

Zur Rhabdomantie, den Erscheinungen mit der Wünschelruthe gehörig, von C. W. Schmidt.

(Hauptsächlich für Bergmänner mitgetheilt.)

Im Vorsatze, dem räthselhaften Dunkel der Gesteinströme und sonstiger Mineralstoffe möglicherweise einen wissenschaftlichen Standpunkt zu geben, veröffentlichte ich bereits im Jahre 1842 meine eigenen Erfahrungen darüber, bin aber in neuerer Zeit zu noch viel wertvolleren Ergebnissen gelangt, und veröffentliche sie, damit auch noch viele Andere Interesse daran nehmen möchten.

Wie bekannt, gedachte man frühester Zeit, durch ceremonielle Handhabung eines Zwiesels,*) Gänge und vergrabene Schätze aufzusuchen, man wußte es aber sicherlich nicht, daß durch den mit beiden Händen erfaßten Zwiesel die Kette einer eigenthümlichen Batterie geschlossen wird, die einerseits unser Organismus durch Nerven, Fleischfasen und Säftestrom, anderntheils der feste Boden bildete. In das Bereich von Gesteinsadern tretend, die allezeit heterogener Art mit der sie umschließenden Gesteinsmasse sind, und in ihrem Contact eine unaufhörliche chemische Thätigkeit bedingen, von der die verschiedenen secundären Umbildungen unwiderlegbare Beweise liefern, nimmt ein zwieselführender Gangforscher durch die Füße den Elektorden einer Batterie analogen Gesteins und Erdströme auf, die durch die beiden Arme als entgegengesetzte Elektorden verbundenen Zwiesel zur Wahrnehmung gelangen. — Die Wahrnehmungen von Gesteins und anderen festen Bodenströmen beruht also auf Nervenreiz, der indessen individueller Willkühr nicht zu Gebote steht, noch auch, wie darüber vorgenommene Versuche dargethan, durch keine galvanische Multiplicatur ersichtlich meßbar zu machen ist.

Dadurch, daß ich wissen wollte, ob Griffe des Zwiesels von verschiedenem Stoff einen andern Reiz zur Folge haben würden, als Griffe von gleichem Stoff, gelangte ich zu feststehenden Erscheinungen:

Bestand der eine Handgriff aus Kupfer, der andere aus Eisen, so trat Erregbarkeit für Erden, Erze und Metall ein, wenn ich Eisen in die rechte, Kupfer in die linke Hand nahm — umgekehrter Wechsel ließ nichts wahrnehmen.

War der eine Zwieselgriff von Zink, der andere von Eisen, so war ich für Erze, Metalle erregbar, wenn Zink rechts, Eisen links gehalten wurde, — umgekehrt hatte ich keine Wahrnehmung.

Nahm ich Handgriffe von Zink und Kupfer, so trat Wahr-

*) Unter Zwiesel versteht der Verfasser dieses Aufsatzes die Wünschelruthe.

nehmungsgefühl ein, wenn Zink rechts, Kupfer links gehalten wurde.

Nahm ich Handgriffe von Blei und Zink, so hatte ich nur Erregung, wenn Zink rechts und Blei links gehalten wurde. Nahm ich Handgriffe von Blei und Zinn, so mußte der Erregbarkeit willen Blei rechts und Zinn links gehalten werden. — Bestanden die Handgriffe aus Silber und Gold, so fand nur Erregung statt, wenn Silber rechts, Gold links gehalten wurde. — Diese Art Griffe bestanden aus versilbertem und vergoldetem Kupfer. — Handgriffe aus Zink und Wißmuth erzeugte Erregung, wenn Zink rechts, Wißmuth links gehalten wurde. — Handgriffe von Eisen und Schwefel gaben nur Erregung, wenn Eisen rechts, Schwefel links genommen wurde. — Handgriffe von raffinirter Nickelspeise gaben, in der rechten Hand gehalten, stets Erregung, wenn Handgriffe von Blei, Zink, Wißmuth, Kupfer, Silber, Gold, Platina, Kohle oder Schwefel in der linken Hand waren. Umgekehrter Wechsel hatte nie Wahrnehmungsgefühl zur Folge. Bei Handgriffen von purem Holz spürte ich Wahrnehmung, wenn z. B. der Handgriff von Wachholder rechts gehalten wurde, während die Handgriffe von Hasel, Haarweide, Kiefer links waren; dagegen mußten Griffe von Fichtenholz, Rothbuche, Erle u. s. w. in der linken Hand sein, wenn Wachholder in der Rechten waren.

Bei Handgriffen von Erlenholz und Rothbuche mußte, um der Erregung willen, erstes rechts, letztes links gehalten werden. — Griffe von Haarweide und Kiefer gaben Erregung, wenn ersteres Holz in die Rechte Hand kam. — Der Grund dieser Erscheinungen ist nur darin erklärbar, daß meine rechte Hand der negative, meine linke der positive Elektrode meines Organismus ist. — Ich armirte nun meine Füße mit Sandalen von verschiedenem Stoff und fand dadurch, daß mein linker Fuß und meine rechte Hand, mein rechter Fuß und meine linke Hand gleiche Elektroden waren.

Die werthvollern Erscheinungen waren aber diese: Waren

beide Handgriffe aus Zink, so war ich für alle Erze und Metalle empfänglich, aber anderer Art; nämlich: der armirte Zwiesel wurde von der Magengegend abwärts abstoßend gedrückt, wenn Zinkerze oder metallisches Zink vor mir, hinter mir, oder zur Seite lagen; dieselben Handgriffe von Zink aber drückten die Zwiesel entschieden anziehend am Magen heran, wenn ich andere Erze oder Metalle in meiner Nähe hatte. Zwei Handgriffe von Kupfer drückten die Zwiesel entschieden abstoßend vom Magen, wenn Kupfererze oder metallisches Kupfer in meiner Nähe waren, dieselben Handgriffe von Kupfer drückten dem Magen entgegen, oder wurden vom Magen angezogen, wenn ich in das Bereich anderer Erze hineinschritt, oder auch nur mich blos von den Kupfermassen entfernte. Zwei Handgriffe von Eisen stießen entschieden die Zwiesel vom Magen abwärts, wenn ich im Bereich von Eisenstein, metallischem Eisen war. Verließ ich diesen Ort, so wurde das abstoßende Zwieseldrücken fistirt und sie wurde dem Magen entgegen gedrückt oder angezogen, wenn ich mich in die Nähe anderer Erze und Metalle begab.

Zwei Handgriffe von Blei stießen die Zwiesel entschieden vom Magen abwärts, wenn ich mich im Bereich von metallischem Blei oder bleiischen Erzen befand, sie drückten aber die Zwiesel entschieden dem Magen entgegen, wenn ich dieses Bereich verließ und mich andern Erzen und Metallen näherte. Zwei Handgriffe von Zinn stießen die Zwiesel entschieden vom Magen ab, wenn ich Zinnerze oder metallisches Zinn zur Vorlage hatte, aber die Zwiesel wurde dem Magen anziehend entgegengeführt, wenn ich andre Erze oder Metalle zur Nähe hatte. Zwei präparirte Handgriffe von Braunstein führten die Zwiesel entschieden abstoßend vom Magen abwärts, wenn ich in die Nähe von Manganerzen gerieth; sie führten die Zwiesel drückend am Magen heran, wenn ich andre Erze oder Metalle zur Vorlage hatte. Zwei präparirte Handgriffe von Kobalt stießen die Zwiesel entschieden vom Magen abwärts, wenn ich Kobalterze zur Nähe hatte; die Zwiesel wurde

dagegen in umgekehrte Spannung versetzt, wenn ich bei andern Erzen und Metallen verweilte. Zwei silberne Handgriffe stießen die Zwiesel ganz entschieden vom Magen abwärts, wenn ich im Bereich von Silbererzen oder metallischem Silber mich befand; allein die Zwiesel wurde dem Magen entgegen gedrückt, wenn ich andre Erze und Metalle zur Vorlage hatte. Zwei Handgriffe von vergoldetem Kupfer führten die Zwiesel abstoßend vom Magen, wenn ich in der Nähe von goldenen Pretiosen verweilte, und sie wurde entschieden dem Magen entgegengeführt, wenn ich mich im Bereich anderer Mineralstoffe befand. Zwei Handgriffe von Platin — hölzerne Griffe mit geschlagenen Platinhäutchen überzogen — führten die Zwiesel entschieden vom Magen abwärts, wenn mir chemische Apparate von Platin zur Vorlage gegeben wurden, und solche führten entschieden rückwärts am Magen heran, wenn ich andre Metalle zur Vorlage hatte. Hölzerne Griffe mit pulverisirtem Gestein, vermöge beigemengten Leimwassers, überzogen und nochmals verhärtet, gaben dieselben Resultate; ich konnte Gesteinsgränzen zur Wahrnehmung bringen, z. B. Granit von Schiefer, Thonschiefer von Basalt, Basalt von Grünstein, Porphyr von Kalkstein u. s. w., recht gut unterscheiden.

Derartige Resultate waren es wohl werth, das einmal betretene Gebiet weiter und weiter zu verfolgen, ich unternahm nämlich, mit meinen Apparaten versehen, Excursionen in unsere zahlreichen Gangdebots und fand mit Staunen, daß die Griffstoffe immer und jedesmal die Wahrnehmung kund gaben, wie ich sie an kleinen Gruppen studirt hatte. Auf Regionen bebaut werdender Eisensteingänge, gleichviel, was für Eisenerze führend, gaben die eisernen Handgriffe genau das Gefühl des Abstoßens, andre Griffstoffe dagegen, ohne Ausnahme, das der Anziehung. Auf Regionen von Braunsteingängen zeigten die präparirten, mit pulverisirtem Braunstein, entschieden das abstoßende Zwieseldrücken, während dieselben Griffe auf Eisengängen das Gefühl der Anziehung

hatten, und andre Griffstoffe auf der Magenregion entschieden das Gefühl der Anziehung hatten. Auf Regionen der im Schneeberger Revier so zahlreichen Kobaltgänge, gaben die präparirten Kobaltgriffe ganz entschieden das abstoßende Zwieseldrücken, während alle andere Stoffe, mit Ausnahme von Silber und Wißmuth, das anziehende Drücken zur Folge hatten.

Auf Kupfergängen zeigten die kupfernen Handgriffe das abstoßende Zwieseldrücken, andre Griffstoffe das anziehende Drücken. Dieselben abstoßenden und anziehenden Erscheinungen waren übereinstimmend auf Gängen der Zinn- und Silberformation zu finden. Beziehlich des Verhältnisses mehrerlei Erze auf einem Gange, entscheidet der vorwaltende Bestandtheil, d. h. er bleibt der entschiedenste, abstoßende Meter, während die andern Stoffe, untergeordneter Quantität, sich zum Theil im Neutralitätsgefühl zu erkennen geben, d. h. ist der Griffstoff von derselben Natur, als der untergeordnete Erfüllungsbestandtheil, so wird der Zwiesel weder vom Magen an noch abgestoßen, während doch ein anderer Griffstoff sofort entschieden auf derselben Stelle den Zwiesel zur Anziehung bringt.

Solche Erscheinungen lassen sich wohl nicht als Unsinn von sich weisen, sondern beruhen anscheinend darauf: daß die Gesteins- und Erdenströme durch chemische Thätigkeit bedingt werden und natürlich vorhanden sind, auch wenn der menschliche Fuß das Bereich eines Ganges oder Gesteinsgrenze nicht betritt, einmal in dasselbe gelangt, aber in Organismus übergehen und zur Wahrnehmung gelangen, weil der Zwiesel die entgegengesetzten Electricitätswege zu einer Kette verbindet. Die feststehenden Erscheinungen des anziehenden und abstoßenden Zwieseldrückens sind unläugbar analog, dem feindlichen Abstoß und der eifrigen Anziehung des magnetischen Fluidums vermag ich auch keine klare Rechenschaft von dem Vergleich zu geben. In unkundiger Hand ist jedoch der armirte Zwiesel so wenig zur Stoffwahrnehmung anwendbar, wie der einfach

natürliche Zwiesel; denn wo die Ermittelung der Elektroden fehlt, da gehen auch die Wahrnehmungsgefühle für Stoffgleichheit und Stoffungleichheit völlig verloren; denn z. B. ist es durchaus nicht gleichgültig, einen und denselben Schenkel des armirten Zwiesels bald für die rechte, bald für die linke Hand zu bestimmen. O, nein, ganz und gar nicht! Denn hat einmal die Strömung den Zwiesel nach einer gewissen Richtung durchlaufen, so kann man sicher seyn, daß ein Wechsel der Pole völlig unsichere Erscheinungen zur Folge hat, ja, ich habe sogar die Ueberzeugung gewonnen, daß die Textur des Zwieselstoffes eine in's Auge fassende Bedenksamkeit hat, was auch schon zum Theil die verschiedenen hölzernen Griffstoffe andeutungsweise dargethan haben.

Ließen nun Gesteinsströme auf bebauten — also ihrer Natur nach bekannten Gängen — durch Wahl des Armirungsstoffes die Stoffgleichheit oder Stoffungleichheit unterscheidend zur Wahrnehmung gelangen, trat für verschiedene Lagerungstiefen der Erzfälle kein Unterschied auf, blieben sich diese Erscheinungen nach oftmaliger Controlle feststehend gleich, warum sollten nun Gesteinsströme im noch unverritzten Felde anderer Natur seyn? Sicherlich nicht! Denn um Selbsttäuschung fern zu halten, habe ich in Meilen weit von einander abgelegenen, bergmännischen, unverritzten Distrikten sehr specielle Uebungen vorgenommen und mehrmaliger, wochenlang unterbrochen gewesener Prüfungscontrollen die Stoffgleichheitsmerkmale dennoch gleichbleibend feststehend gefunden.

Wären solche übereinstimmende, feststehende Erscheinungen blos zufällige Naturspiele? O, nein, das sind sie sicherlich nicht! Es sind dies vielmehr die beachtungswerthesten Fingerzeige zur Emporbringung bergmännischer Industrie.

Wem ist es nicht bekannt, welche enorme Summen beim Bergbau unnütz dadurch verloren gehen, weil das Entstehen einer einzelnen Grube, fast größtentheils auf ungewissen Erfolg hin, damit beginnt, daß Untersuchungs- und Hülfsbauten nur dem oberflächlichen Endzweck angepaßt, sehr oft als unzureichend,

mit kostspieligern neuern vertauscht, noch öfter aber auf immer verlassen werden müssen, weil die Heranholung eines Stollens, oder Beischaffung anderer Erfordernisse, entweder zu den Unmöglichkeiten gehört, oder doch Zeit und Summen erfordern, die zu dem Ertrag des Abbaues eines Ganges in keinem Verhältniß stehen; denn daß neben einem bebautwerdenden Gange vielleicht noch zehn andere Gänge vorhanden seyn können, ist in sehr vielen Fällen nicht bekannt und nur dem Zufall überlassen; und wo es aus andern Umständen hoffend präsumirt wird, Nichts zum Anhalten vorhanden, ob auch nur einer davon irgend ein Erz gefaßt haben möge. Es ist aber sicherlich von wesentlichem Belang, zu wissen, ob ich mehr auf völlig unedle Massen, oder blos auf Mangan und Eisenerze, oder ob ich auf Kupfer, Kobalt, Wißmuth, Nickel, Blei und Silbererze Rechnung machen kann. Vermag man aber durch Prüfung der Gesteinströme nicht nur alle Gangdepots nach ihrem Umfange im allgemeinen ausfindig zu machen, sondern auch zu erforschen, welche Erzformationen in einem oder andern Gangdistrikte vorwalten, dann lassen sich sicherlich nur solche zweckentsprechende Vorbereitungen zu einem durchgreifenden Angriffe berathend vornehmen, die unfehlbar zum Ziele führen. Hiebei setze ich freilich voraus, daß man nicht die allzu engherzige Aufgabe stellt, wo möglich zugleich auch die Ellen und Zolle angegeben wissen zu wollen, wo das eine oder das andere Erz unter der Rasensohle zu finden seyn dürfte!

Aber klar liegt wohl am Tage, daß gleich wie ein Steinkohlendepot, mit ungleich besserm Erfolg und Gewinn, von einem oder zwei Centralpunkten aus, in Angriff zu nehmen ist, wenn es durch Bohrlöcher ermittelt wurde, als wenn dasselbe durch vereinzelte Eigenthumswillkühr zerstückelt, nach und nach von fünfzig Schächten aus, ordnungslos — raubmäßig — abgebaut wird. Natürlich aber auch ein Bergbau auf vorher ermittelten tauben oder edlen Erzformationen bei Zeit-

und Kostenersparniß, einen unberechenbaren größern Gewinnausfall gewähren muß, als ein Bergbau, der aufs Geradewohl nur von vereinzelter Willkühr und unzulänglichen Geldmitteln kaum begonnen, wieder verlassen und wiederum an 10 andern Punkten unter eben so unzulänglichen Geldmitteln und Versplittern ungewiß ins Leben gerufen, abhängig gemacht wird.

Vermöchte ich dieser — blos um meinen höchstbeschränkten, unzureichen Geldmitteln willen bis jetzt noch nicht ins Leben getretenen Stofferkennungskunst — diejenige Munificenz zu verschaffen, die dazu erforderlich ist, so würde dem Cyklus bergmännischer Industrie gar bald ein Glanzpunkt eingereicht werden können, der für Erwerb kolossalen Privat- und Nationalreichthums zum Leitstern diente.

Eine Geistererscheinung aus Schottland.

(Die guten Bergschotten haben seit einiger Zeit unter uns den Ruf bekommen, von der Natur mit magnetischen den Umgang mit der Geisterwelt begünstigenden Eigenschaften begabt zu seyn. Besonders besitzen sie das schwedenborgische Vermögen eines „zweiten Gesichts“, wie sie es nennen, das heißt: Dinge, die an entfernten Orten vorgehen, im Geiste zu sehen. Dieser Ruf hat uns für folgende Begebenheit mehr Theilnahme eingeflößt, als sie andern Personen begegnet, bewirkt haben würde. Wir kürzen die sehr weitläufig erzählten Familien-Umstände ab und versichern nur, daß in der Art, wie sie vorgetragen waren, die Pünktlichkeit lag, welche es dem entferntesten Bekannten leicht machen mußte, die erwähnten Personen zu erkennen und der Wahrhaftigkeit des Erzählten nachzuforschen.)

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte an der Grenze von Argyleshire die Wittwe eines rechtschaffenen, begüterten Edelmanns. Sie hatte nur einen einzigen Sohn,

den sie unbegrenzt liebte und alle Hoffnungen ihres Alters auf ihn baute. Der Jüngling berechtigte sie zu sehr tröstlichen Aussichten durch Talente und eine gute Gemüthsart; nur bekümmerte er sie, nun er die Knabenjahre verlassen hatte, durch eine entschiedene Neigung zum Kriegsstand. Lange suchte sie ihr zu widerstreben; endlich trat ein Umstand ein, der sie mit seinen Wünschen versöhnte.

Einer ihrer Hochlands-Verwandten, den unser Erzähler nicht näher bezeichnen will, Herr Campell, ward damals zum Kapitän einer Compagnie von Freiwilligen ernannt, wie man deren in jener Zeit mehrere errichtete, um in den Hochlanden den Frieden aufrecht zu erhalten und sie gegen die Ueberfälle der wilderen Clans zu schützen, deren Jugend noch immer sehr gern zu solchen Streifzügen sich verbrüderte. Diese Compagnien nannte man Sidier-Dhu, das heißt: schwarze Soldaten, um sie von den Sidier-roy, rothen Soldaten, welches die königlichen Truppen bedeutete, zu unterscheiden. Daher führten sie, wie man sie später in ein Linien-Regiment vereinigte (das bekannte zweiundvierzigste) immer noch den Namen der schwarzen Wache. Zu der Zeit des folgenden Vorfalls waren es unabhängige Truppen und konnten nur innerhalb ihres Bezirkes gebraucht werden. Jede Compagnie war von 300 Mann, trug Landestracht und Waffen, und erhielt einen Mann zum Kapitän, dem die neue (braunschweigische) Regierung trauen zu können glaubte.

Ein so beschränkter Dienst innerhalb der eigenen Provinz schien der oben erwähnten Wittwe nicht so gefährlich, wie eine andere militärische Laufbahn; außerdem versprach ihr Vetter, Kapitän Campell, den Jüngling vor aller Gefahr zu hüten, bis er selbst Vorsicht gelernt hätte, und in aller Rücksicht väterlich für ihn besorgt zu seyn. Die gute Dame ließ ihren Sohn bei so beruhigenden Umständen die Kriegsbahn antreten.

Indeß sie, damals in Edinburg wohnend, die Ausrüstung des jungen Kriegers vollendete, erhielt sie eine sehr

traurige Nachricht. Ein Haufe Katerns oder hochländische Freibeuter war von Lochiel herabgekommen, um in dem benachbarten Argyle eine große Viehheerde fortzutreiben. Kapitän Campell versammelte so viele seiner Leute, wie es in der Eile möglich war, und ereilte die Räuber nach einem sehr beschwerlichen Marsche. Die Heerde ward zurückerobert, aber der wackere Kapitän erhielt ein paar Dirkstiche (Dirk heißt der Dolch der Hochländer) so, daß er tödtlich verwundet zurückkehrte. Derselbe Bote, welcher die Nachricht des Gefechts überbrachte, belehrte die Wittwe von ihres Vetters wirklich erfolgtem Hinscheiden. Die gute Dame war innig betrübt. Sie nahm nun wahr, daß die Art dieses Kriegsdienstes nichts so gefahrlos sey, wie sie es gehofft hatte, und zugleich war ihrem Sohne in demselben durch Campells Tod der Vormund und Führer entrissen, dem sie ihn hatte anvertrauen wollen. Von der andern Seite waren alle Schritte, den Jüngling fortzuschicken, gethan, seine Ehre litt keinen Rücktritt, und sie selbst war eine zu hochherzige Frau, als daß sie der Furcht, auf ihres Sohnes Muth einen Schatten zu werfen, nicht alle Besorgnisse der Mutterliebe geopfert hätte.

Allein und gedrückten Herzens, die Rathlosigkeit überdenkend, welche der Wittwe unausbleibliches Loos ist, saß sie eines Abends in einem obern Stockwerk in ihrem Zimmer in der Stunde, wo sie gewöhnlich zu den Bewohnern des untern Stocks, ihren guten Bekannten, zum Thee ging. Sie hatte sich ihren Träumereien dergestalt überlassen, daß sie plötzlich an der einbrechenden Dunkelheit wahrnahm, sie habe wohl die Stunde versäumt. Sie öffnete deßhalb, um hinunterzugehen, die Thüre ihres kleinen Wohnzimmers, als sie vor sich im Vorhause die leibhafte Gestalt des Kapitän Campell erblickte in der Bergschottentracht, den Plaid gefaltet, quer über die Schulter zur Hüfte den Dirk, das Pulverhorn und die Pistole im Gürtel, sammt seinem breiten Schwert an der Seite. Aufgeschreckt von dieser Erscheinung

machte sie die Thür zu, wankte auf ihren Stuhl zurück und suchte sich durch allerlei Vernunftgründe zu überzeugen, daß sie ein Trugbild ihrer Phantasie sey. Da sie eine vernünftige Frau war, gelang ihr das auch; sie konnte sich aber nicht entschließen, diese Thüre, die sie von ihrem verstorbenen Verwandten zu trennen schien, wieder zu öffnen, bis sie am Fußboden klopfen hörte, welches das abgeredete Zeichen war, wodurch ihre Hausleute, wenn sie die Stunde versäumte, sie zum Theetische beriefen. Dieses Zeichen von freundlicher Menschen-Nähe gab ihr Muth, sie schritt festen Fußes an die Thür, öffnete sie — und wieder stand der ernste Bergschotte ihr im Wege. Er schien einige Fuß von ihr entfernt und streckte die Hand aus, gar nicht drohend, sondern als wolle er sie im Vorbeigehen hindern. Bei diesem zweiten Anblick überwältigte sie die Furcht, sie stürzte sinnlos zu Boden. Ihre guten Hausleute hörten den Fall und eilten, dessen Ursache zu erforschen. Ohne irgend etwas wahrzunehmen, traten sie in der Wittwe Wohnung und fanden sie auf dem Boden liegend, von heftigen Krämpfen befallen. Mit Mühe brachte man sie wieder zu sich; sie verschwieg die nähere Veranlassung zu ihrem Unfall, und ihre Freunde schrieben sie dem Gram über die traurigen, aus Argyleshire eingelaufenen Nachrichten zu. Sie blieben, sie aufzuheitern bemüht, spät bei ihr versammelt, bis endlich die Zeit des Schlafengehens sie trennte, wo sich die Wittwe mit heftigem Schaudern in ihr einsames Zimmer begab. Kaum hatte sie das Licht aus der Hand niedergesetzt und war im Begriff, durch ein herzliches Gebet ihr Gemüth gegen die Schrecken der Nacht zu bewahren, als sie bei einer Wendung ihres Kopfes dieselbe Gestalt, die ihr zweimal den Weg im Vorsaal vertreten, in ihrem Zimmer erblickte. Jetzt raffte sie allen ihren Muth zusammen, sprach sie feierlich mit Namen und Zunamen an und fragte sie im Namen des lebendigen Gottes, warum sie erscheine? Die Gestalt antwortete sogleich in dem natürlichen Ton, der dem Kapitän bei seinen

Lebzeiten eigen war: „Gute Base, warum fragtet ihr nicht „früher? — Mein Besuch meint nur euer Bestes; euer Gram „stört meine Grabesruhe, und der Vater der Waisen, der „Versorger der Wittwen erlaubt mir, zu Euch zu kommen „und euch wohl zu ermahnen, ihr möchtet nicht verzagt „seyn wegen meines Schicksals, und möchtet meinen Rath „Eures Sohnes wegen, wie verabredet, befolgen. Er wird „einen wirksamen und eben so herzlichen Beschützer finden, als „ich ihm gewesen wäre, und wird hoch steigen in kriegerischen „Ehren und einst sanft Eure Augen schließen." Nach diesen Worten schwand die Erscheinung hinweg.

Die Wittwe versicherte jederzeit bei diesem Auftritt wach und all ihrer Sinne mächtig gewesen zu seyn. Sie erzählte der Dame, von der dieser Bericht herstammt, daß die ganze Gestalt von der lebenden ihres Vetters gar nicht verschieden gewesen sey; nur habe sie, da sie ihn bei dem letzten Erscheinen zwar mit unbeschreiblicher Angst, aber doch mit einer gewissen Neugier angesehen hätte, da sie wirklich angefangen habe, sich an seine Gegenwart zu gewöhnen — auf seiner Brust an der Krause und dem Band einige Blutflecken wahrgenommen, die er, da er ihre Blicke dahin gerichtet sah, mit der Hand zu verbergen suchte. Während dem Sprechen wechselte er seine Geberden mehrere Male; doch ohne seine Stellung zu verändern.

Das nachfolgende Schicksal des jungen Mannes schien diese Voraussagung zu rechtfertigen. Er stieg in dem englischen Heere zu ansehnlicher Würde, und starb lange, nachdem er seiner guten Mutter die Augen geschlossen hatte, in Frieden und Ehren.

Engelische Beschützung eines Kindes.

Genf. „Die Kinder haben einen eigenen Gott," ist eine alte Redensart, und wenn irgend ein Vorfall geeignet ist, die Wahrheit dieser Redensart zu bestätigen, so ist es wohl folgender, der sich am 13. Oktbr. v. J. in Genf zugetragen hat. Das „Journal de Genève" erzählt nämlich: Ein Haus in der Straße Rivoli war gestern der Schauplatz eines ganz außerordentlichen Ereignisses. Der Concierge des Hauses hatte verschiedene Werkzeuge nöthig, die auf dem Estrich in der siebenten Etage aufbewahrt lagen (es ist bekannte Sache, daß sich in keiner Schweizer Stadt so enorm hohe Häuser finden wie in Genf), und schickte daher sein 13jähriges Töchterchen hinauf, um das Nöthige zu holen. Das Kind ging und nahm sein kleines, 2½jähriges Brüderchen mit. Während das Töchterchen mit Hervorsuchen beschäftigt war, klettert der Kleine am Fenster hinauf, verliert aber im Augenblick das Gleichgewicht, rollt über das jäh abschüssige Dach hinab und wird so auf die Straße hinunter geschleudert. Wer sollte nicht erwarten, der Unglückliche sei zu Brei zerschmettert auf dem Pflaster unten angelangt? Keineswegs! Im gleichen Augenblick fuhr ein Kutscher im raschen Trabe unten durch, wurde aber glücklicher Weise mitten auf der Straße durch eine quer über dieselbe gehende Dame zu momentanem Stillehalten genöthigt. In diesem Moment fällt das Knäblein aus dem siebenten Stockwerk dem Kutscher auf die Schulter, glitscht der Kutsche nach hinunter auf den Hintertheil der Pferde und unter deren Füße. „Zufälliger" Weise bewegt, trotz des unerwarteten Schlages, keines derselben einen Fuß. Ein Vorübergehender wirft sich rasch auf das Kind, zieht es an sich und nimmt es auf den Arm. Wie groß war nicht das Erstaunen aller Zeugen dieser schrecklichen Szene, als sie sahen, daß das Kind ganz frisch und

hellauf war, und nur mit etwas weinerlichem Gesichte die Händchen nach dem Kopfe hielt mit den Worten: Weh, weh am Kopf! (bobo à la tête!) Man stelle sich die Danksagungen und das Entzücken der Mutter vor, die noch ganz zitternd und fast ohnmächtig ihr so wunderbar aus einem unvermeidlich geschienenen Tode gerettetes Kind ans Herz drückte.

Das böse Auge.

Diese Folge von magischen Einwirkungen, in denen der Tod, in der Hülle eines falschen Scheinlebens, dem Wahren nahend und es zum Verderben infizirend sich assimilirt, schließt nun eine andere zunächst sich an; in denen derselbe Tod dem scheinbar gesunden Leben selbst einwohnend, von ihm aus und in seinen Verrichtungen fort geleitet und getragen, gleichfalls in magischer Infection, im fremden, wirklich gesunden und ungebrochenen Leben seine verderbende, vergiftende Wirkung offenbart. Solche lebendige Todausstrahler haben z. B. in Spanien sich gefunden und eine Reisende, die im Jahre 1679 dies Land und seinen Hof besucht, läßt sich darüber von einer jungen spanischen Frau folgendes erzählen: „Mit Ihrer Erlaubniß! Sie müssen wissen, daß es in diesem Lande Leute gibt, die ein solches Gift in den Augen haben, daß sie, wenn sie jemanden, vorzüglich ein kleines Kind, starr ansehen, verursachen, daß es an der Auszehrung stirbt. Ich habe einen Mann gesehen, der ein also süchtiges Auge hatte; da er nun die Leute krank machte, wenn er sie mit diesem Auge ansah, so zwang man ihn, es mit einem Pflaster zu bedecken; denn das andere war bei ihm unschädlich und hatte nichts Giftiges. Wenn er manchmal bei seinen guten Freunden war, so brachte man einige Hühner herbei; hierauf sagte er:

sucht euch eines aus, das ihr wollet todtgesehen haben. Zeigte man nun auf eins, dann blickte er das Huhn starr an und man sah es darauf bald einigemal im Kreis herumtaumeln, und in kurzer Zeit todt darnieder fallen.“ Ich fragte die junge Frau: ob man nichts Außerordentliches an den Augen dieser Leute wahrnehme? „Nein,“ sagte sie, außer daß sie einen solchen Glanz und eine solche Lebhaftigkeit haben, daß es scheint, als ob sie ganz Feuer seien und als wenn sie einen wie mit Pfeilen durchschießen wollten.

Vida kannte einen solchen, der oben auf der Höhe von Viterbo wohnte. Es war ein alter Mann von widerwärtigem Ansehen, das düstere Auge mit Blut unterlaufen und borstiges, graues Haar bedeckte seinen Scheitel. Er nun tödtete durch seinen Blick, von kriechenden Thieren, was ihm vorkam, kleines Geflügel und jedes schwächere Leben. Trat er irgendwo in einen Garten ein, wenn der erste Frühling die Keime hervorgetrieben und die Bäume in der Blüthe standen, dann war's eine Verwüstung unter den Pflanzen und in aller Grüne, wohin er den entsetzlichen Blick und der Augen Schärfe richtete. Er stand keineswegs allein, auch Andern ist das Gleiche vorgekommen und Borell begegnete in seiner Praxis solchen, aus deren Auge so giftige Ausflüsse sich entwickelten, daß sie nicht allein die Milch der Säugammen vertrockneten, sondern auch die Blätter an den Bäumen und die Früchte versehrten, die man verdorren und abfallen sah. Es kam so weit, daß sie nur noch wagten, irgend wohin zu gehen, wenn man, auf die Anzeige ihres Nahens, zuvor die kleinen Kinder mit ihren Ammen, neugeborene Thiere und Alles das, dem sie schaden konnten, hinweggeschafft. Ebenso sah er Andere, deren Blicke sogar die Gläser und Spiegel, die sie im Gebrauch hatten, anfraß; so daß sie dieselben von Zeit zu Zeit wechseln mußten, weil die Oberfläche derselben blind, ja das Glas an manchen Orten sich durchlöchert zeigt.

Auch St. André kannte eine Frau, die nicht lange derselben Brille sich bedienen konnte und die ihm etliche vor-

zeigte, die in der Mitte ganz zerfressen und mit unzähligen kleinen Vertiefungen durchlöchert war. Das hängt damit zusammen, daß der Athem und die Ausdünstung mancher denen, die ihnen in der entsprechenden Stellung nahen, Kopfweh, Herzensangst, ja wohl gar Fieber verursacht, und daß Frauen, zur Zeit der Menstruation, Milch, Wein, Most u. dgl. umschlagen machen. Auch den Alten war jene Erscheinung keineswegs unbekannt und Plinius berichtet aus Isigonius und Nymphodorus, es gebe in Afrika Familien, deren lobend Wort das Gelobte verderbe, die Bäume verdorre und die Kinder tödte. Dergleichen fänden sich auch bei den Illyriern und Triballen, die durch ihren Blick bezauberten und Alles tödten, was sie länger, besonders mit zornigen Augen, anblickten; am leichtesten jedoch Kinder, und es sei merkwürdig, daß sie zwei Pupillen in jedem Auge hätten. Nach Apollonides gebe es auch Frauen der Art in Scythien, die Bythien genannt würden; nach Phylarchus haben auch das Geschlecht Thybier und vieler anderer dieselbe Eigenschaft, die durch die doppelte Pupille in dem einen Auge und das Bild eines Rosses im andern bezeichnet seien. Solche könnten dabei im Wasser nicht untergehen, selbst von Kleidern belastet. Ihnen nicht ungleich ist auch, nach Damon, das Geschlecht der Pharnazen in Aethiopien, deren Schweiß die von ihm Berührten gliedersüchtig machte, und Cicero erklärt den Blick aller der Frauen für schädlich, die doppelte Pupillen hätten. Plutarch da, wo er von diesem Augenzauber redet, wie er besonders Kindern, wegen ihrer noch weichen und flüssigen Complexion nachtheilig sei, setzt dann hinzu: es zeigten sich jedoch diese Anwohner des Pontus, die man in früherer Zeit Thybier nannte, nach Philarchus nicht nur den Knaben, sondern auch den Männern verderblich; denn alle siechten und erkrankten, gegen welche sie Blick, Athem oder Rede hingewendet. Die Sache sey, wie es scheine, durch die ausgekommen, die in jener Gegend Handel trieben und Sklaven von da ausführten. Das ist das böse Auge, gegen welches die Alten ihre Kinder durch die

Fascinen, wie heute noch die Spanier durch die Higas, bewaffneten, während die italienischen Mütter durch die Worte: „di gratia non gli dato mal d'ochio!“ die sie den Lebenden zurufen, das Uebel von ihneu abzuwenden suchen. Die doppelte Pupille und die Bilder von Pferden im Auge, die man an solchen Verderbern bemerkt — entsprechend den Katzenpfoden und Krötenfüßen, die man in denen der Hexen wahrgenommen, weil beide von einem Krampf in der Pupille herrühren — zeugen für eine krampfhafte Anlage derer, die durch eine solche Eigenschaft ausgezeichnet sind, sowie auch ihr Nichtuntergehen im Wasser, auf den Grund dieser Anlage hinweisend, in der Hexenprobe wiederkehrt. Finsterblickende, tiefliegende, scharf convexe Augen, sind daher den slavischen Völkern verdächtig und sie suchen Hülfe gegen sie bei solchen aus ihrer Mitte, die im Rufe stehen, den bösen Blick derselben wegzaubern zu können.

Zur Geschichte der weißen Frau im Schlosse in Berlin.

Verschiedene Zeitungen, selbst mehrere aus Berlin, brachten im Mai vorigen Jahrs die Nachricht: es seye im Schlosse zu Berlin einem wachhabenden Soldaten die weiße Frau erschienen, die er mit seinem Bajonette wie eine Schattengestalt durchstochen habe.

Es erfolgte zwar auf diese sehr bezeugte Thatsache nicht der Tod des Königs, noch einer andern Person des königl. Hauses. Dagegen noch in demselben Monate der Mordversuch auf den König, der von ihm nur noch wie durch einen rettenden Schutzgeist abgewendet wurde.

Die verständige Berliner Polizei wollte zwar herausbringen, daß diese weiße Frau eine Waschfrau gewesen sey, die nächtlich in Geschäften durch das Schloß gegangen, allein die verhörte Wache gab darüber ganz anderes an.

Eine Prophezeihung.

Unter den vielen Geschichten, welche in Paris überall von der vertriebenen Königsfamilie erzählt werden, macht besonders die nachstehende Aufsehen, welche von dem Dr. B., welcher dabei selbst eine Rolle spielte, verbürgt wird. Im Sommer des Jahres 1847 war die königliche Familie in Neuilly versammelt und Dr. B., ein Arzt, welcher zu den gesuchtesten in Kinderkrankheiten gehört, wurde dahin berufen, weil der junge Sohn des Herzogs von Württemberg einen Anfall von Bräune bekommen hatte. Da Dr. B. auch einer der ersten Magnetiseurs in Paris ist, so kam das Gespräch in der königlichen Familie in seinem Beiseyn auch auf den Magnetismus und er erzählte viele wunderbare Geschichten von dem Hellsehen einiger Somnambulen, deren Einige in unbegreiflicher Weise Anderer Zukunft vorhergesagt hätten, so daß ihn der König endlich aufforderte, sich in der Gesellschaft umzusehen, ob sich wohl Jemand darunter befinde, der in magnetischen Schlaf versetzt werden könnte. Nach einigem Zögern antwortete der Doctor: „Ich sehe eine Person, die wahrscheinlich sehr empfänglich für die magnetische Kraft ist, die Frau Prinzessin von Joinville.“ Die Neugierde war durch die wunderbaren Erzählungen des Arztes auf das Höchste erregt und der ganze jüngere Theil der königlichen Familie bat einstimmig die Prinzessin, sich dem Versuche zu unterwerfen. Nach einigem Widerstreben in Folge von religiösen Bedenklichkeiten gab die schöne Prinzessin nach. Sie setzte sich auf einen Grashaufen bei einer dicken Eiche mit weit ausgestreckten Aesten, nahm ihren blauen Kreppshawl über den Kopf, lehnte sich an den Baum und sah so schon mit ihrem bleichen Gesicht und ihrem zarten Körper wie eine Bewohnerin einer andern Welt aus. Wie der Doctor vorausgesehen hatte, verfiel sie sehr bald in magnetischen Schlaf und auf die ergangene Aufforderung erbat sich Mad. Adelaide ihr

Fragen über sich selbst und über die Andern vorzulegen. „Ich gebe Ihen mein Ehrenwort," hat der Doctor mehrmals betheuert, „daß hier alle Ereignisse, die seitdem mit so betäubender Schnelligkeit auf einander gefolgt sind, mit der schauerlichsten Bestimmtheit und Genauigkeit vorausgesagt wurden. Der Tag, selbst die Stunde der Flucht wurde genannt, wie die Beraubung der Tuilerien, die Wegnahme der Diamanten, die einst zur Kaiserkrone gehört, durch eine Person am Hofe (sie sind noch nicht wiedergefunden worden) und endlich eine nicht weit entfernte Katastrophe, welche die Familie Orleans allein betreffen werde." — „Sie nennen mich nicht," sagte endlich Mad. Adelaide; mit wem werde ich fliehen?" — „Sie werden in Ruhe und Frieden in Frankreich bleiben," entgegnete die Prinzessin; darüber lachte der König und sagte, diese letzte Prophezeihung reiche hin, die Richtigkeit alles Uebrigen darzuthun, weil seine Schwester nicht im Stande seyn würde, sie in der Stunde der Gefahr zu verlassen. — Bekanntlich schläft Mad. Adelaide ruhig im Grabe in Dreux, während die ganze Familie zerstreut ist.

Merkwürdiges Verscheiden einer Nonne.

Der Magdeburger Correspondent meldet: eine alte Nonne hat seit der Aufhebung ihres Klosters, des Martinsklosters, welches jetzt eine Kaserne ist, in dem Hause des Pfarrers Liebherr an der Martinskirche als Haushälterin gelebt. Vor einigen Wochen geht sie wie gewöhnlich früh um acht Uhr in die Frühmesse der Martinskirche. Als der Gottesdienst anfangen soll, wird gemeldet, daß der Organist krank sei und nicht fungiren könne. Die Nonne, die in ihrem sonstigen Kloster Orgelspielerin gewesen und schon früher vicarirt hatte, eilt zur Orgel hinauf, die sie jetzt, 73 Jahr alt, seit

zwölf Jahren nicht mehr berührt hatte, und spielt mit herrlichem Schwung, den die Gemeinde bewundert, bis zum Gloria. Da fährt sie mit der Hand über die ganze Claviatur hin, so daß sich der Klang einer Aeolsharfe bildet, die Orgel verstummt und die Nonne liegt todt vor dem heiligen Instrument. Das Wochenblatt meldet: „Jungfrau Luitgardis Trapp, gebürtig aus Weißbach in Franken, Conventualin und Organistin des vormaligen Martiniklosters und Lehrerin der damit verbundenen Mädchenschule, 73 Jahre alt, starb am Nervenschlag. Brühler Vorstadt.“

A. W. Schlegels letzte Worte.

Als ein kleiner Beitrag zu A. W. v. Schlegels Biographie mögen folgende merkwürdige Züge aus den letzten Tagen seines Lebens nicht unwillkommen seyn.

Schlegel sprach von seinem nahen Hinscheiden, und kam auf ein Thema, welches er schon oft berührt hatte, auf seine Ueberzeugung von der persönlichen Fortdauer nach dem Tode.

Er sagte: Bereits in der Kindheit sey diese Ueberzeugung etwas ihm Immanentes gewesen, und sie habe sich später im Jünglings-, Mannes- und Greisenalter nur noch mehr befestigt. Er verdanke diese Sicherheit der Prüfung seines Selbsts, der Beobachtung seiner Nebenmenschen und der großen Natur, zum Theil auch den Studien der indischen und griechischen Dichter und Philosophen. Es würde aber thöricht seyn anzunehmen: daß die Seele, nachdem sie den alten nutzlosen Plunder des Körpers abgeworfen, zum Anschauen Gottes, zu einer sogenannten Seligkeit gelangen werde; der Himmel sey überall und nirgends; die Materie sey etwas dem endlichen Geiste Befreundetes, ihm durch alle Ewigkeit Unentbehrliches, etwas durch den Beruf zum unendlichen Werden, zur unendlichen Entwicklung (im Gegen-

satz zum unendlichen Seyn) mit Nothwendigkeit Gefordertes. (Hier kamen nun einige starke Exspectorationen über christliche Theologen, welche der Materie nicht ihr Recht wollen werden lassen.) Man müsse sich ja überzeugen, fuhr er fort, daß es abgeschmackt und widersprechend seyn würde, wenn er sich einbilden wolle, mit allen seinen Fehlern, Schwächen und Mängeln, die er wohl kenne, zur christlichen Seligkeit gelangen zu können. So wie ihm, ergehe es aber allen, Geistlichen und Weltlichen, Pfaffen und Nichtpfaffen. Es gehöre nicht viel Scharfsinn dazu, um zu begreifen, daß das endliche Wesen, körperlos in das Absolute versenkt, vollkommen bewußtlos bleiben müsse. Für eine solche Seligkeit danke er aber; auf sie leiste er Verzicht. Vielmehr seye der uralte Glaube an die Seelenwanderung, wie er — mehr oder weniger — in seiner Reinheit bei allen Urvölkern anzutreffen sey, das allein Richtige, mit der Stimme des Herzens, mit dem Blick auf den gestirnten Himmel, auch mit der Bibel Uebereinstimmende. So schien ihm für sich selbst die Anforderung nicht übertrieben, daß er, von dieser Erde ausgeschieden, auf dem der Sonne nähern Planeten (Venus) wiedergeboren werden würde.

Kurz vor seinem Tode äußerte er: Jetzt geht es mit Macht zu Ende; ich bin aber ruhig; denn mein Pensum habe ich absolvirt, und ich weiß, was ich zu erwarten habe. Wer mehr verlangt, den hole der Teufel und seine Großmutter. Das ist ein schöner Spruch, auf den man gern Amen sagen kann.

Ahndung des Vorwurfes einer Ahnung.

(Aus dem Görlitz'schen Prozesse.)

Kammerdiener Schiller will am Nachmittag des 13. Juni v. J. gegen halb fünf Uhr (der Zeit, wo die Gräfin in ihrem Hause ermordet wurde Schiller war auswärts auf

einem Spaziergange) eine sonderbare Anwandlung gehabt haben, die ihn von seinem Spaziergang nach Hause zurückgezogen habe. Der Staatsanwalt hatte in seinem Vortrage diese Anwandlung als Verdachtsgrund aufgezählt und die Vertheidigung hatte darauf mit beißendem Spotte erwidert: es habe sie auf's Höchste verwundert, daß die Anklage im Jahre 1850 in einem Processe, in welchem die Wissenschaft so glänzende Resultate zu Tage gefördert (!!!) auf einen abergläubischen Wahn sich berufen habe. Der Präsident bemerkte nun in vollem Rechte mit Bezug hierauf: die Vertheidigung seye nicht zu scharf gewesen, die Psychologie sey noch nicht so weit gediehen, daß die Grenzen der physischen Thätigkeit festgestellt seyen; starke Geister möchten daher wohl an solche Ahnungen nicht glauben; dagegen hätten auch Helden, die noch nicht lange die Erde verlassen, an diesem Glauben festgehalten: — wir müssen uns darum beugen vor einem solchen Glauben, den auch verständige Männer hegten.

Ueber Bem's Todesjahr.

Man erinnere sich, was über Bem's Todesjahr im 4ten Jahrg., 4ten Hefte, S. 391 unserer Blätter angegeben ist. — Nach Blättern aus Wien vom 1. Juli 1849 behauptete nämlich Bem fest, sein Todesjahr seye das Jahr 1850, und es wird dort erzählt: Diese seine Behauptung komme daher, weil er, seiner Aussage nach, in seinem 20sten Jahre dreimal sein Grab mit einem Grabsteine gesehen, auf dem sein Name und das Jahr 1850 eingegraben gewesen seye. Dieß war ein Vorausschauen, das richtig eintraf; denn nach Nachrichten von Aleppo, die am 24. December in Konstantinopel eintrafen, starb er am 10. December 1850 daselbst nach kurzer Erkrankung.

Berichtigung. Im Mag. IV. 4. S. 472. Lin. 2 soll es heißen statt: „hier vorerwähnte Vota" ꝛc. sein verewigter Vater.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens,

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner

Fünfter Band. Zweites Heft.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1851.

Inhalt.

Zeitgemäße Aphorismen von Göthe.

Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja, ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben todt sind, die kein anderes hoffen.

Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze.

Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß und er darf auf religiöse Zusagen bauen. — Die Ueberzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriffe der Thätigkeit, denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseyns anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht mehr auszuhalten vermag. Wenn man die Leute reden hört, sollte man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt ganz auf eigene Füße gestellt, und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurecht komme. In religiösen und moralischen Dingen gibt man noch allenfalls

eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste, glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Product rein menschlicher Kräfte.

Versuche es aber doch Einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Raphael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse.

Gott hat sich nach den bekannten 6 maginirten Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam, wie am ersten, diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammen zu setzen, und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen; hätte ihm solcher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanz-Schule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen. —

Mag die geistige Cultur nur immer fortschreiten, mögen die Natur-Wissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will — über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.

Der im Hochmuth angemaßte falsche Heiligen-Schein.

Die Lüge, die ihrer selbst bewußt darauf ausgeht, Andere zu berücken und zu hintergehen, wenn sie mit dem Hochmuth gemeine Sache macht, wird durch ihn leicht zu einer Art von Bewußtlosigkeit gesteigert; so daß, nachdem sie erst sich selber anlügend, in doppelter Verneinung sich bejaht, alsdann mit

der Miene der Ueberzeugung und der Wahrheit und darum um so erfolgreicher Andere anzulügen im Stande ist. Das ist dann der zweite Grad in der Stufenleiter des Bösen; die Einführung in eine tiefere Praxis, die, ohne die Bethörung Anderer, die auf voriger Stufe das Endziel gewesen, aufzugeben, durch vorhergehende Selbstbethörung auf breiterem Fuß begründet jetzt um so sicherer zu diesem Ziele gelangt. Aller Hochmuth aber gründet seinerseits auf dem Worte: daß ihr werdet wie die Elohim! das im Christenthum in den Zuruf sich umgewendet: daß ihr werdet wie die Heiligen, ohne heilig zu seyn! In der That hat der Heiligenschein von jeher viel Verführerisches, besonders für Frauen, gehabt, und zwar in den unteren Volks-Classen noch mehr als in den oberen. Einmal nämlich ist die Sache am ersten durch Leiden und Entsagen zu gewinnen, und darin haben immer die Frauen sich stark gefühlt. Die erste Bedingung, um tiefer in die mystischen Wege einzugehen, ist eine gewisse Abkehr von der Welt, verbunden mit einer Einkehr in sich selber; und dann ein Stille-Halten und Geschehenlassen. Wenn das nun beim Manne nur durch ein Sichselbstgewaltanthun im Abziehen und Ablösen möglich ist; so hat im anderen Geschlechte die Natur vorgesorgt, und es findet sich schon im Ausgange dahin gestellt, wohin für das andere erst nach anhaltendem Mühen zu gelangen ist. Um die ersten Symptome, die mystische Zustände äußerlich verrathen, schnell hervorzurufen, bedarf es nur einer gewissen Beweglichkeit des Nerven-Systems, die die Kräfte, die im gewöhnlichen Leben nach Außen gerichtet sind, leicht nach Innen überschlagen macht; wo dann alle Lebens-Erscheinungen sich mit umkehren, und schon vielfach Ungewöhnliches in ihnen zum Vorschein kömmt. Eine solche Beweglichkeit ist aber, wie bekannt, der Anlage nach diesem Geschlechte eingepflanzt; noch mancherlei Art und Druck, in der die Jugend sich hingelebt; Unglück, das Heimsuchung gehalten; geheimer Kummer, der von Innen das Leben unterwühlt: das Alles, wie es in den unteren Volks-Classen besonders häufig vorkömmt, stärkt und

schärft diese Anlage, und mehrt jene Leitungs-Fähigkeit der Nerven, die im Vorherrschen ihres Systems sich so leicht gewinnt. Ist das Leiden erst eine Zeit lang mit religiöser Resignation getragen, dann führt es rasch zur entschiedenen Losreißung von der äußeren Welt, und zur Einwanderung in die innere, in der allein noch Trost zu finden. Die Entbehrungen und Enthaltungen, die eine solche Stimmung sich willig auflegt, und deren Ertragung abermal das Geschlecht erleichtert, mehren mit der Spannung zugleich auch diese Stimmung, die sie hervorgerufen; und so treten bald die ersten Symptome eines magnetischen Zustandes hervor. Diese sind in der Regel denen, an welchen sie sich also zeigen, gänzlich unbekannt; nicht weniger auch Allen, die sie zunächst umgeben, spannen also die Aufmerksamkeit der Einen auf sich, und der Andern auf den Träger so befremdlicher Erscheinungen. Es liegt nur allzu nahe, daß der Angestaunte dadurch sich selber wichtig zu nehmen anfängt und sich für ein erlesenes Rüstzeug Gottes schon jetzt zu halten beginnt; ein Gefäß, das er sich reinigt, um sein Licht hindurchscheinen zu lassen. Das treibt noch mehr in's Innere zurück; die Lebensweise, die so weit geführt, wird noch gesteigert, um weiter zu kommen; was wieder die Symptome des dadurch herbeigeführten Zustandes mehren und verstärken muß. Dadurch wird dann auch die Aufmerksamkeit der Umgebung wieder geschärft, und der Zudrang größer, denn er zuvor gewesen. Anfangs haben nur die nächsten Angehörigen der Sache sich angenommen; bald aber die Gespielinnen der Jugend sich herzugefunden.

Alle fühlen sich geschmeichelt, daß ein solcher Stern bei ihnen aufgegangen; jetzt drängen auch die Nachbarn sich herzu. Das Volk ist immer zum Glauben willig; wo ihm Ungewöhnliches entgegenkömmt, tritt der Zusammenhang mit dem Göttlichen ihm sogleich nahe; doch gibt es sich nicht geradezu ohne näheres Einsehen hin. Es wird also Umfrage gehalten nach der früheren Vergangenheit des Gegenstandes allgemeiner Aufmerksamkeit. In der Regel sind es stille, in sich gekehrte

Personen, die die frühere Jugend unbescholten hingebracht; haben ja Schwächen sich gezeigt, man ist im Bewußtsein der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur nicht geneigt, großes Gewicht darauf zu legen. Im ganzen Leben ist nichts wahrzunehmen, was nicht erbaulich wäre; die Reden sind es nicht weniger, und handeln zum Theil von hohen Gegenständen, die über den Gesichtskreis der Sprechenden zu gehen scheinen; und Alles hat, weil es aus einem wirklichen, und nicht etwa vorgespiegelten, Zustand hervorgegangen, durchaus den Accent der Wahrheit. So wird also bald eine große Verehrung für die anfangende Heilige, die herrschende Empfindung bei Allen, die ihr nahen; und daß diese allgemein werde, fehlt nichts als die Bestätigung ihres Seelsorgers. Die Umgebung vermag nicht in's Herz zu sehen, dieser aber vermag es; vor ihm werden in der Beichte alle seine Falten aufgedeckt, und er findet ein zartes, leicht rührsames Gewissen, das der kleinsten Uebertretungen sich anklagt; und er freut sich, daß ihm in Mitte des Kaltsinnes, der ihn sonst so oft verletzt, einmal solcher Ernst begegnet. Ist er auch mit einem inneren Mißtrauen an die Sache herangetreten, es liegt in der Natur der Dinge, daß dies im Beginne am stärksten sich regt. Da wird die Beobachtete, wäre sie auch bestimmt, ein Opfer der Selbstbethörung zu seyn, ja hätte sie auch in ihr schon Vorschritte gemacht, doch in der Regel noch schuldlos, im letzten Falle wenigstens in ihrer guten Ueberzeugung seyn. Welche Proben er daher auch mit ihr anstellen mag, sie besteht sie mit Ehren, und da er selbst gern glaubt, wozu er hinneigt, so überzeugt auch er sich bald von der Vortrefflichkeit der Seele, die er also gefunden, und tritt ohne Arg dem Urtheile der Umgebung bei; was nun natürlich die umgebende Atmosphäre von Verehrung und Devotion, die sie umsteht, bedeutend erweitert und verdichtet.

Jetzt steht die Arme am Scheidewege; überwindet sie die Versuchung, die also verführerisch und in den gleißendsten Farben sich zu ihren Fersen hinschleicht, dann wird sie aller-

dings, wo sie beharrt und die Gnade ihr entgegenkömmt, zu einer Heiligen erwachsen. Läßt sie sich aber berücken; läßt sie von dem Becher der Eitelkeit, der ihr von allen Seiten geboten wird, sich verführen und berauschen: dann ist's ein Aufrichten und ein Schießen der Schlange, die in Ringe gelegt, unscheinbar im Laube sich versteckt; und sie hat an verwundbarster Stelle den Stich empfangen, und der Proceß, den das aufgenommene Gift zu durchlaufen hat, nimmt nun rasch seinen Anfang.

Gewöhnlich wird dieser Anfang mit der Uebung der Propheten-Gabe gemacht, denn durch diese bewährt sich am leichtesten, und mit dem größten Effecte, der höhere Beruf.

Die ersten Exercitien werden in der Regel an der eigenen Person, ihrem Zustande und ihrer Zukunft angestellt. Durch die ascetische Lebensweise, die früh schon die Natur zu brechen angefangen, fühlt diese sich bald schwach und erschöpft, und Todes-Gedanken treten sohin von selber nahe. Eine innere Stimme, die vorwärts und zu gutem Ziele treibt, hat etwa zugerufen: du mußt sterben oder sollst sterben! das vom inneren, ausgestorbenen Seelen-Zustand verstehend; aber die unerfahrene, oder schon sich zu trüben beginnende Seele hat es für den leiblichen Tod genommen. So wird also eine erste Frist bald auch eine zweite, darauf auch wohl eine dritte längere für den Eintritt der Catastrophe anberaumt. Trifft die Vorhersagung nicht ein, es ist leicht eine Ausrede gefunden; um so mehr, weil die Ankündung aus eigener bester Ueberzeugung hervorgegangen. Hat die Getäuschte, nachdem sie zum erstenmale und zum andernmal sich betrogen, sich auch nicht darüber ausgesprochen; dann kömmt ihr die Gutmüthigkeit der Leute entgegen, und geschieht auch zum drittenmale nicht, womit gedroht worden, nun dann um so lieber, die Freundin in den Gespielen von Gott wiedergeschenkt.

Der Glaube an die weissagende Gabe ist gewelkt, aber nicht erschüttert, die Neugierde drängt sich von allen Seiten zu, und will von dem und wieder dem Andern Auskunft haben.

Um sie zu befriedigen, bedarf es, da die Sehergabe in einem engen Kreise befangen ist, schon kleiner Künste; und um im Falle des Nicht-Eintreffens die Sache zu beschwichtigen, allerlei Finten und Ausreden; während glückliches Eintreffen die Eitelkeit steigert, zu der nun auch schon die Unlauterkeit hinzugetreten. Jetzt werden kleine mystische Erzählungen eingeflochten, man genießt des Umgangs höherer Geister, sie haben irgend eine Blume, eine Frucht, ein Bild zum Zeugniß der Wahrheit zurückgelassen. Anfangs ist die Sache vielleicht ohne Schuld gewesen, die äußere Wirklichkeit hat in das Außersichseyn hineingespielt, oder symbolische Bilder sind wieder mißverstanden worden. Unmerklich aber geschieht, was zuvor bedachtlos geschehen, mit Vorbedacht; und die bewußte Täuschung setzt fort, was die unbewußte angefangen, und so hat die Lüge in ihren ersten Keimen glücklich Wurzel gefaßt. Die Vorwürfe des Gewissens, die nicht fehlen, werden mit der übrigen Schuldlosigkeit des Lebens und den Entbehrungen, die es freiwillig sich aufgelegt, zur Ruhe gewiesen; und der Zweck, dessen man sich bewußt ist, die Religion zu fördern, und den Nebenmenschen zu bessern, wiegt diese Bagatellen überreichlich auf. Seinerseits hat unterdessen a[illegible] der Führer, ohne Ahnung der Gefahr, mitgeholfen, sie zu mehren und dringlicher zu machen. Er sollte in den Gebieten, in die er sich jetzt hineingezogen findet, wohl bewandert seyn; alle die wundersamen Irrwege zu kennen, die sich hier vor seinen Füßen nach allen Seiten aufthun; ja, er müßte, sollte eine rechte Sicherheit dabei seyn, sie theilweise selbst betreten haben, damit er im unbekannten Lande ein kundiger Weg-Weiser werden könne. Aber, wie viele haben, selbst in früheren besseren Zeiten, auch nur Kenntniß von diesen Regionen genommen? Wie viele haben auch nur die ersten Weihen in diesen Mysterien empfangen? und vollends jetzt, wo diese ganze dunkel bedeckte Welt nur noch wie ein dämmernder Nebel-Fleck am fernsten Gesichts-Kreis steht und bei der Bildung und dem Unterricht des Standes kaum mehr derselben Erwähnung gethan wird. Nur

auf das gewöhnliche Leben eingerichtet, das schon seine hinreichende Plagen hat, und mit dem er kaum fertig zu werden weiß, fühlt er hier Ansprüche an sich gemacht, denen er rathlos gegenüber steht. Früher gemachte Erfahrungen sind ihm größtentheils unbekannt geblieben, da selbst die Bücher sich verloren; so muß er in eigener Person auf eigene und fremde Unkosten neue Versuche anstellen; alle, die gelungen, fördern bei der Wandelbarkeit der Erscheinung ihn nur wenig; alle, die mißlingen, sind dem Bösen gewonnen. Er hat nun entweder gleich nach den ersten Anfängen von einer ungeschickten, störrigen und sperrigen, Alles abweisenden und verneinenden Härte sich einnehmen lassen; und dann verdirbt die Rohheit und das Unmaaß in diesem seinem Benehmen, was sonst wohl mit Maaß und Liebe geübt, das Heilsamste gewesen seyn würde; und ihm gegenüber verstockt sich nun die verletzte und roh mißhandelte Natur in ihren besseren Elementen, und die schlechteren gewinnen freie Bahn. Oder er läßt von allzu großer Leichtgläubigkeit sich befangen; nach oberflächlichen, vielleicht durchschauten Proben, die er mit ihr angestellt, hilft er mit anbeten, verehren und räuchern. Bald statt mit Besonnenheit zu lenken und zu steuern, läßt er sich selber lenken und steuern; das Schiff nun weiblichem Unbestande zur Leitung Preis gegeben, taumelt und tanzt wundersamen Laufes auf den bewegten Wellen. Visionen werden geschaut, und ihnen wird unbedingter Glauben beigemessen. Dem, was sie gebieten, wird Folge geleistet; da sie aber nur Trug-Gebilde sind, oder Luftspieglungen aus dem eigenen vielbewegten Herzen aufgestiegen, so will ihnen in der wirklichen Außenwelt nichts zusagen und entgegenkommen, nichts passen und einschlagen; überall Widerspruch zwischen den Bildern und den Dingen. Jede erfahrene Täuschung soll nun mit einer andern gedeckt werden, die selber wieder eine dritte nöthig macht; so entsteht ein ängstliches Hin- und Herschießen, ein An- und Abprallen, unbeschreibliche Irrung und Verwirrung überall. Unterdessen hat bei denen, die sich in die Sache haben verwickeln lassen,

die Eigenliebe sich ihrerseits mit interessirt, und die sich selbst bethört, helfen mit vertuschen und beschönigen.

Die also in falscher Führung vollends Mißleitete findet ihrerseits dadurch natürlich in der hohen Meinung, wenn nicht von ihrer Tugend, doch ihrer Wichtigkeit bedeutend sich gesteift und gestärkt. Der gute Leumund indessen will gerechtfertigt und erhalten seyn, und man sieht sich gedrungen, Künste des Scheins aller Art sich zu gestatten: Verhehlungen wie Scheinheiligkeiten. So ist denn auch die Hypocrisie zu den andern Untugenden hinzugetreten; und die Blume, die äußerlich blüht und Wohlgerüche duftet, hat schon den Wurm im Herzen, der dort in Moder und Fäulniß wohnt.

Begreiflich hat bei diesen Vorschritten auf der Bahn nach Abwärts sich das Licht von Oben mehr und mehr getrübt; so daß das Betrügliche von Anderwärts sich leichter und leichter mit ihm verwechselt und die Seele dämonischen Täuschungen immer zugänglicher sich öffnet.

Der Kreis der Anbeter verlangt neue Zeichen, soll der Eifer in ihm nicht erkalten; was könnte zeichenhafter seyn, und schneller und gründlicher zum Ziele führen, als wenn die Zeichen der Stigmatisation erscheinen wollten. In ihnen ist allen Menschen sichtbar der Stempel eines höheren Zustandes aufgedrückt, und der Unglaube kann seine Finger in die Male legen; es ist der handgreiflichste Beweis, wer mag ihm widerstehen. Lange schon hat die Bethörung, wähnend: Gottes Auge sey wie des Menschen Auge, im Stillen sich damit geschmeichelt; es könne nicht fehlen, dies Siegel höherer Wähnung müsse bald am Meister-Brief erscheinen.

Jetzt wird der horchenden Seele eingeblasen: die Zeit sey nahe, die Brunnen der Tiefe würden aufgethan. Das längst Erwartete wird mit Freude vernommen, und in Schnelle nach Außen mitgetheilt, fällt es auf guten Boden, in dem es Wurzel faßt. Die Zeit ist anberaumt und wird mit Ungeduld erwartet; sie kömmt heran, die Zeichen wollen nicht erscheinen. Die Frist wird verlängert, umsonst der Wechsel zum

drittenmale prolongirt, wird abermal nicht angenommen. Nun zerreißt der Vorhang innerer Bethörung, Satan schaut unverhüllten Angesichts in's Leben hinein, das mit dumpfer Verzweiflung sich umnachtet. Wie! der Preis aller Mühen sollte also verloren gehen? statt der Verehrung sollte Verachtung der Lohn seyn, den das peinlichste Leben sich gewonnen? Die sollten Recht behalten, die Alles zum bösen Truge ausgelegt? Nein, lieber das Aeußerste versucht! Irgend ein Zug-Mittel bringt die Male leicht hervor, und fortgesetztes Reiben und Schaben erhält sie auf eine gewisse Zeit hinaus, vor einer Umgebung, die zu einer schärferen Untersuchung weder geneigt noch geeignet, noch auch überhaupt berechtigt ist. Jetzt ist der Bruch mit dem guten Geiste geschehen, und die innere Desperation ordnet nun, was weiter vorläuft. Die Vorwürfe, die immer noch von Zeit zu Zeit sich anmelden wollen, werden durch den Drang der Noth niedergeredet, die Alles rechtfertige und entschuldige. Die Zeichen fordern, je nichtiger sie sind, um so mehr äußerliche Beglaubigung. Was kann gründlicher eine solche gewähren, als vermehrte Strenge der Lebensweise, selbst über alles Maaß der Discretion hinaus; das muß, meint die immer rege Unruhe, den fort und fort lauernden Verdacht ganz und gar entwaffnen. So wird das Maaß früher noch leidlicher Spärlichkeit in Speise und Trank, bis zum Unleidlichen gemindert, und zuletzt wohl vorgegeben: man enthalte sich ihrer ganz und gar. Inzwischen ist die Natur wohl organisch gebrochen, aber keineswegs ethisch gebändigt; die höhere Hilfe fehlt bei dem vorliegenden Seelenzustande gänzlich; also empört sich das mißhandelte Fleisch mit Macht und Fug, und fordert sein Recht. Dazu muß nun die Gelegenheit beim Abwesendseyn der Zeugen in Acht genommen werden, was wieder ein beständiges Lauern und Schleichen auf krummen Wegen bedingt, und ein hastiges Zugreifen, wo sich endlich die lang erspähte Möglichkeit dazu bietet. Die nächste Umgebung kann nicht begreifen, was ein verstohlenes Nehmen veranlassen sollte, da niemand eine offene

Hinnahme verwehrt, sie kann nicht glauben, daß jemand wahnsinnig genug seyn könne, mit der größten Anstrengung eines fort und fort peinlichen Lebens sich die Verdammniß zu bereiten; und so ist sie, selbst wo sie Unrath merkt, immer geneigt, die Sache zum Besten auszulegen. Sind die Speisen verschwunden, der Teufel hat sie hinabgewürgt, um bösen Leumund zu machen. Ist die Essende gesehen worden, es war ein Doppelsehen in der Spiegelfechterei des Satans zu dem gleichen Zwecke. Zeigen sich die Folgen des Uebermaaßes, es ist wieder der böse Feind, der in solchem ja gar besonders sich gefällt. So entspricht der Zunahme innerer Lügenhaftigkeit immerfort eine Zunahme äußerer Täuschungen. Denn wie sich dort der geistige Himmel mehr umnachtet, leuchtet das falsche gleißende Licht des Argen scheinbarer auf, und wirkt das Aeußere durchbrechend auch immer verführerischer auf die Umgebung. Wird dann endlich, was doch in der Regel immer zuletzt geschieht, der Betrug entdeckt, dann ist große Verwirrung die unvermeidliche Folge der Enttäuschung. So viele, die unvorsichtig ihren Glauben auf dem ungewissen Grunde erbaut, müssen nun irre an ihm werden; die, wie es selten zu fehlen pflegt, die Sachen früher angefochten, nicht etwa aus sorglicher Vorsicht und rechtem Lebensverstande, sondern vielmehr auf unbedingte Verneinung alles Höheren hin, triumphiren nun, und finden in ihren Grundsätzen sich in sich selbst gesteift, und von Außen größeren Anklang sich entgegenkommen. Der Verführer, nachdem ihm der Wahnglaube reichliche Erndte zugetragen, macht nun noch eine zweite reichlichere auf der Seite des Unglaubens, der die Scandale, die sich ergeben, ganz in seinem Vortheile ihm ausbeutet.

Das ist die Geschichte von gar Manchen gewesen, und keiner Zeit hat es an Solchen gefehlt, die auf diesem Wege, in dieser härtesten und subtilsten aller Versuchungen zu Fall gekommen.

Was Görres, dem man selbst so oft Ueberglauben vorwarf, in vorliegendem Aufsatze so ganz wahr und vortrefflich gegen simulirten (falschen) Heiligenschein aussprach, ist auch in seinem ganzen Umfange auf sich in magnetischen Zuständen befindliche magnetische Personen anzuwenden.

Wie oft geschah bei solchen, daß, anfänglich zwar, wirkliches Schlafwachen mit all seinen übersinnlichen Erscheinungen stattfindet, das aber, hat es sein Ende erreicht, noch immer zu Zwecken der Neugierde, der Bewunderung, der Eitelkeit, des Geldgewinnes, fortgesetzt und dann zu Täuschung, Trug und Lüge wird. Nicht genug kann man daher, besonders vor den Aeußerungen solcher Schlafwacher warnen, die auf dem öffentlichen Markte und für Geld ihre Künste zeigen, den Fragern voraussagen und Mittel für alle Gebrechen angeben.

Dieser Unfug findet in neuerer Zeit leider immer mehr statt und die Pariser Wahrsagerinnen geben darin ein besonders trauriges Beispiel.

Ihre Aerzte, oder vielmehr diejenigen, die sie, um mit ihnen Gewinn zu machen (und welches leider sehr oft sogenannte Aerzte sind), sie zu solchem Spiel zurichten, zeigen ihre Wunder in öffentlichen Blättern an, rühmen ihre Aussagen als untrüglich, wodurch mancher Kranke die wahren Hülfsmittel versäumt, die Erscheinungen des wahren Somnambulismus heruntergesetzt, verdächtigt und Unglück in Familien verbreitet wird.

Ueber dieses strafbare Verfahren, das besonders in Paris stattfindet, äußerte sich kürzlich ein Correspondent der deutschen Chronik als Augenzeuge so belehrend und treffend, daß das von ihm darüber Gesagte in diesem Archive für Magnetismus nicht fehlen darf, und dasselbe ist in Nachstehendem seiner Hauptsache nach gegeben.

Pariser Wahrsagerinnen.

Man liest täglich in den letzten Spalten der Pariser Blätter Anzeigen, wie die folgenden:

Somnambüle, die berühmte Mademoiselle de Fontaine. Ausgezeichnet in Kuren. Täglich von 12 bis 4 Uhr. Es ist ein Arzt dabei. Faubourg St. Honoré Nr. 6.

Somnambüle, die berühmte Madame Otom. Straße Caumartin Nr. 30. Briefe frei zu machen.

Somnambüle, Mademoiselle Henriette. Straße Basse du Rempart Nr. 20 u. s. w. u. s. w.

Tägliche Ankündigungen in einem, zweien, mehren großen Journalen, anderer Affichen und dergleichen gar nicht zu gedenken, kosten im Jahre Summen, welche begreiflich Niemand weniger zu bezahlen Lust hat, als die Somnambülen oder vielmehr deren Wärter und Dienstherrn. Das Püblikum also zeigt sich geneigt, sowohl diese Kosten zu tragen, als auch mehr noch alle anderen, die für Zimmer und Kammer, Arzt und Decorationen, und, was das Meiste ist, die für gutes Leben und Ueberschuß der Unternehmer. Das haben sie aber wirklich davon, denn sonst würden die schönen Republikanerinnen nicht so unaufhörlich und schaarenweise in schlafwachen Zustand verfallen. Man könnte sagen, wie Lachen und Gähnen, Veitstanz und alle Arten Krämpfe ansteckend sind für die Zuschauer, wie mit der Lymphe des geimpften Kindes wieder andere geimpft werden, so wirke auch der Somnambulismus kontagiös und der natürliche Ausbruch bei einer Person übertrage denselben Zustand künstlich auf viele. Allein noch gewisser ist die Ansteckung des Gewinns. Eine gelungene Speculation wirkt magisch, reißt gewaltsam zur Nachahmung hin und infizirt

rascher, als jedes andere Miasma. Diese Art Ansteckung ist daher hier wahrscheinlicher, denn, wäre die Stadt Paris wirklich ein solcher Mittelpunkt für die hellsehenden Somnambülen wie der Schwarzwald für die Geisterseher, so hätte die Regierung sich doch wohl nicht ihre Hülfe bis jetzt entgehen lassen. Sicher wäre eine somnambüle Commission schon niedergesetzt oder niedergelegt worden, um den Weg aus dem Labyrinth der öffentlichen Zustände zu finden, um die Gestalt zu sehen, welche im Juni des nächsten Jahres den Stuhl des Präsidenten besetzt, um das geheime revolutionäre Comite zu entdecken, überhaupt Herrn Carlier zu unterstützen oder gar überflüssig zu machen.

Die Thatsache, daß es wirklich Menschen gegeben hat, welche die sonderbaren Krankheitserscheinungen des Schlafwandelns, des magnetischen Schlafs und Rapports dargeboten haben, ist für Wißbegier und Neugier gleich lockend gewesen. Je unbefriedigter sich aber jene von diesen Nachtseiten der Natur abwenden mußte, weil sich die Gesetze, wie Geist und Leib mit einander verbunden sind, so wenig aus solchen Mißbildungen ableiten lassen, wie die Vernunft aus dem Wahnsinn, desto eifriger zupfte die Neugierde an diesen dunkeln Schleiern der Isis. Hat wirklich ein Mensch den andern schon durch bloße Manipulation in somnambülen Zustand versetzt, warum fragte man, sollte ein Jeder eine jede Person nicht auch magnetisiren können. Hat wirklich eine Somnambüle schon wahrgenommen, was sie mit leiblichen Augen nicht erblicken konnte, warum sollte nicht jede Person im Schlafe hellsehen können? Hat wirklich schon ein Rapport stattgefunden zwischen einem Magnetisirten und seinem Magnetiseur, warum sollte nicht ein Jeder eine Jede magnetisiren und im schlafwachen Zustand im Geiste hinführen können, wohin es ihm beliebt. Durch alle Schränke mit verborgenen Documenten: durch verschlossene Briefschaften durch Herz und Eingeweide, fremder Menschen, durch Dick und Dünn, zu Mond und Sterne, zu Himmel und Hölle. Die Berichte dieser Reisen

sind gedruckt für wenige Groschen zu kaufen, wo man sich denn selbst überzeugen kann, ob die Verfasser dichten können, wie Dante. Die tiefsten Geheimnisse Gottes und der Welt mit einer Handbewegung zu entschleiern, die höchsten Extasen der menschlichen Seele zu einem Blindekuh-Winkel und einem Ratheinmal was ist das zu benützen, die gewaltigsten Nervenstörungen zu einem alltäglichen Erwerbe, das scheint moderner Frivolität keineswegs ein freches Spiel.

Gewiß würden die „celebren" Französinnen, welche dem Publikum ihre täglichen Krisen anpreisen, in einem wirklichen magnetischen Schlafe nimmer so viel Merkwürdiges zu reden wissen, wie die berühmte „Seherin von Prevorst;" wenn ihre Reflexion, ihr scharfer, kalter Weltverstand, ihr feiner Witz, ihr geselliger Takt vom Schlafe gefesselt wäre, was könnte uns noch interessiren in ihren Traumbildern? Vortheilhafter also ist es nicht allein für ihre Nerven, sondern auch für ihren Erwerb, daß sie nicht schlafwachen, sondern wachend schlafen.

Nur so können sie die glänzenden Eigenschaften ihres Esprits, die Schlauheit des Errathens, die Freiheit der doppelsinnigen Rede, die Grazie der Darstellung, mit Bewußtsein entwickeln, und alles dieses haben sie auch nöthig, wenn sie ein halb gläubiges, halb ungläubiges Publikum in seiner halben Gläubigkeit konserviren wollen. Es ist ein altherkömmliches Talent bei ihnen, schon früher wie die Somnambülen noch Wahrsagerinnen, Kartenschlägerinnen und dergleichen hießen, zeichneten sich die Pariserinnen in diesen Künsten aus; die Lenormand, von der selbst Napoleon sich sein Geschick deuten ließ, hatte einen weltbekannten Ruf, und ist noch heute nicht vergessen.

Der wirkliche Prophet hat keine Müh' und Noth zu sagen, was er sieht, und weiß, wer aber nicht die Gabe hat, und doch prophezeien will, hat ein großes Aufgebot seiner Lüge nöthig. Ich kann Ihnen wohl einen Schatten malen, aber er hält nicht, sagte der Maler zu Peter Schlemihl. Die Pariser Pythien aber müssen noch mehr liefern, wie einen Lügenschatten,

der Wahrheit, denn der ihrige muß wenigstens halten bis der Rathholende wieder damit vor der Thüre ist. Der am häufigsten vorkommende Fall, worin sich Leute einen guten Rath bei den Somnambülen zu holen kommen, ist der körperliche Beschwer. Haben die Talismane der Aerzte, die Recepte, nichts geholfen gegen das unbekannte oder incurable Uebel, dann greift der Selbsterhaltungstrieb nach jedem Haltpunkte, woran sich eine Spur von Glauben anzuklammern vermag. Sei denn auch das große Unbekannte, das Ueber- und Außerweltliche, welches wie ein graues bodenloses Meer die sichtbare Welt einschließt, diesen sogenannten Hellsehenden nicht weniger unzugänglich, als den übrigen Menschen, warum — fragt sich der Verzweifelnde — sollten aber diese Somnambülen mit ihren geistigen Sinnen nicht wenigstens doch in dem irdischen Menschenleibe sich zurechtfinden können, und daher auch in dem meinigen, um zu sehen, was mir fehlt. Und nun gar solche Somnambülen, welche schon oft hellsehende Touren in menschlichen Körpern gemacht haben. Als specialité medicale kündigt Mademoiselle de Fontaine sich an, oder wird angekündigt, sie ist zu Hause in kranken Körpern, sie weiß sich darin schon zurechtzufinden. Wenn nun ein halbes Vertrauen zu einer medicinischen Specialität der Art einen Patienten hintreibt, so warnt ihn doch wieder ein halbes Mißtrauen: der hellsehende Geist der Pythia könnte doch auch auf falsche Fährten gerathen, und weiter auf falsche Heilmittel, die noch giftiger wären, wie das Uebel selbst. O — sagt die Ankündigung — haben Sie doch davor keine Angst, solche Irrthümlichkeiten können gar nicht vorkommen, „il y a un medicin,“ ein ordentlicher Arzt steht der Somnambüle zur Seite. Natürlich ist ein Arzt dabei, entweder im Vordergrunde oder im Hintergrunde; wie könnte sich die somnambüle Mademoiselle auch sonst bei jedem hülfsbedürftigen Patienten gleich zurechtfinden, wenn nicht ein kleines Vorexamen erst aus ihm herausholte, wo es ihm eigentlich fehlt. Ist er aber zugegen, und begreiflich ganz Auge und Ohr bei dem feierlichen Akte, so

kann der Arzt ohne die Illusion zu stören, unmöglich der Schläferin zu verstehen geben: dem Menschen scheint es da oder dort zu fehlen, empfehlen Sie das Kraut, das Mineral-, das Bad. Die Mademoiselle muß allerdings etwas gelernt haben, sie muß ihr Schema, ihre Tabelle im Kopfe haben, wornach die Hauptsymptome und die hauptsächlichsten Heilmittel sich ihr als Grundlage zu ihren poetisch umhüllten Orakelsprüchen darbieten. Ohne Mühe hat man nichts, am wenigsten eine wohlbezahlte celebre Prophetengabe. Es verschlägt auch nichts, wenn der Patient selbst nicht kommen kann, sondern sich von einem andern vertreten läßt. Der schlafwache Geist, welcher frei und ungebunden umherstreicht, kann unmöglich in einigen Meilen Wegs, und wären es Hunderte, ein Hinderniß finden. Nur bittet Madame Otom wenigstens die Briefe frei zu machen, u. s. w. Aber wie soll die Somnambüle den fernen Patienten aus dem unendlichen Menschengewühle der Länder und Städte richtig herausfinden? Nichts leichter wie das! Der Kranke muß sich einer Locke seines Haares entäußern — soviel wird er wenigstens noch besitzen — und brieflich einsenden. Das Haar wird einer Somnambüle in die Hand gegeben und ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet, wo es denn zu einem oder einer Leiter zu der fernen Person wird. Wie Cuvier aus einem Knochenstücke das ganze Thier erkannte, dem es einst angehört hatte, so dämmert der Somnambülen aus dem Haare allmählig die ganze Gestalt der Person vor ihrem geistigen Auge auf, zuerst natürlich der Kopf. Sie durchsucht ihn, sie steigt von da weiter in seinen Körper hinein, wie in einen Bronnen, sie rüttelt an dem Knochengerüste, ob alles gut und dauerhaft bestellt ist, sie probirt die Nervenstränge wie Saiten, ob sie noch straff sind und einen guten Ton geben, sie prüft Herz und Nieren, findet endlich die schadhaften Stellen und deutet nun ins Weite, wo die specifischen Mittel versteckt liegen. Man sieht, es gehören wirklich einige Kenntnisse dazu, um eine

Somnambüle zu spielen, und noch mehr Gewandtheit der Rede, als die deutschen Damen zu haben pflegen, zugleich eine Keckheit, die wir ihnen nie wünschen.

An dieses knüpft sich am schicklichsten die Beurtheilung nachstehender Pariser Schrift von einem unserer geistreichsten Theosophen an, wozu wir aber bemerken möchten: daß wir jenes Besprechen Verstorbener und angebliches Vorladen derselben nicht blos im Bilde, sondern in der Wahrheit (der Heiland selbst ist davon nicht ausgeschlossen) wohl mehr auf die Seite, wenn auch nicht geflissentlichen Betruges, stellen, sondern lieber annehmen möchten, daß hier die Geister der Lüge und Täuschung, wie sie in jedem der Welt lebenden Menschen leicht erscheinen, mehr im Spiele waren, als fremde dämonische Geister, die sich fälschlich in den ehemaligen Leib jener Verstorbenen zum Luge und Truge einkleideten. Doch man höre den Verfasser nachstehenden Aufsatzes.

J. K.

Der Verkehr mit den Verstorbenen auf magnetischem Wege. In zwei Theilen von Louis Alfons Cahagnet. Hildburghausen, bei Kesselring 1851.

Ein merkwürdiges Buch in jeder Hinsicht! Die Deutschen waren der Meinung, die Wunder des Magnetismus hätten ihre Gränze erreicht; in den Ferngesichten, Divinationen, im Umgang mit Genien oder Führern, in den Extasen und dem Versetztwerden in andere Weltkörper und sogar in himmlische Regionen. Aber siehe da, ein französischer Magnetiseur durchbricht diese Gränze und deckt uns neue Geheimnisse im Gebiete des Magnetismus auf.

Das vorliegende Buch enthält nichts geringeres, als die beliebigen Citationen verstorbener Menschen auf den bloßen Aufruf des Magnetiseur: dieser oder jener Geist, der von den Anwesenden verlangt wird, solle vor seiner Somnambüle erscheinen.

Willst du also von deinen verstorbenen Eltern, Großeltern, Geschwistern, Verwandten oder noch andern Personen etwas wissen oder erfahren, so gehe nur in eine Erscheinungs-Sitzung zu Cahagnet, und bitte ihn, daß er die Person, die du beim Namen nennest, erscheinen lassen solle, und sogleich wird dir die Somnambüle den erschienenen Geist mit allen Kennzeichen vom Scheitel bis auf die Fußsohlen in Alter, Größe, Gestalt, Farbe und Kleidung, gerade wie er im Leben war, so genau schildern, daß du an seiner wirklichen Gegenwart keinen Zweifel mehr haben kannst; und nun kannst du allerlei Fragen an ihn richten, die er dir durch die Somnambüle beantworten wird.

Das Buch ist voll solcher Erscheinungen, und nicht ohne Staunen wurde das beschriebene Bild jedesmal wahr befunden. Nur unbedeutende Ausstellungen kamen zuweilen vor. Jede Thatsache wurde protokollarisch aufgenommen und von den betreffenden Personen unterschrieben.

Dem theoretischen Einwurf: daß die Somnambülen aus der Seele der anwesenden Personen Gedanken, Bilder und Vorstellungen hätte abkopiren können, wurde dadurch begegnet, daß manche Herren solche Verstorbene vorfordern ließen, die ihnen im Leben unbekannt waren. Die Schilderung schickten sie alsdann den Verwandten zu, welche auch sogleich die verstorbene Person darin erkannten.

Cahagnet hatte auch die Vorsicht, die Lügengeister, welche besonders bei alten vor vielen Jahren verstorbenen Personen sich einmischen konnten, dadurch abzuhalten, daß er sie im Namen Gottes weichen hieße, worauf es mehrmals vorkam, daß sie plötzlich verschwanden und den ächten Geistern Platz machten.

Nimmt man alles dieses zusammen, so ist an der faktischen Wahrheit der Erscheinungen nicht zu zweifeln. Sie sind aber für den Psychologen und Theologen ein so herbes Problem, daß die Erklärung in ein neues und transzendentes Gebiet übergehen muß, um diese mysteriöse Erscheinungen zu beleuchten, wozu ich einen Versuch machen werde.

Erster Artikel.

Eine der merkwürdigsten Thatsachen dieses Buches ist die Citation des berühmten Schwedenborg, welche H. Renard, ein Verehrer von ihm, vorschlug. Er erschien, und die Somnambüle schilderte ihn so, daß er nach einem noch vorgefundenen Porträt ganz getroffen war. Als man nachher der Adele Maginot, so heißt die Somnambüle, das Porträt vorzeigte, so erkannte sie ihn darin.

Der Grund, Schwedenborg zu citiren, lag darin, weil Keiner unter den Sterblichen einen solchen Verkehr mit Geistern verschiedener Ordnungen, Keiner eine solche Gabe, sich in die himmlischen Regionen zu versetzen, während seines Lebens gehabt hatte. Seine Erscheinung wurde zu vielen Fragen benützt, die er nach seinem alten System größtentheils beantwortete. Doch gestand er auch Irrthümer ein, wovon ich nachher reden werde. Cahagnet, welcher früher nur einen flüchtigen Blick in seine Schrift „über Himmel und Hölle" gethan hatte, war mit seinem Freunde Renard entzückt, so viele Aufschlüsse aus seinem eigenen Munde zu vernehmen, besonders weil sie auch mit den Ansichten seiner andern Ekstatiken übereinstimmten. Wer alle Reden Schwedenborg's, die in diesem Buche vorkommen, zusammennimmt, erhält eine Uebersicht seines ganzen Systems und kann an seiner Gegenwart nicht zweifeln. Zwar beschwerten sich Anhänger der Schwedenborgischen Sekte über die Anmaßung, daß ein Magnetiseur diesen hohen Geist vor die Schranken eines Weibes vorladen wolle und bestritten auch, daß die Reden Schweden-

borgische Lehrsätze seien: Aber Cahagnet ließ sich nicht beirren, studirte vielmehr mit Eifer seine Schriften und nannte alle seine Urtheile nach denselben.

Außer Schwedenborg wurden noch andere berühmte Namen vorgefordert, wie Mallet, Orval, Chaptal, Ludwig XVI., welcher bejahte, daß sein Sohn noch lebe, und Andere. Die viele Familien-Namen übergehe ich.

Zweiter Artikel.

Da Schwedenborg in den beiden Theilen dieses Buches die Hauptrolle spielt und von Cahagnet der Gott der Ekstatiker genannt wird, so müssen wir noch länger bei ihm verweilen.

Erster Theil, S. 116. Schwedenborg antwortet auf die Frage: „Ob er in seinen hinterlassenen Schriften über die Geisterwelt nichts zu berichtigen habe?“ — „Ja, dieselben enthielten einige Irrthümer, die jedoch keinerlei Einfluß haben könnten.“ Er beschwert sich über mehrere Schüler, die ihn mißverstanden hätten.

Erster Theil, S. 128. Frage: „Sind die Sterne materielle Sphären, wie Sie in Ihren Schriften behauptet haben?“ Antwort: „Ich habe viele Irrthümer behauptet; ich war Mensch, und dieß erklärt, daß ich sie begieng. — Sie haben auch gesagt, daß die Sonne reines Feuer wäre, was halten Sie jetzt davon? — Die Sonne, die man (im Himmel) sieht, ist der Gott Himmels und der Erde. Die Geister kennen keine andere Sonne, und Gott ist niemals unter einer andern Gestalt erblickt worden.“

Schwedenborg gibt bei der ersten Frage nur einige Irrthümer zu, bei der zweiten aber spricht er von vielen. Wo sollen jetzt seine Schüler sie aufsuchen, da jedem das Bedenken kommen muß, ob nicht dieser oder jener Lehrsatz unter die Irrthümer gehöre? Wie mag man ein System so hoch rühmen, wo vom Verfasser selbst viele Irrthümer eingestanden sind?

Schwedenborg sagt: Gott werde nur in Gestalt der Sonne erblickt. Dieß widerspricht aber dem heiligen Seher Johannes (Offenb. 4.), welcher Gott ganz anders erblickte. Er sagt: Im Himmel war ein Thron gesetzt, und auf dem Thron saß Einer. Von diesem beschreibt er die Majestät, Herrlichkeit und Macht ganz anders, als wir eine Sonne uns denken. Der, welcher alle Sonnen im Weltall erschaffen hat, ist unendlich über Alle erhaben. Immer wird das Werk mit seinem Meister verwechselt.

Im 2ten Theil, S. 31, kommt eine Scene vor, die wir unter Christen nicht für möglich gehalten hätten. Cahagnet und Renard lassen Schwedenborg fragen: Ob er nicht glaube, daß es ihnen zustehe, Jesum Christum selbst vor ihr magnetisches Tribunal zu fordern, um ihm einige Fragen über sein Leben und Lehre vorzulegen? Auf dieses erwiedert Adele: Schwedenborg läßt dir sagen, ob du die Absicht habest, alle Geister des Himmels erscheinen zu lassen? Du und Renard seyen unersättlich. Alle Geister stehen nicht zu eurer Verfügung; auch sind sie nicht alle so gefällig, wie Schwedenborg. Als nun beide erklärten, daß sie kein Unrecht einsehen, so hieß es: Was wollen sie denn von Christus erfahren? — Wir wünschen Auskunft: Ob Christus wirklich Gott in der vollen Bedeutung des Worts, oder nur der Sohn Gottes gewesen sei? Darauf erwiedert Schwedenborg: „Christus hatte eine besondere Sendung erhalten, er hat sie ausgeführt und ist alsdann in den Himmel zurückgekehrt. Das ist das Ganze.“ — Ist er das Oberhaupt der Lehre, die er auf Erden gelehrt hat? — Im Himmel gibt es kein anderes Oberhaupt als Gott.

Dieß sind herbe Artikel, die eine Erwiederung fordern.

1) Ist es nicht eine unermeßliche Arroganz, Christum vorzufordern, daß er einer Somnambüle stehen soll, um Red und Antwort zu geben über sein Leben und seine Lehre? Spott, Hohn und Verläugnung sind noch weit gelinder, als

eine solche Herabwürdigung. Wir sind überzeugt, daß eine solche Mißachtung unseres Herrn und Heilandes unter allen christlichen Ländern und Städten nur in Paris möglich war. Frankreich, das in der ersten Revolution nicht nur seinen Heiland, sondern auch seinen Gott verloren hatte, sucht zwar zum Letztern wieder zurückzukehren, aber nur zum Hausbrauch, wie es bei Cahagnet scheint, der ihn für nöthig hält, um die bösen Geister zu vertreiben.

2) Auf die Frage: Ist Christus wahrer Gott oder nur Gottes Sohn? antwortet Schwedenborg nicht, sondern umgeht sie durch die Ablenkung: Christus habe eine besondere Sendung erhalten und sei, nachdem sie ausgeführt, wieder in den Himmel zurückgekehrt.

Wer Schwedenborg kennt, der sieht ein, daß dieses kurze Geständniß sein ganzes System durchbricht.

Schwedenborg will von einem persönlichen Unterschied zwischen Vater und Sohn nichts wissen. Er behauptete ehemals: Gott selbst sei Mensch geworden und der Sohn eine bloße Erscheinungsform. Vater und Sohn seien identisch und nur Eine Person. Wie kommt es jetzt, daß er Christum von Gott bestimmt unterscheidet und zwei Personen annimmt, den Vater, der den Sohn sendet, und den Sohn, der nach vollbrachter Sendung zum Vater zurückkehrt. Und somit ist der Grundirrthum, womit er einst die Erde verließ, jetzt von ihm selbst aufgegeben.

Aber leider scheint er auch jetzt noch dem Sohne seine ganze Würde nicht geben zu wollen, indem er ganz obenhin sagt: Im Senden, Ausführen und Wiederkehren besteht das Ganze. Nein, darin besteht nicht das Ganze; sondern der Inhalt der Sendung ist die Hauptsache. Die Menschwerdung, Erlösung, Entsündigung, Rechtfertigung und Versöhnung der Menschen mit Gott war die große Aufgabe der Sendung. Christus sagt zum Vater: „Ich habe dich verkläret auf Erden und vollendet das Werk, das du mir aufgegeben hast, daß ich es thun sollte. Und nun verkläre mich

du, Vater! Bei dir selbst, mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war." Hätte Schwedenborg diese einzige Stelle, welche schon vor der Welt zwei Personen voraussetzt, beherzigt, so würde er jenen Grundirrthum nicht begangen, sondern sein metaphysisches Eins mit dem heiligen Drei Eins im Glauben vertauscht haben.

3) Auf die Frage: Ist Christus das Oberhaupt der Lehre, die er auf Erden gelehrt hat? antwortete Schwedenborg: Im Himmel gibt es kein anderes Oberhaupt als Gott. Wenn aber Christus sagt: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, so ist er ja vom Vater zum Oberhaupt erwählt, und zwar nicht bloß der Lehre, sondern der ganzen moralischen Ordnung. Christus ist der ewige Hohepriester.

Dritter Artikel.

Im alten Bunde waren die Todtenbeschwörer und Zauberer mit Lebensstrafe bedroht. Darum wollte auch das Weib zu Endor dem König Saul, den es nicht kannte, auch nicht willfahren, den Samuel heraufzurufen. Sie that es aber auf den Schwur Sauls, daß ihr nichts geschehe. Samuel erscheint und sagt zum Saul, warum hast du mich in meiner Ruhe stören lassen, was willst du mich fragen? Saul klagt: Gott habe ihn verlassen; darum wolle er von ihm erfahren, was er in dem Streit mit den Philistern zu thun habe? Nun hält ihm Samuel seine Missethaten gegen den Herrn vor, und kündigt ihm und seinen Söhnen schon auf den andern Tag ihr klägliches Ende an, was auch eintraf.

Es scheint: Gott habe in diesem besondern Falle die Erscheinung zugelassen, damit sie allen Königen, die sich gegen den Herrn versündigen, zur Warnung diene. Im Allgemeinen halte ich die Geister-Citationen für ein strafbares Eingreifen

in die moralische und göttliche Ordnung, wobei eine ganz falsche Macht sich einmischen kann.

Hiebei ist aber der große Unterschied zu bemerken: zwischen den Geistern, die von selbst und aus innerem Drang sich den Menschen annähern, und zwischen den Geistern, welche durch den magischen Aufruf zum Erscheinen genöthigt werden.

Die Erfahrungen sind nicht mehr so selten, daß bei Menschen, die die Gabe haben, Geister zu sehen, unglückselige umherirrende Seelen, welchen aber noch ein Funke Gutes zurückgeblieben ist, sich einfinden, um Hülfe zu suchen und kläglich zu bitten, daß man sich ihrer annehmen möchte. In diesen Fällen halte ich es für Christenpflicht, diesen verlornen und verirrten Seelen wieder aufzuhelfen. Dazu ist das Gebet das einzige und zuverlässigste Mittel, wodurch sie allmählig wieder zum Herrn zurückgeführt werden. Haben diese armen Seelen eine gewisse Empfänglichkeit erhalten, dann dürsten sie nach dem Gebet, es bestehe in Liedern, Sprüchen, Psalmen, angemessenen Predigten oder auch Herzens-Ergüssen. Sie saugen alle Worte der Gebete begierig ein, und nun kommt es zum Bekenntniß ihrer Sünden, die sie während ihres Lebens verübten, mit wahrer Buße und Reue. Während dieser Behandlung verändert sich auch ihr äußerer Zustand. Die anfangs dunkelgraue Farbe geht in eine mehr lichthelle über und die anfangs häßliche, unförmliche halbthierische Gestalt nimmt eine freundlichere und menschlichere Form an. Haben sie endlich eine gewisse Reife erlangt, dann nehmen sie mit dem innigsten Danke Abschied, werden von ihrem Erdenbann erlöst und dürfen in eine bessere Stufe übergehen.

Ich nehme keinen Anstand, hier von einer Erlösungsgeschichte, die sich nach dem eben entworfenen Bilde gleichsam vor unsern Augen entwickelte und die vermittelst einer mit der Sehergabe von Kindheit an ausgestatteten Frau bewerkstelligt wurde, einige Notizen zu geben.

Der Geist, dessen Name, Stand, Alter und Lebenszeit

nicht hieher gehört, und welcher mehr zu den verführten und verirrten als den aus eigenem Willen boshaften Seelen zu zählen war, kam als ein früherer Hausbewohner zu der Frau, welche nach mehrern Besuchen bald merkte, daß er Trost und Hülfe von ihr begehre. Sie erzählte dieß einem frommen Manne und geübten Beter, welcher ihr den Rath gab, mit dem Verslein ihn anzusprechen:

Suche Jesum und sein Licht,
Alles and're hilft dir nicht.

Auf dieses wurde er nachdenklich, er hob seine Augen gen Himmel und blieb lange in dieser Stellung stehen. Schon bei den nächsten Besuchen zeigte es sich, daß eine große Wendung in ihm vorgegangen war. Er drang in die Frau, daß sie mit ihm beten solle, was auch nachher mit großer Aufopferung der Frau so häufig geschah, daß sie bei Tag und Nacht wenig Ruhe fand. Nachdem er nun alle seine Sünden und Missethaten bekannt und mit großer Reue den Herrn um Vergebung angefleht hatte, wurde er aufgenommen und zwar, weil in ihm Erkenntniß, Liebe und Glaube sich schnell entwickelten, nachher bald in höhere Stufen versetzt. Der innige Dank, den er für die Frau hatte, so wie auch für die andern Personen, die für ihn beteten, wurde in ihm zum Antrieb, seine Besuche, wahrscheinlich nicht ohne höhere Erlaubniß, von Zeit zu Zeit fortzusetzen, wobei es uns vergönnt war, Fragen zu stellen, die er jedesmal beantwortete. Unsere Fragen berührten sehr ernste Dinge, wovon ich nur das bemerken will, daß er Christum ganz anders stellte, als Schwedenborg. Er sagte: die Herrlichkeit Christi erfülle den Himmel und die Augen der Geister seien stets nach ihm gerichtet. Ueber alles aber erhob er die hochgelobte Dreifaltigkeit und rief sie in seinen himmlisch schönen Gebeten an. Vom Geisterreiche sagte er: Es sei vom ersten Grade der Seligkeit an in 30 Stufen geordnet; je nach Maßgabe der Läuterung und der wachsenden Liebe zum Herrn rücken die Geister in den Stufen vor. Diejenigen aber, die schon auf der Erde in

Glauben und Liebe mit dem Herrn verbunden waren, werden sogleich in eine höhere Stufe eingereihet. Erst nach der 30sten Stufe gehe es in den Stand der Engel über. Von jeder jüngst oder längst verstorbenen frommen Seele konnte er die Stufe angeben, in der sie sich befinde.

Von den Verdammten sprach er ganz anders, als in diesem Buche steht, das alle Strafe darein setzt, der Anschauung Gottes beraubt zu sein. Der Geist dagegen sprach von Hölle, Satan und dem großen Heer böser Geister. Von sich selbst erzählte er, wie manchen harten Kampf es ihn gekostet habe, sich vom Satan und den bösen Geistern loszumachen. Den Zustand seiner eigenen Verdammung, die ihm schon eine Viertelstunde nach seinem Tode angekündigt wurde, schilderte er als höchst unglückselig. Er wurde an den Ort verbannt, wo er ein Verbrechen begangen hatte, und mußte daselbst fast 140 Jahre bis zu seiner Erlösung ausharren.

Wie ganz anders lautet diese Darstellung des erlösten Geistes, als es Schwedenborg beschreibt? Wem sollen wir nun glauben, dem bloßen Visionär, oder dem, der an sich selbst die Erfahrung gemacht hat?

Ein anderer Punkt ist die Behauptung von Schwedenborg, daß alle Religionen an der gleichen Seligkeit Theil nehmen. Er sagt sogar (2. Thl. S. 86), daß selbst die Menschenopfer eine Gott wohlgefällige Gabe seien. Welcher Irrthum! Die Götzendiener opfern die Menschen nicht Gott, sondern ihren Götzen, um deren Zorn und Rache zu besänftigen. Ist denn Christus nicht auch darum erschienen, um den Götzendienst als ein Werk des Teufels zu zerstören und den Einigen lebendigen Gott in den Herzen der Menschen zu verklären? Hat denn Christus seinen Jüngern nicht befohlen, das Evangelium in der ganzen Welt zu verkündigen? Wozu das, wenn alle Religionen selig machen?

Vierter Artikel.

In der moralischen Ordnung ist den seligen Geistern eine höhere Freiheit anvertraut, als sie die Menschen auf Erden haben. Darum ist es schwer zu begreifen, wie diese Geister dem launenhaften Willen einiger Menschen zu Gebot stehen, ihren verklärten Zustand ablegen und in dem Mumienstand ihres vormaligen Alltaglebens erscheinen sollen? Das Beispiel von dem Weibe zu Endar gehört dem Alten Bund. Im Neuen Bund, wo Christus dem Tode den Stachel und der Hölle den Sieg genommen hat, ist ein so verkehrtes Verhältniß nicht mehr anzunehmen. Eine Geister-Citation, wie wir sie in dieser Geschichte finden, ist ein transzendentes Problem und darum müssen wir auch mit der Lösung desselben in's Gebiet der Transzendenz übergehen. Und somit erlaube ich mir einen Erklärungsversuch.

Zuvörderst muß ich bemerken, daß ich mich seit 36 Jahren mit dem Magnetismus nicht nur literarisch viel beschäftigt, sondern auch durch Selbstbehandlung und häufige Beobachtung mich von den Phänomenen desselben in allen Graden selbst überzeugt habe. Ich nenne hier nur die Seherin von Prevorst, ein Ideal, in welchem sich nicht nur alle Grade des Magnetismus bis zur Ekstase vereinigten, sondern besonders auch der häufige durch Dokumente bestätigte Geisterverkehr mit mehrern Erlösungen derselben vorkam. Von allen diesen Erscheinungen war ich häufiger Zeuge.

Keine Somnambüle kam mir vor, welche nicht in ihren Krisen die christlichsten Gesinnungen äußerte und Christum als den Herrn tief verehrte, so daß ich daraus schloß: es liege im menschlichen Geist, je freier er von den materiellen Einflüssen werde, ein christliches Princip, das sich in ächten Somnambülen offenbare. Von allem dem ist in diesem Buche keine Rede, in welchem die Religion nur als flacher Rationalismus und Christus als bloßer Morallehrer erscheint.

In Paris wird der Magnetismus wie ein öffentliches Institut behandelt. Man hält Sitzungen mit einem Präsidenten und Collegen, sammelt die Nachrichten, berathet sich, experimentirt in eigenen Lokalen und gibt Journale heraus. Man fahndet nach empfänglichen Subjekten und steigert sie, so weit es sich thun läßt. Hat man ein Subjekt, wie Adele Maginot, die Heldin des Buches, welche neue wunderbare Erscheinungen darbietet, so wird sie Gegenstand öffentlicher Sitzungen, in welchen Schaulust und Experimentirkunst sich in Menge einfinden. Ist es hier ein Wunder, wenn die schöne und zarte Pflanze, die nur unter sorgsamer Pflege in isolirten Blumenbeeten gedeiht, ausartet, — wenn die wirksame Heilquelle verunreinigt wird, — wenn die edle Kunst in Charlatanerie übergeht oder zum Gewinn mißbraucht wird, und überhaupt ein falscher Geist sich des Magnetismus bemächtigt?

In einem Lande, wo die christliche Religion ihre Kraft verloren und wo ein Volk sich nicht mehr vom Geiste Gottes strafen läßt, da finden die Revolutionen ihre Stätte, die, wie die gewaltigen Erdbeben, nicht eher ruhen, bis Städte, Dörfer und Menschen verwüstet da liegen, wie schon der Einsiedler Orval prophezeit: „Die Besitzenden werden von den Besitzlosen zuletzt besiegt. Eine Schreckensregierung wird eintreten. Die Häupter werden aus der Dunkelheit hervorgehen und wie Gespenster auftauchen. O, Blut! Blut! Man wird im Blut schwimmen! Und dann kommt der junge Fürst." Das ist der Jammer der falschen Civilisation.

Fünfter Artikel.

Die theoretischen Grundzüge sind folgende:

Jede Revolution steigt aus dem Abgrund herauf und an die Stelle des Geistes Gottes tritt der Satan mit seinen Verbündeten. Noch vor dem Abfall fängt das Geheimniß der Bosheit an, sich zu enthüllen. Der Satan benützt alle Phänomene, die Aufsehen unter den Menschen machen,

um sie nach seinem Plane zu lenken, so daß der in sie gelegte Irrthum durch einen äußern Schein der Wahrheit bedeckt wird und die innere Lust zur Ungerechtigkeit unter dem Schilde äußerer Rechtsansprüche erscheint.

Am meisten aber sucht er die den Menschen verliehenen Gaben zu solchen Wunderkräften zu erheben, welche, während die Menschen sie bewundern und als höhere Einflüsse betrachten, er für seine Zwecke auszubeuten weiß. Hieher rechne ich den Magnetismus, wenn er zu Geister-Citationen mißbraucht wird.

Wie es selige Vereine unter den guten Geistern im Himmel gibt, welchen Christus vorsteht, so gibt es unselige Vereine unter den bösen Geistern der Hölle, welchen der Satan vorsteht. Und nun läßt sich die Annahme sehr gut rechtfertigen, daß einem solchen Vereine böser Geister, welche in List, Klugheit, Verstellungskunst sich auszeichnend, Moral und Frömmigkeit heuchelnd und sogar in gelehrten Systemen bewandert, den satanischen Auftrag hatten, die Rolle der citirten verstorbenen Personen zu spielen. Aber wie ist es möglich, die Aehnlichkeit der Verstorbenen unter den Millionen unbekannter Geister im Augenblick nachzuahmen?

Jeder Mensch hatte während seines Lebens einen guten und bösen Geist. Und nun frage ich: Kann nicht der böse Geist sich alle Kennzeichen in Größe, Alter, Gestalt, Farbe, Kleidung und besondern Merkmalen der Verstorbenen genau eingeprägt haben? Kann er nicht in alle Familien-Angelegenheiten eingeweiht sein? Wie leicht ist es ihm nun, den Verstorbenen entweder selbst nachzuahmen oder die Darstellung seiner Persönlichkeit Andern zu übertragen, wodurch die Menschen bei aller Vorsicht getäuscht werden müssen?

Wendet man dagegen ein, daß solche Verabredungen böser Geister nicht wohl möglich seien, so irrt man sich. Die Communikationen der Geister sind aus der weitesten Ferne nur ein Augenblick. Der Ruf an einen Geist und sein Dasein fällt in einen Moment zusammen.

Wahrscheinlich sind den dämonischen Vereinen Districte, Städte, Dörfer angewiesen, in welchen sie ihr Wesen treiben, und dann ist der Dämon, den man nöthig hat, leicht gefunden. Aber ebenso ist es auch mit den Vereinen guter Geister.

Ueber den erlösten Geist staunten wir oft, wie er Alles wußte, was seit seinem letzten Besuche vorgegangen war, — wie er alle Fragen, die man an ihn stellen wollte, schon zum Voraus wußte und ungefragt sie alle der Reihe nach beantwortete. Nur aus Dankbarkeit, sagte er, komme er auf die Erde, was für einen höher gestiegenen Geist eine peinliche Sache sei. Auch erschien er im erlösten Stande nie in seiner ehemaligen Kleidung, sondern immer in einem hellen glänzenden Gewande.

Alles zusammengenommen, so scheint diese Geister-Citationsgeschichte ein feiner Betrug eines satanischen Geistervereins zu sein. Ja, selbst die Rolle Schwedenborg's konnte ein Geist spielen, der mit seinem System bekannt war.

Diese Theorie bestreitet keineswegs die Thatsache der vorgekommenen Geister-Citationen; Cahagnet und Adele Maginot konnten in gutem Glauben die Sache ausführen: Aber sie zeigt den geheimen Machinisten uns, welcher durch seine finstern Kräfte noch tausendmal schneller wirkt, als der Telegraphist. Statt daß die Leute die Kraft anstaunen, als ob die Seele ihre Macht in das jenseitige Gebiet der Geister verlängern könne, zeigt die Theorie, daß es die Kräfte der Unnatur sind, welche in's menschliche Gebiet aufsteigen und mit teuflischem Blendwerk uns verzaubern. Kann der Satan, wie Paulus sagt, sich in einen Engel des Lichts verstellen, so werden doch seine Diener sich in ehemalige Menschen verkleiden können.

Aber die Hauptangelegenheit in der Erklärung ist, daß das Evangelium in seiner Kraft und Wahrheit bestätigt werde.

Die dem Sohne vom Vater verliehene Macht, Ehre und

Herrlichkeit darf nie außer Augen gelassen werden. Denn wie könnte Christus dulden, daß die seligen Geister, die Er in seinem Reiche beschützt und bewahrt, den Launen und Anmaßungen der Menschen zur Verfügung gestellt werden? Wer könnte einem seligen Geiste zumuthen, daß er sein himmlisches Gewand ablegen und in dem Schmutz seines Alltagskleides auf Erden erscheinen solle? Wohl aber kann Christus zulassen, daß die Menschen, die nicht an ihn glauben und nichts von ihm wollen, vom Satan und seinen Verbündeten betrogen werden.

Wendet man hier ein, daß ja falsche Geister auf den Befehl „im Namen Gottes" gewichen seien, so gehört dieß eben zum feinern Betrug des Satans, um den Glauben sicher zu machen. Christus sagt blos: In seinem Namen könne man die Teufel austreiben, und Johannes sagt: Wer den Sohn läugnet, hat auch den Vater nicht.

Ferner: Es gibt nicht bloße Reinigungsörter, welche die Missethäter eine Zeitlang vom Angesicht Gottes entfernen, sondern es gibt ein Reich der Finsterniß mit Hölle, Satan, Verdammniß und Qual. Die Gerechtigkeit Gottes, die man gewöhnlich nicht in Rechnung nimmt, ist eben so groß als seine Gnade; aber diese kann nicht eher eintreten, als bis jene befriedigt und gesöhnt ist. Nehmen wir Christum als das Sühnopfer der Gerechtigkeit, so ist alles in Harmonie mit dem Evangelium gestellt.

Wir halten nur diejenige Religion für die wahre, welche auf Offenbarung und nicht auf Menschensatzung gegründet ist und ein Mittleramt zwischen Gott und Menschen annimmt, so daß die Liebe Christi die Gerechtigkeit Gottes mit seiner Gnade vermittelt. Und dieß vermag allein die christliche Religion.

Mit unserer Erklärung ist auch die Ehre Schwedenborg's insofern gerettet, als er es nicht selbst war, der als frommer Mann in seiner seligen Höhe von Christo jetzt anders denkend als auf Erden, seine himmlische Gestalt ablegen

und in seiner altväterischen Tracht mit Stickereien, hochumgeschlagenen Aermeln, mit anders gefärbtem Rockfutter, mit gewaltig großen Knöpfen, Schuhschnallen und mit frisirten Haaren vor Adele Maginot erscheinen mußte, sondern daß irgend ein unterirdischer Gelehrter ihm Rock und System abborgte und seine Rolle trefflich spielte.

Christus sagt: „Es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen und große Zeichen und Wunder thun. Sagt Einer, Christus ist in der Kammer, der Andere, er ist in der Wüste, so glaubet es nicht." Und so wollen wir es machen, wir wollen den falschen Geistern nicht glauben.

Das Resultat dieses Buches ist: Einerseits können diejenigen, welche weder Gott noch Unsterblichkeit glauben, von dem Dasein der Geisterwelt sich überzeugen lassen; anderseits aber kann die flache Moral und der leere Theismus dieses Buchs, auch abgesehen von dem Betrug, den eine schlaue dämonische Geisterrolle dabei spielen kann, dem religiösen Sinn nur eine falsche Richtung geben.

Unter dem Titel:

der wahrhafte feurige Drache

kündigen mehrere Buchhandlungen ein Machwerk an, das den wahnsinnigsten Aberglauben über die angebliche Kunst der Geisterbeschwörung, des Sichunsichtbarmachens, des Citirens Verstorbener enthält und in einer gleißnerischen Vorrede seinen unsinnigen, ja strafbaren Inhalt anpreist. Es wird darin angegeben: es sei diese Schrift einem 20 Folianten umfassenden Werke, das im Jahre 1522 in Frankreich aufgefunden worden sei, entnommen und sie habe seit 50 Jahren in Frankreich immer neue Auflagen erlebt. Wir zweifeln daran, aber möge

das auch sein, so ist die Veröffentlichung und Verbreitung eines solchen Unsinnes im deutschen Publikum nicht zu wünschen, und wir erklären uns besonders hier gegen dieses Machwerk, weil es unter den gewöhnlichen Buchhändleranzeigen im vorigen Hefte des Magikons, ohne unser Wissen und ohne daß unser Verleger mit ihm bekannt war, von einer auswärtigen Buchhandlung zur Abnahme empfohlen wurde.

K.

Eine Somnambüle in Capar.

Pesth, 5. Mai. Seit ein paar Wochen macht eine Somnambüle in Racz-Almas im benachbarten Stuhlweissenburger Comitat einiges Aufsehen. Es ist ein junges verwaistes Mädchen aus Duna-Jöldvar, die mit Anfang des Frühjahrs nach Racz-Almas gekommen und da am 4. April in magnetischen Schlaf gesunken. In diesem Zustande prophezeite sie unter andern auffallenden Dingen, daß von Anfang Mai's an gerechnet, binnen drei Monaten unerwartete und großartige Ereignisse eintreten würden. Der Bezirks-Stuhlrichter, welcher sich wegen Conscription der Einwohner eben in dem Orte befand, und von dem es geheißen, daß er selbst im Besitz außergewöhnlicher magnetischer Kraft sei, begab sich zu der Kranken und erklärte, daß sie wirklich in einer magnetischen Extase mindern Grades sich befinde, worin er noch bestärkt wurde, als die Kranke ihm sagte, daß er vor 6 Jahren ein schönes Mädchen von demselben Uebel geheilt und sie dann zur Frau genommen habe, was übrigens in der Gegend ohnehin bekannt war. Hierauf stellte der Stuhlrichter eine andere Probe an, indem er einen Spiegel zur Hand nahm und sagte, daß er das Bild einer Person in denselben hineinhauchen

werde. Die Kranke blickt in den Spiegel und behauptet, darin die kleine Tochter des Stuhlrichters zu sehen, die sie auch Zug für Zug beschrieb. So errieth und beschrieb sie auch die Bilder mehrerer anderer Personen, die gleicherweise in den Spiegel hineingehaucht wurden.

Soweit waren die Proben nur harmlose Spielereien, doch bald nahm die Sache eine bedenklichere Wendung, indem die Kranke über die Urheber des vor einiger Zeit stattgefundenen Brandes des Pfarrhauses befragt wurde, worauf sie genaue Auskunft gab, durch welche einigen bis dahin ganz unverdächtigen Personen Theilnahme an der Brandstiftung Schuld gegeben wurde.

Es strömten überhaupt eine Menge Neugierige zu der Kranken, die sie mit Fragen überhäuften, doch viele, mit denen sie in magnetischem Rapport stand, mußten sich mit ausweichenden Antworten begnügen.

Ein Vorahnen des Todes.

Aus Ungarn bringen glaubwürdige Privat-Correspondenzen nähere Mittheilungen über die im Hause des Ludwig Kies zu Nemedi im Tolnaer Comitate geschehene Ermordung des Fräulein Tassy. Der genannte Gutsbesitzer wurde sammt seinem Diener dieser Tage verhaftet.

Letzterer ist angeblich der Thäter, als Blutgeld wurden ihm 500 fl. C.-M. versprochen. Als das unglückliche Opfer den Weg nach Hause antrat, warnte sie ihre vertraute Freundin, den Ort zu meiden, wo schon einmal — vor einigen Jahren — ihr Leben in Gefahr war. Bei Gelegenheit eines Besuches fühlte sie nach dem Essen Uebelkeiten, sie erbrach

sich aber und die Magenkrämpfe ließen nach; der schnell herbeigerufene Arzt behauptete, das plötzliche Unwohlsein sei Folge einer Vergiftung. Aber das gutmüthige, wegen seiner Sanftmuth und guten Sitten allgemein geachtete Mädchen, schöpfte keinen Verdacht, und reiste ohne etwas Arges zu ahnen, wieder zu seinem Schwager.

Abends nach dem Souper war sie mit ihrem Schwager und ihrer Schwester allein im Zimmer; der erste forderte sie auf, sich Karten aufzuschlagen, was angeblich eine ihr angenehme Unterhaltung war. Nina schlug die Karten auf, und sagte lächelnd: mir droht der Tod. Sie legt wieder aus, und ein plötzlicher Tod, ruft sie und wirft die Karten weg. In diesem Augenblick fällt ein Schuß und das unschuldige Mädchen stürzt, in die Seite getroffen, vom Stuhle.

„Mich traf man,“ waren ihre letzten Worte; nach dreistündigem Leiden gab sie ihren Geist auf. — Dieselben Nachrichten melden, daß der Schwager des unglücklichen Mädchens eben nicht im Rufe großer Sparsamkeit stand.

Eine Geistererscheinung aus Schottland.

Noch kürzlich war ein schottländischer Edelmann in ein herrschaftliches Schloß gekommen, um daselbst, nach Landessitte, Wache zu halten. Er brachte einen jungen Menschen mit, der sein Lebtage noch keinen Saal und keine Malereien gesehen hatte, und den, gleich bei seinem Eintritte in das Schloß, der stillschweigende Empfang von Seite aller der hoch von den Wänden und Mauern herabblickenden Familienbildnisse ungemein frappirte. Indeß setzte sich der Edelmann ruhig an das Kamin, und der junge Mensch in geziemender

Entfernung in einen Fensterraum. Der Erstere, nachdem er bis gegen den Morgen gewacht hatte, ward endlich vom Schlaf übermannt; der Letztere, verblüfft und betroffen über die Neuheit der ihn umgebenden Gegenstände, war noch länger wach geblieben. Sobald er jedoch bemerkte, daß sein Herr eingeschlafen sei, so fühlte er sich von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, und versuchte aufzustehen, um jenen aufzuwecken. Aber jetzt hemmt der Anblick eines noch nie gesehenen Schauspiels seinen furchtsamen Schritt. Leise fing die große Thür des Saales an sich in ihren Angeln zu drehen. Zwei Lakeyen, in der Livree des Hauses gekleidet, traten herein, und näherten sich mit Lichtern in der Hand. Ihnen folgten einige vor Alters verstorbene Personen aus der Familie, deren blasse und entstellte Gesichter nichts Menschliches mehr an sich hatten, die aber übrigens, rücksichtlich auf Kostume und Haltung, völlig jetzt lebenden Personen ihres Standes glichen. Pope erzählt von weiblichen Gnomen und Sylfen, die zwar nicht mehr selbst spielen, aber gleichwohl bei dem Kartenspiele den Vorsitz führen. Die Phantome, von welchen hier die Rede ist, thaten noch mehr. Man rüstete Spieltische, an die sie sich niedersetzten, um zu spielen. Auch sprachen sie viel untereinander. Der Zeuge ihrer Unterhaltung sah sie ganz deutlich die Lippen bewegen und gestikuliren; nur der Ton ihrer Stimme war ihm ganz und gar nicht vernehmbar. Noch erkannte jetzt der junge Mensch unter den Lakeyen einen seiner Verwandten, der sein ganzes Leben hindurch in jener Eigenschaft im Schlosse gedient hatte. Nun stieg sein Schrecken auf's Höchste. Indeß begann der Tag zu grauen, und die düstere Gesellschaft beeilte sich, auf eben dem Wege wieder von dannen zu kehren, auf welchem sie gekommen war. Im Vorbeigehen aber wandte sich eines der Phantome gegen den jungen Bedienten, und hauchte ihn an. Dies war ein Hauch des Todes, welcher ihm all sein Blut in den Adern starren machte. Da krähte der Hahn und der Edelmann erwachte. Aber der arme Geisterseher saß bewegungslos in seinem Winkel,

und verlangte nach Hause getragen zu werden, was auch alsobald geschah. Jetzt ließ er seine Freunde sich an seinem Bette versammeln, erzählte ihnen das Vorgefallene, und fügte hinzu, daß die Sense des Todes über seinem Haupte gezückt sei. Wirklich waren alle Versuche, ihn zu retten, umsonst: er starb nach Verfluß von drei Tagen unter Anfällen von Fieber und Wahnsinn.

Eine Erscheinungsgeschichte aus Prag.

Die Kernische Handlung, eine der vorzüglichsten in Prag und in ganz Böhmen, hatte unter ihrem vorigen Besitzer schon seit mehr als 20 Jahren einen sogenannten Hausmeister in ihrem Dienste, der das Zutrauen seiner Herrschaft vollkommen besaß, und doch desselben äußerst unwerth war. Denn schon seit geraumer Zeit hatte dieser Nichtswürdige sich Nachschlüssel zu verschaffen gewußt, mit welchen er des Nachts leise die Gewölbe öffnete und sich nicht nur reichlich mit Kaffee, Zucker und andern ähnlichen Waaren versorgte, sondern auch in die Kasse selbst manchen dreisten und derben Griff that; da er immer ziemlich genau wissen konnte, wenn diese am besten gefüllt und der Abgang am wenigsten zu spüren sei. Da er überdieß seine Maßregeln so vorsichtig als möglich nahm, so blieb er immer unentdeckt, wurde dadurch nach und nach ein wohlhabender Mann, und kaufte sich endlich selbst einen beträchtlichen Weingarten, wobei er aber immer seinen vorigen Dienst beibehielt.

Auch bei diesem Kaufe argwohnten seine Prinzipale nichts und wiesen selbst einige freundschaftliche Warnungen von der Hand. Er konnte ihnen verschiedene ehrliche Wege, worauf

er sich etwas erworben hatte, angeben, und es war ihnen sogar lieb, einen bemittelten Mann in diesem Posten zu haben, weil sie glaubten, einem solchen mehr als einem ganz dürftigen trauen zu können. Doch endlich kam seine Frau, die um Alles wußte, auf's Sterbebette, und ihr Gewissen erwachte. Zwar wollte sie auch jetzt noch ihren Mann keineswegs angeben oder verrathen. Aber unter vier Augen that sie ihm die ernstlichste Vorstellung: „Es sei nun endlich Zeit," — sagte sie — „in sich zu gehen und vom bisherigen Lasterwege „abzuweichen! Er sei nun vor allem Mangel auf seine ältern „Tage gedeckt, besitze eine eigene Wohnung und baares Geld „genug. Eigentlich sollte er Beides als ein geraubtes Gut „wieder erstatten; doch, wenn er auch dazu sich nicht ent„schlösse, so beschwöre sie ihn wenigstens mit Thränen, sich „mit dem zu begnügen, was er schon habe, und sie könne nicht „ruhig sterben, bevor er ihr dieß nicht zugesichert habe u. s. w." Diese Rede wirkte; denn er hatte seine Frau lieb, und durch ihre jetzige Lage wurden ihm ihre Worte noch wichtiger. Er versprach ihr daher mit Thränen, nie wieder zu stehlen. Sie ließ sich die Hand darauf geben, wiederholte einigemal: „daß, „wenn er dieses Versprechen bräche, Gottes Langmuth müde „werden und ihn zu Schanden machen würde;" und verschied wenige Stunden nachher. Einige Monate hindurch hielt unser Wittwer sein Wort auf's pünktlichste. Doch nunmehr war sein Vorrath von Zucker und Kaffee aufgezehrt, und er sollte eigenes Geld für Waaren ausgeben, die er bisher überflüssig gehabt, oft selbst verschachert hatte. Dieses ging ihm schwer ein. Er war es zufrieden, ehrlich zu sein, selbst wenn er einigen Gewinn verlöre. Doch dabei sogar, wie er es nannte, zuzubüßen, dies, glaubte er, sei allzu viel gefordert. Zu dem tröstete er sich mit einem Grunde, der leider allzu oft dem gemeinen Mann den Schritt, sein Gewissen zu beschweren, erleichtert. „Gott sei Dank" — dachte er — „deine Prinzipale haben es ja! Es ist ja nicht einmal ihr baares Geld; es sind ihre Waaren, die ihnen nicht einmal so hoch als andern

Menschen zu stehen kommen." Kurz, nach einem langen Kampfe mit sich selbst entschloß er sich, seinen alten Gang abermals zu thun, und sich nun Vorrath, doch nur Vorrath von Zucker und Kaffee zu holen.

Die Gewölbthüre ging in einen geräumigen Hof; das Zimmer, wo er wohnte, lag in einem andern Theile des Hauses. In einer stillen Mitternachtstunde machte er sich auf den Weg. Aber sowie er in den Hof eintrat, sowie er jene Thüre zu Gesicht bekam, sah er vor ihr seine verstorbene Frau in Lebensgröße stehen. Sie war in einem weißen Gewande, ihre ausgebreiteten Arme schienen die Thüre gleichsam noch fester zuzuklemmen. Daß der Dieb bei diesem unerwarteten Anblick erschrack, läßt sich leicht denken. Er floh hastig in sein Zimmer zurück und zu Bette. Die ganze Nacht kam kein Schlaf in seine Augen, und wohl zwanzigmal erneuerte er dem Schatten seiner Frau in Gedanken eben den Schwur, den er ihr selbst am Todtenbette gethan hatte. Doch sowie wieder einige Tage verflossen waren, stiegen auch andere Gedanken und mancherlei Zweifel in ihm auf. — Wie dann, wenn es nur ein Mondschein, ein Licht im ersten Stocke, oder wohl gar deine Einbildung gewesen wäre? Bist ein so alter Kerl — so lange in diesem Hause — so oft warst du auf dem nämlichen Wege und spürtest nie etwas Unheimliches! Nur jetzt — Possen, ich versuche es noch einmal! muß entweder hinein, oder mir wenigstens das Ding, das mich scheucht, genauer besehen. Er ging nun nach Mitternacht; kein Mondschein war am Himmel, im ganzen Hause kein wachender Mensch und kein Licht zu spüren. Er sammelte seine ganze Herzhaftigkeit. Sie hielt aus, bis er in den Hof eintrat; aber siehe da der Geist seiner Frau, ihr Gesicht, ihre Größe, alles vom Größten bis zum Kleinsten! Er betrachtete sie einige Augenblicke unverwandt, sie blieb stehen. Ihre Arme waren wieder ausgebreitet. Mit einem Finger schien sie ihm zu drohen. Es überlief ihn ein eiskalter Schauer; er eilte wie-

der zurück und brachte auch diese Nacht mit Furcht, Gebet und guten Vorsätzen von Lebensbesserung zu.

Aber Geiz und Habsucht, wo sie einmal Raum gewonnen haben, überwältigen den besten Vorsatz und selbst das erwachte Gewissen! Bei jedem Pfennige, den unser Hausmeister wieder für schon erwähnte Bedürfnisse ausgab, dachte er allemal: Hast das so nahe, könntest das umsonst haben! Immer überzeugte er sich stärker, daß jener Geist, trotz seines zweimaligen Schildwachstehens nur ein Spiel der Einbildungskraft, nur ein selbstgeschaffenes Schreckbild sei. — Wenn deine Frau dir erscheinen wollte, warum nur immer im Hofe und vor jener Thüre? Warum nicht auch hier auf deinem Zimmer? Warum nicht da, wo sie sonst lebend zu sitzen pflegte, oder vollends da, wo sie starb? Er sah sich anfangs immer furchtsam um, so oft er diesen Gedanken hegte; aber er gewöhnte sich bald daran, und nahm sich nun, mit Gründen, wie er glaubte, gewaffnet, fest vor, noch einmal nicht nur hinzugehen, sondern auch seinen Vorsatz durchzusetzen, und wenn seine Frau doppelt da stände.

Er ging. Jener zweimalige Anblick erneuerte sich richtig wieder. Aber der Verstockte blieb auf seinem Entschluß. Mit halb gewandtem Gesicht kam er bis an die Thüre, schob jenen leichten Schein, so däuchte es ihm, gleichsam davon hinweg und schloß dann ungehindert auf.

Man hatte hin und her, doch niemals auf die schuldige Person gerathen. Auch wurden ein paar Ladendiener, doch nicht geradezu deßwegen, doch wenigstens mit einigem Argwohn beabschiedet. Jetzt war seit wenigen Wochen ein neuer angekommen, der Redlichkeit, Liebe zur Ordnung und Unverdrossenheit genug besaß. Er hatte von jenen Diebstählen murmeln gehört, hegte Ehrliebe genug, zu wünschen, daß dergleichen unter ihm nicht vorfallen möchten, und glaubte vor allen Dingen beobachten zu müssen, ob er auch lauter ehrliche Hausgenossen habe. Er nahm sich daher vor, einige Monate hindurch in einem kleinen, dicht an das Hauptgewölbe stoßen-

den und mit einer Glasthüre versehenen Stübchen zu schlafen. Alle Abende trug er sich selbst ein paar Stück Betten ganz heimlich auf eine Bank dorthin. Niemand als seinem Prinzipal sagte er davon ein Wort; schon mehrere Wochen hatte er diese Uebung fortgesetzt und nicht das geringste Verdächtige bemerkt. Da gewöhnlich nur neue Diener recht eifrige Diener zu sein pflegen, so war es sehr möglich, daß dieses unbequeme Nachtlager sich schon seiner Endschaft nahte, und daß jener nichtswürdige Räuber nur noch ein paar Wochen hätte warten dürfen, um dann wieder sicher plündern zu können. Doch daß er gerade jetzt ein Herz sich faßte, auch dieß war vielleicht eine Fügung der Vorsehung, welche ihn reif zu seinem Verderben fand.

Kaum hatte er jetzt die Thüre des Gewölbes aufgeschlossen, als unser Kundschafter auch dieses nahe, wiewohl leise Geräusch vernahm, an jenes Fensterchen sich schlich und beim Schimmer einer kleinen Diebslaterne den Räuber gar bald erkannte. Er sah, wie er den Zucker- und Kaffee-Vorräthen zusprach, und ließ ihn ungestört sich belasten, so viel er wollte. Jetzt hatte solcher nun alles das, weßwegen er eigentlich gekommen war. Er hatte sich fest vorgenommen, diesmal die Kasse nicht heimzusuchen; da er ihr aber so nahe war, da er alles um sich herum so sicher glaubte, da er entschlossen war, so bald nicht wieder zu kommen, so dachte er: ein Griff mehr dort hinein kann doch auch nichts schaden! Die Schlüssel hatte er bei sich. Die Kasse war in einem Augenblick eröffnet. Doch jetzt sprang auch der Ladendiener schnell herbei, packte den Dieb fest, schrie so laut er konnte: „Hülfe! Hülfe!“ um noch mehrere Menschen zu wecken. Vergebens wollte jener Elende sich losreißen; der Diener war jünger und stärker. Vergebens bat er um Gotteswillen, nur diesmal ihn gehen zu lassen; vergebens nahm er zu den schönsten Versprechungen seine Zuflucht. Jener hatte weder Erbarmen, noch Lust, sich bestechen zu lassen, schrie immer nur stärker, und weckte endlich die Hausgenossen, die schaarenweise

zusammenkamen. Ein allgemeines Erstaunen entstand, als man sah, was vorgegangen, und wer der Thäter war. Man holte sogleich die Wache und übergab ihr für diese Nacht den Verbrecher. Des andern Morgens übernahm ihn das Gericht. Da alles Läugnen umsonst gewesen wäre, gestand er die vielen Diebstähle, die er nach und nach begangen hatte. Sie betrugen an Waaren und Geld an 12,000 fl. Er hatte durch diese Summe das Leben nach den damals geltenden Gesetzen mehr als zehnfach verwirkt; doch ward sein Urtheil auf lebenslängliches Zuchthaus gemildert. Sein ganzes Vermögen, wenn man abrechnet, was die Prozeßkosten betrugen, wurde eingezogen und seinen beraubten Prinzipalen überliefert. Aus seinem eigenen Munde erfuhr man vor Gericht die vorstehende Geschichte.

Englische Beschützung eines Kindes.

Man schreibt aus Luxemburg vom 27. August: Gestern Abends gegen halb 8 Uhr fuhr der Herr Commandant General v. Gayl mit seiner Familie in offenem Wagen in die Stadt. Auf der letzten Brücke vor dem Neuthor wurden die Pferde, als ein Bauerwagen ihnen den Weg sperrte, unruhig und der Wagen hin und her gezogen. Die Gefahr schien schon vorüber zu sein, als ein sechsjähriges Kind des Generals aus dem Wagen geschleudert wurde und in den Graben stürzte. Man denke sich das Klagen und Händeringen der Eltern und das Angstgeschrei des Kindes! Allein, so wunderbar es auch klingt, das Kind fällt einem braven Maurer in die Arme und es ist ihm nicht das geringste Leid geschehen. Dieser Handwerker ist Frz. Blais von Siechenhof. Durch Gottes Fügung war ihm ein Hammer in den Graben gefallen, und er schickte sich an, denselben aufzuheben, als er das schreiende Kind auf

sich zufliegen sah. Er hatte Geistesgegenwart und Muth genug, seinen Arm gegen dasselbe auszustrecken und es aufzufangen. Freudetrunken und tief gerührt wollte ihm der General gleich seine Dankbarkeit bezeugen. Der gute Mann war aber selbst vor Freude außer sich, daß er an nichts Anderes, als an sein gutes Werk denken konnte. Der großherzige Vater hat ihm indeß, wie wir vernehmen, eine tägliche Rente von 2 Franken für sein ganzes Leben zugesichert.

Mittheilungen aus Amerika.

Ein Herr Michael Weckmann im kleinen Dorf Wittesville in der Grafschaft Waine (so theilt eine Correspondenz im Morgenblatt mit, die wir hier ohne weitere Bemerkung geben) wurde in der Nacht durch Klopfen erweckt. Als er das Geräusch das erstemal vernahm, glaubte er, es sei jemand vor der Thüre, und eilte zu öffnen; aber nichts war zu erblicken. Er wollte sich eben wieder zu Bette begeben, da klopfte es lauter und deutlicher als zuvor. Wieder eilte er zu der Thüre und wieder war Niemand zu sehen. Er ging auf die Straße, dort war alles still. Kaum war er wieder im Zimmer, so klopfte es von neuem. Mit der Zeit jedoch hörte das Klopfen auf, und Weckmann vergaß die Sache, bis eines Nachts sein Töchterchen von acht Jahren unter lautem Geschrei erwachte und die ganze Familie sich angstvoll um ihr Bett versammelte. Es war Mitternacht. Sie sagte, eine kalte Hand sei über ihr Gesicht gefahren, und habe sie schaudern gemacht. Sie zitterte an allen Gliedern und wollte lange nicht in diesem Zimmer schlafen. — Achtzehn Monate darauf wurde das Haus an einen Herrn Fox vermiethet, einen Methodisten, der eine Frau und drei Töchter hatte und unter

seinen Mitbürgern in großer Achtung stand. Er bezog dasselbe im December 1847 und im März 1848 fing das sonderbare Klopfen wieder an. Es war am Abend, als man sich eben zur Ruhe begeben wollte, und die Familie suchte lange nach der Ursache des störenden Geräusches umher, jedoch ohne Erfolg. Die Mädchen, die schon im Bette waren, fingen an aus Spaß mit den Fingern zu schnippen, und siehe der Geist machte es ihnen nach. Hierauf rief die eine: „Nun zähle mit mir: eins, zwei, drei, vier 2c. und indem sie bei jeder Zahl in die Hände schlug, that der Geist es gleichfalls. Dieß erschreckte sie und sie wurde still.

Frau Fox forderte den Geist jetzt auf, zehn zu zählen, und zehn Töne erschollen. Sie fragte dann nach dem Alter ihrer Tochter Katharine, und die richtige Anzahl Schläge erfolgte; ebenso bei den übrigen Kindern. Frau Fox fragte nun, ob es ein menschliches Wesen sei, das dieses Geräusch mache, und keine Antwort erfolgte; sie fragte ferner, ob es ein Geist sei, und wenn dem so, so solle er dieß durch zwei starke Schläge bestätigen.

Die Schläge erfolgten. Sie fuhr nun fort mit ihren Fragen, bis sie in Erfahrung gebracht, daß der klopfende Geist einst in einem Manne gewohnt, der Krämer gewesen, und hier in seinem 31sten Jahre ermordet worden sei; er habe eine Frau und fünf Kinder hinterlassen, von denen erstere zwei Jahre nach seinem Abscheiden gestorben. Sie fragte dann, ob sie die Nachbarn herbeirufen dürfe, den Geist klopfen zu hören, und erhielt eine bejahende Antwort.

Die Nachbarn erschienen, sehr aufgelegt, die Familie sammt ihrem Geiste auszulachen. Aber wie wurde den Frauen, als der Geist ihnen sämmtlich ihr Alter auf das genaueste mittheilte, eine Wissenschaft, die doch der Familie Fox wie der ganzen übrigen Welt ein tiefes Geheimniß war! Der nächste Morgen sah das ganze Dorf um das Haus versammelt; aber der Geist sprach an diesem Tage nicht. Sonntag den 2. April in der Morgenstunde fiel es ihm indessen mit einem male

ein, sich bemerkbar zu machen, und er redete den ganzen Tag fort, wobei sich zu Zeiten mehr als fünfhundert Zuhörer einfanden.

Ein Comite wurde ernannt, die Sache zu untersuchen, und der Bericht desselben, der mit dem oben Erzählten übereinkommt, wurde in New-York durch eine Flugschrift bekannt gemacht. — Zunächst erfahren wir nun, daß auch im Hause des Herrn Sunderland in Boston ein Geist sein Wesen treibt, und gleichfalls durch Klopfen die an ihn gerichteten Fragen beantwortet. Hier ist der jüngst verstorbene Sohn des Hauses der Klopfende, und als Herr Rufus Elmer, ein neugieriger Besucher, die Frage wagt, ob seine verstorbene Tochter nicht auch ein wenig kommen könne? macht diese sich zum Erstaunen des Vaters sogleich durch eine ganz besonders liebliche Stimme bemerklich. Beide Herrn genießen seitdem des Glückes die verstorbenen Glieder ihrer Familie immer um sich zu empfinden. —

Nun fängt es auch in der Stadt Ravena zu klopfen an. Herr Johann Clackner verliert einen Sohn, und wenige Monate nach dessen Absterben klopft dieser und gibt durch geklopfte Buchstaben, wahrscheinlich auf dieselbe Art, wie die Gefangenen auf dem Spielberg sich durch Klopfen Mittheilungen machten, folgendes kund:

„Ich fürchtete mich zu sterben, jetzt aber bin ich glücklich. Weine nicht um mich. Ich habe nichts weiter zu sagen, als daß Du bald bei mir sein wirst. Du hast nur noch wenige Tage zu leben. Ich habe geendet.“ Worauf der Vater: „Wenn dieß der Geist meines Sohnes Johann ist, so klopfe er mir die Zahl der Buchstaben seines ganzen Namens.“ Und die richtige Zahl erfolgt, worauf Johann sich für dießmal zurückzieht. — In Straatford, Cincinati, bei einem Geistlichen, dem hochehrwürdigen Dr. Phelps, einem Manne von sechzig Jahren, der eine zahlreiche Familie hat, zieht aber eine ganze Bande böser Geister ein, die von keiner Unterhaltung, von keinem Klopfen und keinen sanften Warnungen wissen

wollen. Es scheinen Dämonen zu sein, wie weiland in die Säue fuhren. Sie machen einen unsinnigen Lärm im Hause, stürzen die Stühle übereinander, schrecken den alten Herrn durch den Anblick einer Leiche in seinem Bette, die bei näherem Hinschauen aus zusammengefalteten Betttüchern besteht, reißen Thüren und Fenster auf, stehlen das Brod aus dem Schranke, kurz spielen ganz die Rolle von neckenden Kobolden. Mitunter schreiben sie ihm aber auch Briefe. Am 28. Juli 1850 fiel die erste dieser Episteln aus der Luft herab, deren Inhalt jedoch höchst weltlich klingt. — Da die Geister in den von ihnen geliebten Familien (ihre Zuneigung bestimmt sich nach der ihnen genehmen elektrischen Atmosphäre der Personen) als Rathgeber und Schutzgeister des Hauses dienen, so wurden sie neulich von einer Mutter aufgefordert, ihrem neugeborenen Töchterchen einen Namen zu geben, worauf sie „Royalannie" buchstabirten, ein Name, der die ganze gläubige Welt entzückte, weil auf dieser Erde noch nie ein solcher da gewesen. „Royalannie Cooper" nennt sich also das glückliche Dämchen, das seine Gevatterin in der Geister-Welt hat.

In Sandy Hook New Town ist gleichfalls eine Bande böser Geister eingerückt und Herr Lorenz Hook sieht die Stühle in seinem Zimmer umhertanzen, die Tische in die Luft steigen und längst gestorbene Glieder der Familie thun ihre Gegenwart kund. Als Documente für die Glaubwürdigkeit dieser Geister führt man dann auch Prophezeiungen durch Träume, Ahnungen, Visionen, kurz alles an, was für eine uns nahe liegende Welt der Geister zeugen kann. — Eine durch Augenzeugen beglaubigte amerikanische Geistergeschichte ist folgende:

Ein Ansiedler im westlichen Amerika wurde auf seinem Pachthofe vermißt. Sein Hausvogt gab vor, er sei auf einer Geschäftsreise nach England und habe das Gut seiner Aufsicht übergeben. Man wunderte sich über die schnelle Abreise, bald jedoch hatten die Nachbarn die Sache vergessen. Da ritt eines Sonnabends Abends spät ein anderer Ansiedler des Weges heim, und als er an das Gehege kam, das den Pacht-

hof seines Freundes von der Straße trennte, sah er ihn dort sitzen. Er rief ihm sogleich einen freundlichen guten Abend zu, und als keine Antwort erfolgte, stieg er ab und ging zu ihm hin. Der Nachbar verließ hierauf die Hecke, und schritt quer durch das Feld einem Teiche zu, der unfern seiner Wohnung lag, die er so unerwartet verlassen hatte. Der Pächter fand die Sache höchst auffallend und ging am nächsten Morgen in's Haus seines Freundes, um ihn wegen dieses sonderbaren Benehmens zur Rede zu stellen; er fand aber nur den Hausvogt, der ihn auslachte, da sein Herr jetzt bereits die Ufer Altenglands erreicht habe. Der Pächter beruhigte sich indessen nicht dabei und eilte zu einem Friedensrichter, um denselben darauf aufmerksam zu machen, daß vielleicht nicht alles richtig zugegangen sei. Ein Neger wurde mit einigen Polizeidienern abgesendet. Man ging zu der Hecke, wo der Pächter seinen Freund hatte sitzen sehen. Der Neger roch auf der Stelle umher, und roch Blut, und der Spur desselben folgend führte er seine Begleiter dem Teiche zu, dessen Ufer er eine Weile untersuchte, bis er sich in ein kleines Gebüsch wandte, wo man den Leichnam des Vermißten vergraben fand. Der Hausvogt wurde eingezogen, auf die gegen ihn zeugenden Umstände hin verurtheilt, und bekannte vor der Hinrichtung sein Verbrechen. — Man sieht, mit dem ganzen Gepäck der europäischen Kultur ist vollständig auch der Gespensterglaube über das große Meer geschleppt worden, und er führt dort auf neu umgebrochenem, ungeschichtlichem Boden Zug für Zug dieselben kleinen Schauerdramen auf, welche seit dem Alterthum, in wunderbarer Gleichförmigkeit sich wiederholend, die poetische Kraft der Menschenseele vollständig bewiesen, und die Frage nach einer uns umringenden Geister-Welt offen gelassen haben.

Ueber den Glauben an Spukgeister.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern haben sich in der Nähe der Menschen Wirkungen mancherlei Art begeben, die sie, weil keine physische Ursache zu ihrer Erklärung ausfindig zu machen war, der Wirkung von Geistern zuzuschreiben sich gedrungen fanden. Da die Aeußerungen dieser Geister überhaupt etwas Unbestimmtes, Seltsames, Eigensinniges, bisweilen Neckischspielendes und Lärmendes an sich hatten; so hat man dies ihr Thun mit dem Namen des Spukens, sie selbst aber mit dem Namen der Spuk- und Poltergeister bezeichnet. Die vertrauliche Weise, in der die Unschädlicheren unter diesen Wesen sich oft hilfreich in den Haushalt der Menschen eingedrängt, örtlich an diese oder jene Stelle, an Haus und Hof sich knüpfend, hat diese Art dann bald in der Meinung des Volkes mit den altberufenen Zwergen identificirt, die, wie sie unaufgehalten durch alle Materie schreitend, sich überall freien Zugang öffnen, so auch sich unsichtbar zu machen wissen. Wie sie daher unter dem Namen der καβαλλοι schon bei den Griechen mit den zwerghaften Cabiren in naher Berührung gestanden; so haben sie im Norden in ihrer kunstreichen Behendigkeit und in ihrem zugreifenden behilflichen Wesen unter ihm Namen, Kobolde, plattteutsch Kabuntermannekens und Gülterkens, schwedisch Trullen, Gobelins und Lutins bei den Franzosen, Trazgos bei den Spaniern, Farfarellis in Italien, Coltren bei den Russen, überall im Volke bekannt und im Ganzen keines übeln Leumundes sich erfreuend, als eine Art von Hauszwergen ihm gegolten; mit denen es, besonders in der vorchristlichen Zeit, in einem vertraulichen Verhältnisse gestanden, die Dienste dieser Laren mit kleinen Opfern lohnend. Wollen sie in einem Hause sich ansiedeln, dann tragen sie, also erzählt

das nordische Volk, zur Nachtzeit Holzscheiter auf einen Haufen und bringen in die Milchkübel Koth von mancherlei Thieren. Trinkt dann der Hausvater am Morgen mit seiner Familie von der Milch und wirft er die Holzhaufen nicht auseinander, dann bleiben sie bei ihm, wohnen in dem Holzstoße und empfehlen sich den Hausbewohnern dadurch, daß sie Getreide aus fremden Scheunen zutragen, Holz in die Küche führen, und mehr dergleichen Geschäfte übernehmen. Dies heimlich vertraute Thun, besonders in der christlichen Zeit durch mancherlei nicht ungegründete Bedenklichkeiten, wie es scheint, gestört, ist seither durchgängig aus der Ordnung einer freiwilligen Dienstbarkeit herausgetreten, und in ein seltsam befremdendes und störendes Treiben umgeschlagen, dem die Zeugen verwundert zusehen, ohne es sich erklären und deuten zu können. Da inzwischen gerade hier eine Menge der auffallendsten, am hellen lichten Tage sich begebenden, von zahlreichen Augenzeugen bewährten und mit allen Sinnen wahrnehmbaren physischen Wirkungen uns begegnen; so ist es schon der Mühe werth, bei ihnen eine Zeit lang zu verweilen, und der hinter diesen sichtbaren Wirkungen verborgenen Ursache nachzuforschen.

Wir sagten: schon in den frühesten Zeiten komme dergleichen vor, und wir finden wirklich, um von Vorchristlichen nicht zu reden, schon bei Augustinus das Gut des Hasparius Cubedi genannt in der Diöcese des Bischofs von solchen Geistern beunruhigt, und durch das Gebet eines Priesters seiner Genossenschaft um dessen Sendung der Eigener angehalten, befreit. Zur Zeit des Ostgothenkönigs Theoderich ist in Ravenna das Haus des Arztes Elpidius von Kobolden bewohnt, die ihn oft mit einem Steinregen empfangen, und er bittet den heiligen Cäsarius, Bischof von Arles, auf seiner Durchreise um Hilfe. Dieser reinigt das Haus mit Weihwasser, und die Plage verschwindet, ohne daß sich weiter etwas blicken läßt.

Als derselbe Heilige einst bei einer Umreise durch seine Diöcese in ein Gebiet gekommen, Succentriones genannt, fand

er dort prächtige Bäder, an denen aber Jeder, der vorüberging, bei seinem Namen sich rufen hörte, worauf dann gewaltige Steine ihm vor die Füße fielen, oder ihm nachgeworfen wurden, so daß niemand mehr dort vorbeizugehen wagte. Als der spätere Lebensbeschreiber des Heiligen, der ihm damals den Stab vorzutragen pflegte, diesen in der nahen Kirche vergessen hatte, waren die Leute froh darum, hingen ihn an den Wänden der Bäder auf, und das Uebel verschwand.

Eben so erzählt der Priester Georg, Zögling des Archimandriten Theodor, in seinem Leben: zu seiner Zeit seien im Hause eines Tribunen, auch Theodor genannt, gleichfalls von solchen Geistern Menschen und Thiere vielfältig behelligt worden. Saß das Gesinde zum Mittag- oder Abend-Essen am Tische, dann wurden Steine auf denselben hingeworfen, so daß ein großer Schrecken Alle überfiel. Auch wurden den Mägden das Garn auf dem Stuhle zerrissen, und solche Menge von Schlangen und Mäusen erfüllten zuletzt alle Räume, daß Niemand aus Furcht dort mehr zu weilen wagte. Endlich betrat der Diener Gottes das Haus, brachte die Nacht mit Singen und Beten in ihm zu, segnete es mit Weihwasser, das er geweiht, überall aus, und es wurde vom Spuke befreit.

Das Gleiche erzählt der Lebensbeschreiber des heiligen Hubertus vom eigenen Hause des Bischofs in Lüttich. Sigebertus hat in seiner Chronik unter dem J. 958 die Erscheinungen des Geisterhauses zu Camonz bei Bingen aufgenommen, wo auch geworfen und gepoltert wurde, bis der Erzbischof von Mainz Geistliche hinüber schickte, die dem Unwesen Einhalt thaten. Unter dem Jahre 1130 berichtet Trithemius über den Geist Hödeken oder Hütchen, der am Hofe Bernhards von Hildesheim, eine Art von Schaffner, Warner und Helfer im Schlosse vorgestellt, an den die Sage sich so sehr angehängt, daß sie noch immer Hütchens Renn-Pfad nachzuweisen weiß, auf dem er einmal eilig von Schloß Winzenburg aus zu ihm hingelaufen. Später dann ist es der, welcher nach Wilhelm von Paris in einem Hause der Pfarrei von

St. Paul in Poitiers gehaust, und Fenster und Glaswerk zerbrechend, mit Steinen geworfen, ohne doch Jemand zu verletzen. Von da an werden die Nachrichten über dergleichen immer häufiger und umständlicher.

Man darf nicht glauben, daß man in früheren Zeiten solche Vorgänge ohne weitere Untersuchung nur auf Hörensagen hingenommen. Man hat bei solcher Gelegenheit überall scharf zugesehen, selbst in Spanien, das man mit dem Aberglauben so sehr in Verruf gebracht.

Als ich, erzählt Antonio de Torquemada I., vor etwa zehn Jahren noch auf der hohen Schule von Salamanca mich befunden, lebte dort eine angesehene Frau, Wittwe, schon bei Jahren, die in ihrem Hause 4 oder 5 Mägde hielt, wovon zwei jung und hübscher Gestalt waren. Es verbreitete sich damals von ihrem Hause ein Gerücht im Volke: in ihm halte sich ein Kobold (Trazgo) auf, der allerlei Streiche übe, und unter andern von den Dächern Steine in solcher Menge und so anhaltend herabwerfe, daß, obgleich die Würfe keinen Schaden anrichteten, sie den Hausgenossen doch viel Verdruß und Ungemach verursachten. Der Unfug kam so weit, daß der damalige Corregidor Kenntniß davon nahm, und sich vorsetzte, was an der Sache wahr sei, zu erforschen. Er ging also in Begleitung von mehr als 20 Menschen, die gerade zugegen waren, in das berufene Haus, und ordnete, als er an Ort und Stelle angekommen, einen Alguazil mit vier Mann ab, daß sie mit brennender Fackel Alles auf's genaueste untersuchten, und nicht einen Winkel unerforscht ließen, wo sich irgend ein Mensch verbergen könne. Sie thaten, wie ihnen befohlen worden, in solcher Weise, daß nichts fehlte, als noch die Böden aufzuheben, und kehrten dann zurück mit dem Bescheide, es sei Alles sicher, und Niemand könne im Hause verborgen sein. Der Corregidor wendete sich nun zur Hausfrau, und suchte ihr begreiflich zu machen, daß man sie zum Besten gehabt, indem ihre jungen Mägde wahrscheinlich Liebhaber unterhielten, wie daher das beste Mittel sei, den Spuk los zu werden, wenn sie

ein aufmerksames Auge auf ihr Thun und Treiben gerichtet halte. Die gute Frau wurde über dies Zureden gar sehr bestürzt und wußte nicht, was sie darauf erwidern sollte; doch blieb sie dabei: es habe mit den Steinen seine Richtigkeit und sie würden wohl auch noch ferner geworfen werden. Der Corregidor und die, welche mit ihm waren, verließen nun, noch weiter ihren Scherz mit ihr treibend, die Stube, wie sie aber an das Ende der Treppe gelangt, kam mit großem Gepolter eine solche Masse von Steinen die Stufen derselben herabgerollt, daß es schien, es seien drei bis vier Körbe voll derselben ausgeschüttet worden.

Die herabkommenden Steine fuhren ihnen zwischen den Beinen und Füßen hindurch, ohne jedoch einen irgend schmerzhaft zu verletzen. Der Corregidor befahl nun denen, die er zuvor ausgesendet, ohne Verzug mit größter Schnelligkeit hinauf zu eilen, und nachzusehen, ob sie den nicht ertappen könnten, der sie herabzuwerfen sich erkühnt.

Sie thaten nach seinem Geheiße, aber nicht mit besserem Erfolge als das erstemal. Wie sie noch damit beschäftigt waren, fing es am Portal des Eingangs Steine in Menge zu regnen an, so daß sie oben an dasselbe aufschlugen, und dann abspringend an seinem Fuße niederstürzten. Wie nun Alle betreten und verwundert angafften, was sich vor ihnen begab, nahm der Alguazil einen der größten Steine, die niedergefallen, und ihn über das Dach eines gegenüberstehenden Hauses werfend, rief er: sei's der Teufel oder ein Kobold, sende mir jetzt diesen Stein zurück! In demselben Augenblick sahen Alle, wie der Stein über das Dach zurückkehrend, ihm gegen die Kappe über den Augen fuhr, und sie mußten erkennen, daß es Wahrheit sei, was man ihnen hinterbracht. Nach einiger Zeit kam ein Geistlicher von denen, die sie Torres menudas nennen, nach Salamanca, und sprach einige Exorzismen in dem Hause, worauf dann das Werfen und die andern Erscheinungen sofort aufhörten.

Spukhäuser in Aegypten.

(Das Ausland. 3. Septbr. 1850. Nr. 211. (Cotta) pag. 844 gibt als Quelle an: United Service Magazine. Junius.)

Wie sich erwarten läßt, findet man bei den Levantinern einen festen Glauben an Geister und unheimliche Häuser, ein Glaube, worin sie mit den Moslems übereinstimmen, deren fruchtbare Phantasie eine Geisterwelt geschaffen hat, die, in Klassen getheilt, sorgfältig in den verschiedenen Theilen des Universums untergebracht ist. Die Civilisation, welche die Menschen in Städten sammelt, und mit Geschäften überhäuft, überwältigt die meisten alten Glaubensbegriffe, wenn sie sie auch nicht völlig vertilgt; die Moslems und die Levantiner in Aegypten sind aber noch weit von dem Punkte der Verfeinerung entfernt, welche in Unglauben ausläuft; ihr Glaube ist ohne Gränzen, und bei ihnen ist das ganze Gebiet des Lebens vertheilt zwischen der geistigen und materiellen Welt und der Tag gewöhnlich der letzten, die Nacht der erstern zugetheilt. Es kommt indeß sehr häufig vor, daß Europäer, welche lange im Orient leben, unmerklich die einheimische Glaubensgeneigtheit annehmen. Die Thatsache mag Verwunderung erregen, aber es ist so, und niemand, der einige Einbildungskraft besitzt, kann Tage und Nächte in den Einöden am obern Nil zugebracht haben, ohne daß er sich durch seine ganze Natur zu dem, was man in Europa Aberglauben nennt, hingezogen fühlt. Diese Bemerkung senden wir der Mittheilung voran, daß Herr Bayle St. John, ebenso wie die meisten fränkischen Bewohner Aegyptens, während seines dortigen Aufenthalts den Muth faßte, seinen Glauben an Geister, welcher in der That aus dem Menschen nicht auszutilgen ist, zu bekennen. Er erzählt augenscheinlich gläubig eine außerordentliche Geistergeschichte, und was er selbst sagt, so wie

Herren Lane's Schwester, Mistreß Poole, welche ein gutes Stück Philosophie zur Schau trägt, zeigt deutlich durch die Geschichte des unheimlichen Hauses, daß sie in den Kreis muhamedanischen Aberglaubens eingetreten sind, und sich in diesem Punkte offen zu dem Glauben des Landes bekennen.

Wir theilen jetzt Herrn Bayle St. Johns Bemerkungen über levantinische Geister mit, nebst seinem Bericht über die erste Erscheinung des Scheichs. — Unsere Ansicht ist, daß fast alle Menschen diesen primitiven Glauben theilen, der, ohne ausschließlich zu einer Religion zu gehören, an der Wurzel einer jeden liegt und den ganzen Kreis menschlichen Denkens durchdringt. Herr St. John bemerkt: Ich habe bis jetzt unterlassen, die Thatsache mitzutheilen, daß ich in einem unheimlichen Hause wohnte, ein Haus, in dem ein gewisser Geist, ein unkörperlicher Scheich bekanntermaßen hauste, in Zimmern und Gängen bei Tag und bei Nacht herumwanderte, sich aber selten von den Anwohnern erblicken ließ. Ich will alles erzählen, was ich von dieser außerordentlichen Person weiß, bitte aber vor allem um Verzeihung, wenn ich sein Daseyn zuzugeben scheine. Es gibt fünfzig verschiedene Gründe zu Gunsten der Ansicht, daß Geister manchmal den Augen der Menschen erscheinen, und nur einen guten dagegen, den nämlich, daß meistentheils die Gespenster, deren Erscheinung behauptet wird, keinen bestimmten vernünftigen Zweck haben, sondern ihr Erscheinen bloß unerklärliche Zufälle sind. Diese Beweisführung hat indeß nur einen logischen Werth und wiegt die allgemeine Tradition und die unverwerflichen Zeugnisse nicht auf. Auch gibt es viele ebenso unbegreifliche Dinge, die doch niemand zu leugnen versucht. Man nehme einmal an, daß, was man auch immer in diesem besondern Falle glauben mag, gewisse Formen oder Erscheinungen, die verstorbenen Personen gleichen und entweder in sich selbst eine beschränkte Fähigkeit zu handeln besitzen, oder durch himmlische oder höllische Kraft getrieben sind, von Zeit zu Zeit wirklich sich sterblichen Augen kund gegeben haben. In Aegypten trifft

man sehr häufig von Geistern heimgesuchte Häuser, doch öfter in Kairo als in Alexandrien. Letztere Stadt hat indeß einige, namentlich eins, wo die Bewohner fortwährend durch Steine beunruhigt werden, die auf das Dach oder in den Hofraum fallen, ohne daß man je hätte entdecken können, woher sie kommen. Dieß ist auffallend, da ein wohl erwiesener Fall ähnlicher Art kürzlich in Frankreich vorgekommen. Es hilft nichts hier die skeptische Bemerkung zu machen, daß ähnliche Thatsachen öfters entschieden aus der Bosheit einzelner Personen sich erklären lassen; denn wenn dieß irgend etwas bewiese, so würde auch der Umstand, daß ein Bauer mit einem hohlen, durch Phosphor beleuchteten Kürbis und mit einem weißen Hemd ausgerüstet, in grober Nachahmung eines Geistes entdeckt wurde, beweisen, daß darum ein solches Ding nicht existirt.

Wir müssen hierbei bemerken, daß Discussionen über diesen Gegenstand nie zu einem genügenden Resultate führen; jeder wird die Sache nach seinem Begriffe von geistigen Wesen entscheiden. Nichts ist abgeschmackter, als die Bemerkung, daß wir den Nutzen der Geister nicht kennen. Genau gesagt, wissen wir den Nutzen von gar nichts, nicht einmal den des Menschengeschlechts selbst. Im Universum wird kein großer Zweck, den wir fassen könnten, durch unser Daseyn erreicht, und doch wäre es ebenso unverschämt als gottlos, wenn man behaupten wollte, wir seien zu gar keinem Zwecke vorhanden; mit den Geistern mag es derselbe Fall sein. Doch wir wollen die Geschichte der ersten Erscheinung hören.

„Ich saß auf einem Divan mit der Pfeife in der Hand an einem Fenster, wo man den einzigen Ausgang aus dem Hause und einen kleinen Theil der Gallerie übersah. Ich war vor kurzem erst von dem Araber-Thurme zurückgekehrt und dachte nach über meine Reise nach Siwah. Die weiblichen Hausbewohner waren eben mit allerlei häuslichen Arbeiten beschäftiget, als sich plötzlich von allen Seiten das Geschrei erhob: der Scheich! der Scheich! Ich wandte mich

rasch um und sah deutlich eine menschliche Figur, einen Mann in etwas vorgerückten Jahren, in einem ziemlich verblichenen Torbusch, einem langen grauen Barte, einer verblichenen blauen Jacke, weißen Beinkleidern, in rothen Pantoffeln und eine Pfeife in der Hand mit niedergeschlagenen Augen im vollen Sonnenschein in der Gallerie hingehen. Ich erkannte aus der Beschreibung sogleich die Erscheinung, von der ich so oft hatte sprechen hören und rief sogleich, man solle jeden Ausgang verschließen. Ich wartete bis die Magd die schwere nach der Straße führende Thüre zuschlug und sprang dann nach der Gallerie. Alle Personen waren noch an demselben Orte, wie zur Zeit, wo der erste Ruf gehört worden war, aber niemand konnte sagen, wohin der Scheich gegangen sei. Die eine sagte, er sei in der Sonne verschwunden, die andere, er sei nach der Terrasse hinaufgegangen. Das letzte war das wahrscheinlichste; bei der Untersuchung fand sich aber, daß die Thüre verschlossen und verriegelt war. Ich suchte allenthalben ohne den mindesten Erfolg und blieb vollständig von zwei Dingen überzeugt: erstens, daß kein Mann im Hause versteckt war; zweitens, daß augenscheinlich kein Mittel vorhanden war, wodurch er unbemerkt hätte entkommen können. Ich machte noch eine zweite Bemerkung: alle Zimmer und Treppen waren am Morgen gewaschen worden und noch ganz mit Wasser übergossen; die Sonne hatte die Gallerie getrocknet, aber keine Spur eines nassen Pantoffels war zu sehen. Die Sitt lachte über meine Nachforschungen und Bemerkungen und sagte, der Scheich werde sich nicht finden, er lasse keine Spur hinter sich. Sie erklärte die allgemeine durch seine Erscheinung veranlaßte Aufregung aus dem Umstande, daß derselbe den Kopf erhoben und mit drohendem Blicke um sich geschaut habe. Der Gedanke, daß man sich in irgend einer Weise verabredet habe, um mich zu erschrecken, ist ganz unzulässig.

Das unheimliche Bild im Schlosse zu Lissa.

Nicht fern von Breslau auf der Straße nach Berlin liegt der Marktflecken Lissa, auf der Eisenbahn erreicht man ihn wohl in 10 Minuten, der wegen einem hinter dem Schlosse liegenden Park oft von Breslauern besucht wird. Im Jahre 1611 hatte Lissa zum Grundherren Heinrich von Hörnig, der das Schloß erbaute; aber 1653 kam die Herrschaft Lissa wegen Schulden in den Besitz des Horaz von Forno. Die Sage erzählt von ihm, daß er ein wüstes Leben geführt und mit mannigfacher Schuld, wie man zu seiner Zeit nicht ohne Grund vermuthete, beladen in kräftigem Mannesalter gestorben sei.

Als er auf dem Kirchhofe begraben ward, wurden die Begleiter von Schrecken ergriffen; denn sie bemerkten Herrn von Forno, wie er leibhaftig an einem Fenster seines Schlosses stand und seiner Beerdigung zusah. Man eilte, die Ceremonie zu vollenden und nach Hause zurückzukehren. Aber in den folgenden Tagen begegnete man ihm bald am Kreuzwege, bald sah ihn der Förster im Gebüsch, bald glaubte man ihn in der Gestalt eines gespenstischen Hundes wieder zu erkennen, der allerlei Neckereien trieb u. s. w. Kurz man überzeugte sich, daß der verstorbene Forno keine Ruhe habe und beschloß endlich, ihn auszugraben und über die Feldmark zu bringen. So wurde er an einer dazu gewählten Stelle zwischen Mockerau und Wilksen, eine halbe Meile von Lissa entfernt, eingescharrt. Seitdem erschien Forno nicht weiter; aber in einem Zimmer des Schlosses hing ein Bildniß von ihm, welches noch jetzt an derselben Stelle zu finden ist, ungeachtet die späteren Besitzer des Schlosses mehr als einmal Veranlassung gehabt haben, dieses Bild wegen veränderter Einrichtung des Zim-

mers zu entfernen. Es stellt Forno in einer dem damaligen Geschmack angemessenen, zierlichen Jagdkleidung vor, mit einer Kappe von grünem Sammet, die mit einem Strauß rother Mohnblumen geschmückt ist. Das Gesicht ist männlich, nicht gerade häßlich, aber die Stirn ist finster, der ganze Blick hat etwas zweifelhaftes und unheimliches. So oft man in früherer Zeit den Versuch gemacht hat, es zu beseitigen, ist allnächtliches Poltern und Toben, Zuwerfen der Thüren, Fenstergeklirr, als würden alle Scheiben zertrümmert, Jagdpeitschenknall in den Gängen und dergleichen die Folge davon gewesen, so daß man nach jedem Versuch, um nur die nächtliche Ruhe wieder herzustellen, genöthiget gewesen ist, das Bild wieder an seine alte Stelle zu bringen. Selbst der vorige Besitzer, der vor etwa zwei Jahren verstorbene Graf von Wylich und Lottum, früher Gesandter in der Schweiz, obgleich ein sehr freisinniger Mann, hat es doch nicht wagen mögen, dem Bilde des Herrn von Forno eine neue Stelle in der Rumpelkammer anweisen zu lassen.

Die weiße Frau.*)

Im Jahre 1850 meldete die Berliner Kreuzzeitung folgendes: „Der Magdeburger Correspondent schreibt: Man erzählt sich in verschiedenen Kreisen von einer Erscheinung der weißen Frau im königlichen Schlosse. Aus sicherer Quelle kann ich Ihnen mittheilen, daß in der Nacht vom 19. April ein Soldat vom Kaiser Alexander-Grenadier-Regimente, der

*) Siehe auch das vorige Heft.

in der Nacht auf Posten im Schweizersaale des königlichen Schlosses stand, behauptet, während dieser Zeit eine solche Erscheinung gesehen zu haben. Nach seiner Aussage, die sofort zu Protokoll genommen worden ist, zeigte sich ihm plötzlich eine weiße Frauengestalt, die durch den Saal schritt. Er will sie dreimal angerufen, aber keine Antwort erhalten haben und als er mit dem Bajonett auf sie zuging, stach er durch die Luft." Bekanntlich erfolgte am 22. Mai der Mordversuch des Sefeloge auf die Person des Königs. Das Aufsehen, welches jenes Erscheinen der weißen Frau und das darauf erfolgte Ereigniß gemacht, veranlaßte auch ohne Zweifel noch in demselben Jahre das Erscheinen einer Schrift unter dem Titel:

Die weiße Frau. Geschichtliche Prüfung der Sage und Beobachtung dieser Erscheinung seit dem Jahr 1486 bis auf die neueste Zeit. πτοεῖ νηπίους μορμώ. Abgedruckt aus dem unter der Presse befindlichen Werke: „das Plassenburger Archiv als Quelle für die Hohenzollern-Brandenburgische Geschichte," von Julius von Minutoli. Berlin, bei Duncker. 1850. 29 S. in gr. 8.

Der erste Theil dieser Schrift bis S. 9 sucht darzuthun, daß die weiße Frau von Bayreuth und Berlin sich auch bei dem besten Willen nicht auf ein bestimmtes Individuum, namentlich nicht auf Kunigunde Gräfin von Orlamünde (der alten Beatrix nicht erst zu erwähnen), noch auch mit einiger Sicherheit auf Bertha von Rosenberg zurückführen lasse. Für diesen Theil der Schrift glauben wir dem Verfasser Dank schuldig zu sein und müssen deshalb seine Schrift, denjenigen unserer Leser, welche näher in diesen Gegenstand eingehen wollen, angelegentlichst empfehlen. Mit scharfer Kritik ist insbesondere dargethan, daß das Verbrechen des Kindermordes, dessen gewöhnlich die Gräfin von Orlamünde beschuldiget, und welches als die Ursache ihres Erscheinens nach dem Tode angegeben wird, sich historisch nicht begründen lasse. Ebenso unwahrscheinlich ist uns das Erscheinen der Bertha von Rosen-

berg im Schlosse zu Berlin geworden; denn was das Erscheinen derselben auf mehreren rosenbergischen Schlössern anbetrifft, (in Böhmen ist sie bekanntlich vorzugsweise als weiße Frau bekannt) so läßt dieß der Verfasser dahingestellt sein. Wir glauben gern, daß alles, was bisher von einer Gräfin von Orlamünde oder einer Bertha von Rosenberg, als weißer Frau in Berlin, gesagt worden, nur auf schlecht begründeten Vermuthungen beruhe, welche aus einer Zeit herrühren mögen, in welcher man das Erscheinen der weißen Frau im Schlosse zu Berlin zwar nicht im mindesten bezweifelte, damit aber nicht zufrieden, doch auch gern wissen wollte, welcher Familie sie wohl angehört haben möchte. Die Sache der damaligen den Fragenden nahe stehenden Historiker mußte es natürlich sein, irgendwoher etwas aufzufinden, was mit einigem Schein von historischer Begründung die Neugier befriedigen konnte, und man scheint es in der That damals mit dergleichen Erklärungen nicht streng genommen zu haben, sonst hätte man wohl die dabei vorausgesetzten Wanderungen der Gräfin von Orlamünde oder der Bertha von Rosenberg, der ersteren von Bayreuth, der letzteren von Neuhaus, nach Berlin, um dort als weiße Frau zu erscheinen und dann wieder zurückzukehren, höchst unwahrscheinlich gefunden. So lange sich die weiße Frau nicht selbst darüber erklärt, möchte sich wohl schwerlich etwas über ihre frühere Stellung unter den Lebenden ermitteln lassen.

Aber so große Befriedigung uns der erste Theil dieser Schrift gewährt hat, so wenig hat uns der zweite genügt, in welchem der Verfasser nichts geringeres beabsichtiget, als den Leser zu überzeugen, daß alle Erscheinungen der weißen Frau am Ende doch nur auf Täuschung beruhen, oder, wie das griechische Motto auf dem Titel schon andeutet, sie als einen Popanz darzustellen, der nur die unverständigen Kleinen in Schrecken setzt. Der Verfasser scheint hier nicht auf seinem Felde zu sein, denn seine Taktik hat durchaus nichts eigenthümliches: sie ist die wohlbekannte, vielgebrauchte, welche

diejenigen Thatsachen dieser Gattung, welche sich nicht bequem wegläugnen lassen, durch Danebenstellung anderer derselben Art, bei denen ganz handgreiflich Täuschung, oder gar eigennützige Zwecke und Betrug obgewaltet haben, zu entkräften und den Leser unvermerkt zu verleiten sucht, von den letzteren einen Schluß auf die ersten zu machen. Dabei zweifeln wir keineswegs, daß auch dieser Theil der Abhandlung den Beifall einer großen Zahl von Lesern erhalten werde, nämlich derjenigen, welche selbst ihren eigenen Sinnen nicht trauen würden, wenn diese ihnen eine Wahrnehmung zuführten, die sie mit ihrem göttlichen Verstande nicht begreifen könnten. Unsere Leser hingegen, von denen wir voraussetzen dürfen, daß sie zwar weit entfernt sind, auf den umfassendsten Gebrauch ihres Verstandes irgend wie verzichten zu wollen, daneben aber auch manches glauben, was sie nicht gerade begreifen können, werden mit der Dialektik des Verfassers in diesem zweiten Theile nicht einverstanden sein, dagegen mit Dank manche Mittheilung hinnehmen, die ihnen glaubwürdig dünkt, und von welcher sie nicht recht begreifen, warum sie der Verfasser nicht lieber unterließ, um sich sein Geschäft zu erleichtern. So werden sie z. B. S. 16 lesen:

„Als bereits vor Eröffnung des Feldzuges von 1806 die französische Armee unter Bernadotte sich durch den Marsch durch die Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth eine Gebietsverletzung erlaubte, begann die weiße Frau im Schlosse zu Bayreuth sehr unruhig und heftig zu werden. Dieß nahm im Jahre 1806, als Napoleon über Mainz und Würzburg nach Bamberg kam, und von dort am 8. Oktbr. über Cronach und Schleiz der Armee nach Jena folgte, so zu, daß mehrere französische Generäle, welche im Schlosse einquartirt waren, durch diese Erscheinung erschreckt und insultirt wurden. Beim Durchmarsche der französischen Armee im Jahre 1809 logirte der Divisions-Commandeur bei der Reserve der schweren Cavallerie des achten Armee-Corps, General d'Espagne, im neuen Schlosse zu Bayreuth. Gegen Mitternacht wurden die

Ordonnanz-Offiziere durch ein furchtbares Geschrei in dem Schlafzimmer des Generals dorthin getrieben. Hier fanden sie seine Excellenz mitten in der Stube unter der umgestülpten Bettstelle. Mr. d'Espagne (sic!) befand sich in dem aufgeregtesten Zustande und erzählte, nachdem er ein niederschlagendes Pulver oder Aderlaß (?) angenommen und völlig zur Besinnung gekommen war, daß die schwarz-weiße Frau, deren Toilette er auf's genaueste (mit dem dortigen Gemälde übereinstimmend) beschrieb, ihm erschienen sei und ihn zu erwürgen gedroht habe; endlich habe sie das Bett mitten in das Zimmer geschoben und dasselbe plötzlich mitsammt seinem Inhalt umgestülpt. Der General verließ in heftiger Gemüthsbewegung noch in der Nacht die Residenz, um sein Quartier in der Fantaisie zu nehmen; er erblickte in der Erscheinung die Botschaft seines baldigen Todes, welcher ihn auch in der Schlacht bei Aspern am 21. Mai 1809 erreichte. Auf Befehl des General d'Espagne mußten damals unter Aufsicht von französischen Offizieren in jenem Zimmer die Parquets des Fußbodens aufgenommen und die Wandtapeten abgelöst werden, um zu untersuchen, ob Versenkungen oder verborgene Eingänge vorhanden wären und die Vision auf Täuschung beruht habe. Die Erzählung dieser schauderhaften Begebenheit fand in der französischen Armee weite Verbreitung."

„Der Kaiser Napoleon war zweimal in Bayreuth. Das erstemal am 14. Mai 1812 auf seinem Zuge nach Rußland. Er wohnte im neuen Residenzschlosse. Von Aschaffenburg war ein Courier mit dem ausdrücklichen Befehle vorausgesandt, daß der Kaiser nicht in diejenigen Zimmer logirt sein wolle, in welchen die weiße Frau zu erscheinen pflege, so wie, daß vor dem Eintreffen des Kaisers Niemanden der Zutritt in die für ihn eingerichteten Gemächer gestattet werden sollte. Napoleon erkundigte sich sogleich nach seiner Ankunft beim Grafen Münster, ob jene Befehle befolgt worden wären. Am nächsten Morgen bei seiner Abreise war der Kaiser auffallend unruhig und verstimmt. Er warf mehrmals die Worte

hin: ce maudit château: und äußerte zu seiner Umgebung, daß er in diesem Schlosse nicht wieder absteigen wolle. Er erkundigte sich genau nach dem Costüme des Gemäldes der weißen Frau, lehnte aber mit auffallender Heftigkeit das Anerbieten, das Bild herbeizuholen, ab. Die Umgebung des Kaisers flüsterte sich zu, daß Napoleon sehr unruhig geschlafen und wahrscheinlich durch jene Erscheinung eine Störung erfahren habe."

„Der Graf Münster, welcher diese Mittheilung gemacht, hat auch erzählt, daß er wenige Stunden vor der Ankunft Napoleons bei einem Umgange durch die eingerichteten Zimmer, um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung sei, sehr unangenehm durch die Erscheinung einer Dame in der Palmengallerie überrascht worden sei. Als er den Haushofmeister an das ergangene Verbot erinnert, und nochmals nach der Dame geblickt, habe er in ihr die weiße Frau erkannt, welche dann einen Augenblick später wieder verschwunden sei."

Ueber die Franzosen, welche in Bayreuth von der weißen Frau so unliebsam heimgesucht und so unsanft berührt worden, geht der Verfasser leichten Fußes hinweg: sie scheinen für ihn gar kein Gewicht zu haben. Aber der Graf Münster war doch nach seinem Urtheil (S. 16) „ein ebenso wissenschaftlich gebildeter, als in allen übrigen Beziehungen aufgeklärter Mann." Seine Versicherung, die weiße Frau mehrere Male gesehen zu haben, (vergl. S. 16 und 17) scheint den Verfasser in einige Verlegenheit zu setzen; aber er versteht es, sich mit einigen Worten herauszuziehen: er setzt nur hinzu: „Es muß hierbei bemerkt werden, daß Graf Münster kurzsichtig, eine Täuschung mithin leicht erklärlich war." Unsere Leser werden ohne Zweifel zu erfahren wünschen, ob Napoleon, ob die mit ihrem Bett umgeworfene Excellenz und die übrigen Interessenten auch kurzsichtig gewesen; darüber erhalten sie jedoch keinen Bescheid. Wir erfahren nur, daß die weiße Frau seit dem Jahre 1822 nie wieder in dem Schlosse von Bayreuth erschienen sei. Dabei wird erwähnt,

daß in demselben Jahre der Castellan des Schlosses verstorben sei, und zwischen den Zeilen glaubt man nicht undeutlich die Absicht zu lesen, diesem „gut preußisch gesinnten" Franzosenfeinde den ganzen Spuk aufzubürden. Von der andern Seite begreift man nicht, wie ein solcher Gedanke im Verfasser aufkommen konnte. Er wußte doch wohl recht gut, daß die damaligen Franzosen nicht die von Roßbach waren, und so ungern auch der gut preußisch gesinnte Castellan jene Gäste sehen mochte, so wird es doch niemanden einfallen zu glauben, daß er es unternommen haben sollte, Napoleon und seine Generäle zu äffen. Doch lesen wir bald darauf noch eine kurze Erzählung, nach welcher die weiße Frau durch eine Somnambüle, die sich zuerst in Ansbach, dann in Erlangen aufgehalten, und deren Charakter vortheilhaft geschildert wird, erlöst worden sei. Hier möchte man billig fragen: Was will diese Somnambüle unter den Aufgeklärten? Will man sie etwa dem Spotte Preis geben? — Uebrigens scheinen uns die Angaben über die Erklärungen der Somnambüle nicht so genau, als es für unsere Leser zu wünschen wäre, weshalb wir hier nicht weiter auf diese Erzählung eingehen wollen.

S. 19 erwähnt der Verfasser in Kürze das Erscheinen der weißen Frau im April 1850 und fügt dann hinzu: „Wiewohl von den Einzelnheiten aus den darüber aufgenommenen Verhandlungen nicht unterrichtet, kann doch versichert werden, daß jene April-Erscheinung größere Furcht empfunden und geäußert, als verursacht habe, denn es ist festgestellt, daß dieselbe in Folge der drohenden Haltung des Postens mit lautem Angstrufe und fliegenden Haaren (?) eilends das Feld räumte und die Treppe hinabstolperte, so daß die auf der offenen Gallerie, nach dem Schloßhofe zu, stehende Schildwache das Geschrei und Geräusch des Laufens deutlich vernommen hat." Der Verfasser bekennt, daß er von dem aufgenommenen Protokoll keine Kenntniß habe, nennt uns aber seine Quellen nicht; denn was er uns hier versichern zu können glaubt, ist ihm selbst allem Anschein nach von andern

Personen versichert worden, deren Ansichten, deren Unpartheilichkeit u. s. w. uns völlig unbekannt sind. So lange uns nicht vollwichtige Zeugnisse über das, was der Verfasser für festgestellt zu halten scheint, zu Theil werden, wird es uns, als lückenhaft und unvollständig, vielfachen Zweifeln zu unterliegen scheinen. Der Verfasser wird sehr wohl das Mittel kennen, durch welches Jedermann leicht zu beruhigen wäre; aber dieses Mittel ist unseres Wissens noch nie angewandt worden, und trotz aller etwaigen Versicherungen vom Gegentheil, ist man bei diesem Geheimhalten immer noch versucht zu glauben, daß das Erscheinen der weißen Frau diejenigen Personen, welche zunächst dabei betheiliget sind, eher in ängstliche Besorgniß, als in heitere Laune versetzt. Wer bürgt uns dafür, daß jenes angeblich festgestellte nicht ein bloßes Mährchen sei, das man erst hinterher ersonnen, um die Wirkung, welche die Nachricht vom Erscheinen der weißen Frau auf das Publikum gemacht hat, (oder vielmehr auf die νηπίους des Motto's, zu denen der Verfasser, wenn diese Zeilen ihm je zu Gesicht kommen sollten, uns ganz natürlich auch rechnen wird) zu vernichten? — Verzichten wir also auch unter diesen Umständen auf die Gräfin von Orlamünde und die Bertha von Rosenberg, so behalten wir vor der Hand doch noch die weiße Frau schlechtweg.

Auch in Stuttgart hing das Sehen der weißen Frau im dasigen Schlosse erst kürzlich wieder mit dem Todesfalle eines Gliedes dieser Familie zusammen.

Nachschrift. Die verstorbene Königin Caroline von Bayern sagte ein Jahr vor ihrem Tode zu mir: „ich könnte „Ihnen Vieles erzählen, besonders was sich, als wir uns „noch im Schlosse zu Bayreuth aufhielten ereignete und „was aller Untersuchungen unerachtet sich nicht auf natürlichem Wege erklären ließ,“ — aber man lacht einen so aus. „Nun, Sie haben das Auslachen nicht gefürchtet.“

J. K.

Ein Vorfall, bei dem man geneigt ist, sich an die Vampire zu erinnern, von denen besonders im Jahr 1732 in Deutschland so viel geschrieben und gesprochen wurde.

(Breslauer Zeitung. Nr. 52. 21. Febr. 1851. pag. 220.)

Das Oberlausitzer Journal schreibt aus Schirgiswalde vom 11. Februar: Ein hier gewiß noch nicht da gewesener Vorfall bildet das Tagesgespräch im ganzen Orte. Die Ehefrau des Revierförsters Maucke in Schirgiswalde verstarb vor ungefähr 12 Jahren und wurde auf dem dasigen Kirchhofe beerdiget. Als nun vor einigen Tagen die Ruhestätte benannter Frau zu einem neuen Grabe benutzt werden sollte, bemerkte der Todtengräber zum größten Erstaunen, daß die Leiche der Försterin noch ganz unversehrt war, als sei sie erst am vorhergehenden Tage der Erde übergeben worden. Das Holz des Sarges und die Bekleidung der Leiche waren aber wie gewöhnlich vermodert und verwest. Der Todtengräber läßt unter diesen Umständen alles liegen, geht zum dortigen Geistlichen und bringt dieß zur Anzeige. Der Geistliche verfügt sich sogleich an Ort und Stelle, und mit Hülfe einiger, welche dieser Vorfall herbeigezogen, wurde die noch frische Leiche aus dem Grabe genommen und in das Leichenhaus getragen, wo sie noch einige Tage aufbewahrt blieb. Hierauf wollte man sie nochmals öffentlich begraben; sie mußte jedoch wegen der von Seiten der *Geistlichkeit erhobenen* Schwierigkeiten in der Stille *beigesetzt werden.*

Der Burgermeister von Benisch.

Das Städtchen Benisch (auch Bennisch, Bendschin genannt) liegt im schlesischen Fürstenthum Jägerndorf, österreichischen Antheils und ist früher durch folgende Gespenstergeschichte berüchtiget gewesen.

Im Jahre 1592 den 6. Februar wurde der Burgermeister Johann Kunze durch einen Hufschlag seines Pferdes auf den Unterleib so gefährlich verwundet, daß er nach einigen Stunden verschied. Er empfand zwar auf seinem Sterbebett große Beängstigung über seine Sünden, allein man glaubte sein Ende nicht so nahe und rief daher den Pfarrer nicht zeitig genug herbei, um den Kranken zu beruhigen. Als es endlich geschah, war Kunze bereits verschieden, ehe der Geistliche eintrat. Indessen zeigten sich sogleich nach seinem Abscheiden schon wunderliche und bedenkliche Zeichen. Ein großer schwarzer Kater öffnete mit der Pfote das zugewirbelte Fenster, sprang mit feurigen Augen und wüthender Geberde der Leiche auf das Gesicht und verschwand. Zugleich entstand ein heftiger Sturm mit gewaltigem Schneegestöber und hielt so lange an, bis der Burgermeister standesmäßig beim Altare in der Kirche beigesetzt war, worauf sich das Wetter sogleich aufklärte. Der Verstorbene hatte bei Leibes Leben Niemand gekränkt, auch der Pfarrer des Ortes hatte an ihm nichts tadelnswerthes gefunden, als daß er zuweilen im Rathsstuhle unter seiner Predigt eingeschlafen war. Jedoch besaß Kunze ein beträchtliches Vermögen, und man wußte nicht, wie er dazu gelangt war. Desto ärger lärmte er nach seinem Tode. Kaum war sein Leichnam unter der Erde, so verbreitete sich das Gerücht, Kunze komme wieder. Die Nachtwächter bezeugten, man höre alle Nächte in des Burgermeisters Hause ein

schreckliches Poltern, Fallen und Werfen; jeden Morgen stehe die Hausthür offen, wenn sie auch Abends verschlossen und verriegelt gewesen sei; die Pferde im Stalle trampelten und schlügen fürchterlich und die Hunde in der Stadt erhöben ein erbärmliches Geheul. Eine Magd sagte aus, sie wäre des Nachts dadurch geweckt worden, daß Jemand um das Haus geritten, und gewaltig angeschlagen habe; dabei sei ein heller Glanz durch die Fenster geschimmert und sie vor Angst unter die Bettdecke gekrochen. Da man beim Aufstehen nachsah, zeigten sich im frischgefallenen Schnee Fußstapfen, die aber weder Menschen- noch Thierfüßen ähnlich waren.

Auf dieses Gerücht nahm jedoch der Magistrat zur Ehre seines ehemaligen Vorsitzers und Collegen keine Rücksicht. Am 24. Februar erzählte der kranke Stadtschreiber dem Pfarrer, der ihn besuchte, daß ihm Kunze in der verflossenen Nacht um 11 Uhr erschienen sei und ihn also angeredet habe: „Fürchtet euch nicht vor mir, lieber Gevatter, ich werde euch nichts böses thun, sondern komme nur, mit euch etwas abzureden. Ich habe einen jüngsten Sohn Jakob hinterlassen, den ihr aus der Taufe gehoben. Nun hat mein ältester Sohn Stephan eine Kiste von mir bei sich mit 500 Gulden. Das zeige ich euch hiermit an, damit mein jüngster Sohn nicht um sein Antheil betrogen werden mag. Ich trage euch auf, für denselben treulich zu sorgen: unterlasset ihr solches, so möget ihr sehen, was euch begegnen wird." Nach dieser Anrede sei das Gespenst verschwunden und habe erst im obern Stock, dann aber im Stalle mit den Kühen einen großen Lärm angefangen, jedoch seien am Morgen die Kühe in ruhiger Ordnung an die Krippe angebunden gefunden worden.

Am schlimmsten ging es aber zu in des Burgermeisters eigener Wohnung. Hier wurde der Spuk immer ärger, und alle Nächte wurden die armen Pferde, deren Kunze fünf hinterlassen hatte, gepeiniget, besonders aber das, welches ihn geschlagen. Letzteres schwitzte kalt und zitterte so sehr, daß es der Freiknecht abkehlen mußte. Sogar seiner Wittwe

machte der Geist Besuche, warf einmal die neben ihr liegende Magd aus dem Bette und legte sich statt ihrer hinein. Aus den Milchtöpfen schlürfte er die Milch, reinigte jedoch zum Dank die Gefäße. Man würde das Alles noch hingenommen haben, wenn dieses scheußliche Gespenst nicht anderwärts in der Stadt ebenfalls unsäglichen Unfug getrieben hätte. Kein Haus blieb verschont und kein Mensch ungehudelt. Am Altartuche in der Kirche, am Taufsteine, ja auch auf seinem eigenen Leichensteine machte der Unhold Blutflecken und andere sonderbare Kleckse. Mit einem Juden im Wirthshause trieb er lächerliche Possen, einem Fuhrmanne im Stalle spie er Feuer auf die Füße, weckte einen Kirchenschläfer gräßlich und verfolgte und mißhandelte vor allen den Pfarrer und dessen Gesinde. Bald mußte dieser Mann in seiner Wohnung einen eckelhaften Gestank riechen, bald einen erstickenden Dampf einathmen, wovon ihm das Gesicht aufschwoll. Die Hunde wurden zur Erde geworfen, den Kühen die Schwänze zusammengedreht und die Ziegen mit gebundenen Beinen in die Krippe gelegt. Milch und Geflügel schienen dem Gespenst vorzugsweise zu behagen, denn es saugte die Euter aus und fraß junge Hühner.

Bendschin gerieth durch solches Unwesen in bösen Ruf. Kein Fremder wollte mehr darin übernachten und die Einwohner befürchteten nicht ohne Grund den Verfall ihrer Nahrung. Deßhalb wollte nun die Bürgerschaft zur Eröffnung und Besichtigung der seit Kunzens Tode begrabenen Leichen schreiten, um vielleicht an irgend einer verdächtige Spuren zu entdecken, welche bewiesen, daß sie mit dem Teufel im Bunde gestanden oder in einer Sünde dahingefahren sei. Umsonst widersetzte sich der Pfarrer diesem Vorhaben, umsonst verweigerte er die Kirchenschlüssel und suchte seine Gemeinde durch alle ihm zu Gebot stehenden Gründe auf andere Gedanken zu bringen. Er predigte tauben Ohren: Die Bendschiner kehrten sich nicht an seine Vorstellungen, weil sie ein für allemal mit dem Gespenst ins Reine kommen wollten.

Am 20. Juli also mußte der gute Pfarrer die Kirche aufschließen lassen. Der Grabstein wurde abgewälzt, der Körper herausgenommen und zu mehrerer Gewißheit mit andern ungefähr gleichzeitigen Leichnamen verglichen. Da fand sich denn die Grundursache aller bisheriger Abenteuer. Die anderen Leichen waren theils ganz verweset, theils standen sie in offenbarer Fäulniß. Der Leichnam des Kunze aber lag frisch und unversehrt im Sarge mit biegsamen Gelenken und bewegbaren Gliedern. Man gab ihm einen Stock in die rechte Hand und er hielt ihn fest, schlug die Augen auf und drehte das Gesicht hin und her. Nach einem Messerschnitt in die Wade floß frisches rothes Blut; auch war die Nase nicht im mindesten eingeschrumpft. Noch mehr. Er, im Leben ein kleines hageres Männchen, hatte seit dem 8. Februar so an Körperdicke zugenommen, daß die aufgedunsene Leiche kaum im Sarge Platz hatte.

Dieß war für die Bendschiner Beweises genug. Jetzt war nur noch die Frage, was mit dem verruchten Bürgermeister anzufangen sei. Auf die Anfrage bei der höheren Behörde erfolgte zwar der Bescheid, man solle sich in der Sache nicht übereilen, sondern vorher weiteren Rath und Kundschaft einziehen. Allein die Bendschiner waren über die Störung der öffentlichen Ruhe zu erbittert und der nächtlichen Teufeleien zu überdrüssig, um die Bestrafung des Kunze, dessen Schuld nach ihrer Ueberzeugung erwiesen war, noch länger aufzuschieben. Sie verdammten ihn einstimmig zum Feuer. Da er aber unwürdig war, zur Kirchthüre hinausgetragen zu werden, so brach man beim Altar ein Loch in die Mauer und zog die Leiche mit Stricken hinaus. Da gab es ein schweres Stück Arbeit. Des Körpers Last war so beträchtlich, daß die Stränge zerrissen und als man ihn endlich herausgehaspelt und auf den Schinderkarren gelegt hatte, wurde des Verstorbenen Leibpferd vorgespannt und konnte nur durch unabläßige Prügel angetrieben, seinen Herrn nach der Richtstätte ziehen.

Hier stand aus 216 großen Holzstücken mit Stroh und Reisig vermischt ein Scheiterhaufen aufgeschichtet. Doch so groß auch die Glut war, verzehrte sie doch nur den Kopf und die Glieder. Der Rumpf blieb ganz und mußte erst von den Henkern zerstückelt werden, wobei eine entsetzliche Menge Blut herausspritzte, bis ihn die Flamme verzehrte und in Asche verwandelte. Man streute diese in einen benachbarten Fluß und von nun an hatten alle Spukereien ein Ende.

Das Städchen Benisch mag sich durch diese Geschichte mit seinem Bürgermeister so berühmt gemacht haben wie das Städtchen Beutelsbach mit der Geschichte seines Hummels. Als nämlich in diesem Orte im Jahre 1795 die Viehseuche unter den dortigen Kühen und Ochsen einriß, entschloß sich die dasige Bürgerschaft, als das ihr angegebene weise geglaubte einzige Rettungsmittel gegen diese Seuche, den Gemeindefarren lebendig begraben zu lassen, welches auch in feierlicher Procession unter Begleitung der Bürgerschaft wirklich geschah.

Der Schlangenzauber.

(Magazin für die Litteratur des Auslandes. Berlin. 1849. Nro. 53. pag. 212. Aus dem Artikel: Australien. Die Schlangengeschlechte in Australien).

In Windsor, einer Stadt in der australischen Grafschaft Cumberland, hat man einen Eingebornen den Biß einer Schlange durch Aussaugen heilen sehen. Der Verwundete arbeitete allein auf dem Lande, als er von dem Unfall be-

betroffen wurde; er wollte nach der unweit gelegenen Stadt zurückkehren, aber seine Kräfte verließen ihn; er fiel nieder, und wurde auf der Landstraße gefunden, als er eben umsonst versuchte, sich an einen nahen Sumpf zu schleppen, um seinen Durst zu löschen. Man trug ihn nach der Stadt und ließ einen Schwarzen rufen, der wegen seiner Kunst, Schlangenbisse zu heilen, bekannt war. Dieser warf sich Anfangs in die Brust, nahm eine wichtige Miene an, um seine Kunst geltend zu machen und forderte dann Salz, mit welchem er sich den Mund füllte. Hierauf saugte er lange Zeit an der Wunde, indem er dem Kranken heftige Schmerzen verursachte. Endlich gab er ein Zeichen, daß man ihn allein lassen solle und eilte auf die Hecke zu, in der der Patient den Biß erhalten hatte. Man folgte ihm ungeachtet seines Verbots und sah ihn hier mit Heftigkeit ausspeien und sich den Zuckungen eines Wahnsinnigen hingeben. Nach einer Viertelstunde kam er eiligst zurück, mit der Bemerkung, daß er noch nicht fertig sei. Er begann jetzt aufs neue mit aller Kraft zu saugen und rannte dann wieder fort. Eine halbe Stunde später trat er endlich langsamen Schrittes ein und erklärte, daß er für die Genesung des Kranken einstehe, die in der That bald darauf erfolgte.

Miß B., eine Dame, die eine Villa in der Nähe von Sidney in Australien bewohnt, war Zeugin der seltsamen Zauberkraft, welche man den Schlangen zuschreibt und die sie in der That besitzen. Sie ging mit einer Freundin, der Mrs. A., in einem Felde spazieren, welches mit niedrigem Buschwerk überwachsen war, das sie nöthigte, sich öfters zu trennen. Als Miß B. sich allein sah, kehrte sie um, ihre Begleiterin zu suchen, welche zu ihrem Erstaunen regungslos dastand. Sie ruft ihr zu. Keine Antwort. Sie nähert sich, ernstlich wegen ihrer Freundin besorgt, welche die eine Hand auf einen Strauch gestützt, die andere vorhält, als ob sie etwas abwehren wollte. Ihr Körper ist starr und ein wenig zurückgebeugt, während der Kopf sich nach vorn neigt; die Lippen

sind geöffnet, die Augen stieren, der Athem scheint aus der Brust entflohen. Miß B. ruft sie noch einmal vergebens; sie folgt der Richtung ihrer Augen, ohne in dem dichten Strauchwerk etwas zu bemerken. Sie nähert sich noch mehr und auch sie wird jetzt von Schrecken ergriffen. Nur einige Ellen entfernt erblickt sie eine ungeheure Schlange, welche zusammengerollt und den Kopf in die Höhe gerichtet, im Begriff scheint, auf ihre Beute loszufahren; die Augen glänzen von einem höllischen Feuer, zwischen den geöffneten Zähnen streckt sie ihre zackige Zunge hervor, die in der Abendsonne widerstrahlt. Wie durch eine unwiderstehliche Gewalt getrieben, thut Mrs A. einen Schritt vorwärts. Diese unwillkührliche Bewegung rettet sie. Miß B. erwachte aus ihrer augenblicklichen Betäubung und ergriff ihre Freundin beim Arm, indem sie ein durchdringendes Geschrei ausstieß, welches das Ungethüm in die Flucht jagte. Als Mrs. A. zu sich kam, fiel sie erschöpft nieder; glücklicherweise war ihre Wohnung nicht fern und man konnte ihr bald zu Hülfe kommen.

Die Haifischzauberer in Ceylon.

(Das Ausland. Nro. 116. 15. Mai 1850. (Cotta.) pag. 463. Als Quelle ist genannt: Ceylon and the Cingalese. By H. C. Sirr.)

Zauber und Amulete spielen unter den Cingalesen eine wichtige Rolle und interessant ist namentlich der Glaube an die Haifischzauberer, der bei den Perlfischern von Ceylon vorherrscht. Kein Geldanerbieten, wie groß es auch sei, keine Lockung, wie stark sie auch sein mag, kann die Taucher bewegen, sich ins Meer hinabzulassen, wenn nicht zwei Haifischzauberer anwesend sind, welche, wie man glaubt, durch

ihren Zauber und ihren gewaltigen Spruch die Ungeheuer der Tiefe abhalten, Unheil anzurichten. Einer dieser Zauberer tritt in das Lootsenboot und bleibt am Steuer stehen, indem er, so wie ein jeder Mann sich hinabläßt, um den Gefahren der gewaltigen Tiefe zu trotzen, eine bestimmte Zauberformel murmelt. Der andre Haifischzauberer bleibt am Ufer, wo er sich nackt in ein Zimmer einschließt, bis das Boot mit den Tauchern zurückgekehrt ist. Ein großer eherner mit Wasser gefüllter Napf wird darin aufgestellt, worein zwei silberne Fische gesetzt werden und man behauptet, im Augenblicke, wo ein Hai in der Nähe der Taucher erscheine, beunruhigten diese Fische das Wasser und wenn ein Unfall eintrete, beiße ein Fisch den andern; wenn der Zauberer solche Anzeichen bemerke, binde er sogleich den Hai durch einen mächtigen Zauberspruch und zwinge so das Thier, von den Tauchern abzulassen. Diese Haifischzauberer halten während der Fischerei eine reiche Erndte, da die Eingebornen glauben, wenn sie solche nicht freigebig belohnten, so würden sie durch ihre mächtigen Zauberformeln die Haifische antreiben, Unheil anzurichten, statt ruhig zu bleiben, bis die Perlfischerei vorüber ist. Seltsam bleibt es indeß, daß die Taucher zwar häufig Haifische sehen, daß aber Unfälle selten vorkommen und zahlreiche Fischereien ohne auch nur einen einzigen Unfall abliefen.

Schicksal eines Sargdiebes.

Aus dem Böblinger Oberamt. Im verflossenen Monat Mai wurde einem Schreiner in S. in der Nacht vor einem Begräbniß der zu demselben bestimmte Sarg entwendet. Einige Tage nachher wurde der Thäter entdeckt, und der Sarg dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückgegeben, welcher ihn nun für

einen späteren Fall aufbewahrte. Dieser Fall trat auf eine höchst merkwürdige Weise ein. Am 10. September d. J. wollte derjenige, welcher den Sarg entwendet hatte, eine Doppelflinte laden, durch Unvorsichtigkeit geht der eine schon geladene Lauf los, die ganze Ladung in die linke Brust des Unglücklichen, welcher sofort starb, und in dem von ihm vor einigen Monaten entwendeten Sarg begraben wurde, da seither Niemand im Ort gestorben war.

Eine andere Geschichte von einem Sarge.

Stuttgart 17. März. In Untertürkheim wird ein Todesfall erzählt, der gerechtes Aufsehen zu erregen geeignet ist und auch den Gottlosesten belehren könnte, daß der Mensch sich nicht vermessen sollte, mit seinem und Anderer Leben frevelhaft auch nur in Reden umzugehen. Ein Schreiner dort, der mit seiner Frau nicht zum Besten lebte, stieß die ruchlose Rede aus, er wolle einen Sarg für seine Frau anfertigen, denn er schlage sie doch noch todt. Letzteres mag ihm zwar nicht Ernst gewesen sein, aber den Sarg machte er doch. Nachdem der Sarg vier Tage fertig war, und er Abends etwas über Durst getrunken hatte, traf ihn beim Nachhausekommen der Schlag und nun ist er selbst Derjenige, dem sein Werk zur Ruhestätte dient.

(N. Tgbl.)

Dankbarkeit eines Fisches.

Ein Feuilletonist der in Paris erscheinenden medicinischen Zeitschrift „Gazette des Hopitaux“ erzählt eine merkwürdige, freilich fast unglaubliche Anekdote von dankbarem Gedächtniß eines Fisches für seinen Arzt, welches er den Patienten menschlicher Race als nachahmenswerthes Beispiel aufzustellen empfiehlt.

Ein Dr. Warwik kam auf einem Spaziergang durch den Park von Durham, Landsitz des Grafen von Stamford, an einen Teich, worin die Fische für die Tafel des edeln Lords aufbewahrt wurden. Er bemerkte dort wie ein etwa sechspfündiger Hecht, durch sein Erscheinen erschreckt, mit solcher Eile davonschoß, daß er den Kopf heftig an einen Haken anstieß, der an einen Stein befestigt war, und sich die Hirnschale zerbrach.

Das Thier schien einen unbeschreiblichen Schmerz zu empfinden. Es schoß auf den Grund des Teiches hinab, barg seinen Kopf im Schlamm, und kehrte wieder mit einer Schnelligkeit nach oben zurück, die es häufig ganz aus dem Gesichte verlieren ließ. Nach mehrmaligem Untertauchen schnellte es endlich aus dem Teich auf das Ufer. Der Doktor näherte sich ihm und sah, daß das Hirn aus einem Sprung in der Hirnschale etwas herausgetreten war; mit Hülfe eines silbernen Zahnstochers drückte er es sanft in seine natürliche Lage zurück und entfernte die eingestoßenen Theile der Hirnschale. Der Fisch blieb einen Augenblick unbeweglich und wurde dann wieder ins Wasser geworfen. Er schien sehr erleichtert, bald aber fing er wieder zu tauchen an, und schwang sich von neuem ans Land. Der Doktor that abermals sein Möglichstes, ihm Linderung zu verschaffen und setzte ihn wieder in das Wasser. Der Hecht fuhr fort hin und wieder aus dem Teiche heraus zu schnellen, bis endlich der Doktor mit Hülfe

des Gärtners ihm eine Art Bäustchen oder Kopfsäckchen machte, worauf er ihn seinem Schicksal überließ. Als am folgenden Morgen der Arzt sich wieder dem Teiche näherte, kam der Fisch hart ans Ufer heran und legte seinen Kopf auf dessen Fußspitze, der erstaunte Doktor untersuchte die Hirnschale des Hechts, fand ihn auf dem Wege der Besserung und setzte seinen Spaziergang um den Teich fort.

Der Hecht folgte ihm unabläßig im Wasser nach; da er jedoch an der verletzten Seite des Kopfes auch das Auge eingebüßt hatte, so schien er stets beunruhigt, wenn sich sein Wohlthäter zufällig einmal auf seiner blinden Seite befand und er ihn nicht sogleich sehen konnte.

Der Arzt führte später einige junge Freunde an den Teich und zeigte ihnen seinen Patienten, den er bald so weit gezähmt hatte, daß er ihm aus der Hand fraß und jederzeit auf den Ton eines Pfeifchens zu ihm heranschwamm. Gegen andere Leute blieb der Fisch so scheu wie sonst.

Dr. Eugenius Toralba,

der spanische Faust.

(Nach Inquisitionsakten des 16. Jahrhunderts.)

Der Verfasser der Geschichte vom ehrenfesten Ritter Don Quixote, da er von der Luftreise spricht, welche dieser Held unternimmt, um den Zauber zu lösen, der die Damen in dem Schlosse des Herzogs mit Bärten versah, erzählt, wie der unerschrockene Ritter, mit seinem getreuen Sancho hinter ihm, mit verbundenen Augen durch die Lüfte dahin gallopirt. Den Knappen wandelt die Lust an, die Binde zu lüften und nachzusehen, ob sie wohl schon in den Regionen des Feuers

wären. Da spricht der edle Don Quixote zu ihm: „Hüte „dich wohl, es zu thun, und denke an die wahrhafte Geschichte „des Doctor Toralba, den die Teufel, auf einem Rohre „reitend, die Augen verbunden, in den Lüften davon trugen, „der in zwei Stunden nach Rom kam, wo er sich auf den „Thurm von Rona herabließ, die Erstürmung der Stadt und „des Bourbonen Tod mit ansah, den folgenden Tag aber „schon wieder zu Madrid zurück war, und dort von Allem, „was er gesehen, Bericht gab. Auch er sagt, daß während „er so in der Luft dahinritt, der Teufel ihn die Augen öff- „nen hieß, und da sah er die Scheibe des Monds so nahe, „daß er sie hätte mit der Hand greifen können und er wagte „es nicht mehr, sein Auge auf die Erde unter ihm zu heften „aus Furcht vor dem Schwindel."

Jedermann hat wohl den Roman des Cervantes gelesen; schwerlich hat aber Jemand bei obiger Stelle vermuthet, daß dieser Doktor Toralba wirklich im 16. Jahrhundert gelebt, als der größte Zauberer seiner Zeit in hohen Ehren gestanden und die Umstände seiner Luftreise vor dem Tribunal der spanischen Inquisition als wahre Thatsachen bei seiner zu den Akten gegebenen Lebensbeschreibung selbst erzählt hat. Diese letztere enthält in Kürze folgendes:

Eugenius Toralba war in der Stadt Cuenza in Spanien geboren. Mit fünfzehn Jahren reiste er nach Rom und trat dort als Edelknabe in die Dienste des Cardinals Don Francesco Soderini, Bischofs von Volterra. Er studirte Philosophie und Medicin, zugleich mit dem Arzt Dr. Cipion und den Magistern Mariana, Avanselo und Maguera. Diese gelehrten Männer unterhielten sich oft in seiner Gegenwart von der Unsterblichkeit der Seele, und bestritten diese mit so mächtigen Gründen, daß Eugenius, wenn gleich lange von den religiösen Grundsätzen seiner Jugend gehalten, doch zuletzt in den Pyrrhonism verfiel und an Allem zu zweifeln anfing. Im Jahr 1511 war er schon Doctor der Medicin und schloß in dieser Zeit einen engen Freundschaftsbund mit

dem Magister Alfonso von Rom, welcher den Glauben Moses mit jenem Mahomets vertauscht, dann diesen verlassen hatte, um zu dem christlichen überzutreten, und zuletzt damit endete, daß er die natürliche Religion jeder andern vorzog. Dieser Alfonso belehrte ihn, wie Christus nichts anders als ein bloßer Mensch gewesen und er unterstützte diese Ansicht mit vielerlei Gründen, welche mehrere der auf dessen Göttlichkeit gegründete Glaubensartikel umstießen. Obschon Toralba's von seinen Vätern ererbter Glaube dieser Lehre nicht ganz unterlag, so verfiel er doch immer mehr in Zweifel und wußte nicht mehr, auf welcher Seite er die Wahrheit suchen sollte.

Unter den vielen Freunden, die er zu Rom sich erwarb, befand sich auch ein gewisser Dominicanermönch, Bruder Peter genannt. Dieser vertraute ihm einst, wie er einen Schutzgeist von der Klasse der guten Engel in seinen Diensten habe, mit Namen Zechiel, der das Zukünftige vorhersehe wie keiner der übrigen Geister, dabei ein solcher Sonderling sei, daß er, statt die Menschen, denen er seine Kenntnisse mittheile, zu einem Pakt mit ihm zu zwingen, vielmehr dieses Mittel verabscheue, indem er stets frei und ungebunden bleiben, und aus bloßer Freundschaft denjenigen dienen wolle, welche ihm vertrauen; ja er erlaubte sogar, die Geheimnisse Andern mitzutheilen, wobei er jedoch jede Nöthigung in der Absicht, ihm Antworten oder Nachrichten abzudringen, streng untersage. Bruder Peter fragte hierauf den Eugenius, ob er wohl gerne Zechiel zu seinem Freund und Diener haben möchte, indem er ihm bei ihrer gegenseitigen Freundschaft diesen großen Vortheil vielleicht verschaffen könnte. Niemand war begieriger als Toralba, die Bekanntschaft des Engels zu machen.

Nicht lange, so erschien Zechiel als ein blonder Jüngling mit fleischfarbnem Kleide und schwarzem Oberrock; er sprach zu Eugenius: „Ich werde dein sein, so lange „du lebst, und dich begleiten, wo du immer dich „hinzuwenden genöthigt sein wirst.“ Von dort an

erschien Zechiel dem Eugenius zu den Zeiten des Mondwechsels, und so oft er von einem Ort an den andern zu reisen hatte, bald unter der Gestalt eines Reisenden, bald als Einsiedler. Nie sprach Zechiel gegen die christliche Religion, nie lehrte er Böses, oder rieth zu Verbrechen; im Gegentheil, er warf oft dem Eugenius seine Fehler vor, und wohnte mit ihm in der Kirche dem heiligen Meßopfer bei. Darum hielt dieser ihn auch für einen guten Engel. Er sprach immer Latein oder Italienisch, selbst während er mit ihm in Spanien, Frankreich und der Türkei war.

Toralba kam im Jahr 1502 nach Spanien, verließ es jedoch wieder, bereiste ganz Italien und ließ sich endlich unter dem Schutze seines Gönners, des Cardinals von Volterra, in Rom nieder. Hier erwarb er sich als Arzt den größten Ruf und mächtige Gönner im Collegium der Cardinäle. Nachdem er verschiedene Bücher über die Chiromantie gelesen, befiel ihn die Lust, diese Kunst nach Grundsätzen zu studiren, und er hatte es in Kurzem so weit gebracht, daß er mehreren Personen, welche ihn über ihr künftiges Schicksal zu befragen kamen, aus den Linien und Zeichen der Hand befriedigende Auskunft geben konnte. Zugleich entdeckte ihm Zechiel die verborgen heilende Kraft mancher Pflanze, und er that damit Wunderkuren, welche ihm großes Geld eintrugen. Doch empfing er hierwegen derbe Vorwürfe von dem Zechiel, welcher ihm bedeutete, daß, da diese Heilmittel ihn weder Arbeit noch Mühe gekostet, er sie auch unentgeldlich hätte austheilen sollen.

Manchmal wieder fehlte es dem Eugenius an Geld, und als ihn einst Zechiel hierüber betrübt fand, sagte er zu ihm: „Warum machst du dir Sorge darüber, daß du ohne Geld bist?“ Denselben Tag fand er sechs Dukaten auf seinem Tische, und so mehrmalen in der Folge. Dieß brachte ihn auf die Vermuthung, das Geld komme von Zechiel, obschon dieser es hartnäckig läugnete, so sehr er auch deßhalb in ihn drang.

Die meisten Vorhersagungen Zechiels betrafen die politischen Angelegenheiten. So hinterbrachte er ihm, als Toralba im Jahr 1510 wieder nach Spanien zurückgekommen war, und an dem Hofe König Ferdinand des Katholischen sich aufhielt, daß der König in Kurzem eine unangenehme Nachricht empfangen würde. Toralba eilte, dies dem Erzbischof von Toledo, Ximenes de Cisneros (der in der Folge Großinquisitor wurde) mitzutheilen, und den nämlichen Tag noch brachte ein Eilbote Briefe aus Afrika mit der Nachricht von dem unglücklichen Ausgang des Feldzugs gegen die Mauren und von dem Tode des spanischen Heerführers Don Garcia de Toledo, Sohn des Herzogs von Alba.

Anmerkung. Hier ist ein Irrthum in den Thatsachen. Ferdinand starb 1516 und der unglückliche Feldzug in Algier hatte unter Carl V. i. J. 1541 Statt.

Der Erzbischof Ximenes de Cisneros hatte erfahren, daß der Cardinal von Volterra den Engel Zechiel gesehen, und auch er drang jetzt in den Eugenius, ihm die Bekanntschaft dieses Geistes zu verschaffen, dessen Natur und Eigenschaften er zu kennen äußerst begierig war. Eugenius, um dem Erzbischof gefällig zu sein, bat seinen Schutzgeist, unter einer ihm beliebigen menschlichen Gestalt sich zu zeigen; allein Zechiel fand dies nicht für gerathen, trug jedoch, um den widrigen Eindruck seiner Weigerung zu mildern, dem Eugenius auf, dem Erzbischof zu sagen, daß er sich noch als König sehen werde, welches wenigstens der Sache nach eintraf, weil er Generalstatthalter von ganz Spanien und Indien wurde.

Ein ander Mal, als er sich noch zu Rom befand, sagte ihm Zechiel, daß Peter Margano, wenn er einen Fuß zur Stadt hinaus setze, das Leben verlieren müsse und da er nicht mehr Zeit fand, ihn zu warnen, wurde Margano außer den Thoren der Stadt ermordet.

Als Eugenius im Jahr 1513 nach Rom zurückkam, und seinen besten Freund, Thomas von Bekara, nicht mehr fand, weil er sich in Venedig aufhielt, fühlte er ein sehnliches Ver-

langen, diesen wiederzusehen; Zechiel, dem dieser Wunsch kein Geheimniß blieb, führte ihn in diese Stadt und brachte ihn in so kurzer Zeit nach Rom zurück, daß die Personen, mit denen er täglich in Gesellschaft war, seine Abwesenheit gar nicht bemerkten.

Der Cardinal von Santa Cruz, Don Berhardin de Carbajal, ließ einst den Eugenius rufen und bat ihn, sich mit seinem Arzte, dem Doctor Morales, in das Haus einer Spanierin, Namens Rosales, zu verfügen, welche vorgebe, daß ein Gespenst in der Gestalt eines ermordeten Menschen ihr alle Nacht erscheine und ihre Ruhe störe; der Doctor Morales habe schon mehrere Nächte vergebens auf die Erscheinung gewartet, so daß man nicht wisse, was man von der Sache halten solle. Die beiden Aerzte gingen zusammen in das Haus. Um 1 Uhr nach Mitternacht verkündigte ein Schrei der Frau die Erscheinung: Morales sah nichts, aber Toralba erblickte sogleich die Gestalt eines ermordeten Menschen, und hinter derselben noch eine andere, die wie ein Weib aussah; er sprach mit fester Stimme zu dem Gespenst: „Was suchst du hier?" es antwortete: „einen Schatz" und verschwand sogleich. Zechiel, der über die Sache befragt wurde, bestätigte, daß wirklich unter dem Hause der Leichnam eines ermordeten Jünglings sich befinde.

Im Jahre 1519 ging Toralba nach Spanien zurück, begleitet von seinem vertrauten Freunde Don Diego de Zugniga, Bruder des Don Antonio, Großpriors von Castilien. Auf ihrer Reise trugen sich einige sonderbare Vorfälle zu. In Barzelonetta bei Turin, während sie mit dem Geheimschreiber Azebedo spazieren gingen, kam es den beiden Begleitern des Toralba vor, als ob sie neben diesem etwas hätten vorbeistreifen sehen, das sie nicht beschreiben konnten. Eugenius sagte ihnen, es sei Zechiel gewesen, der ihn hätte sprechen müssen. Zugniga wünschte hierauf sehr, diesen zu sehen, aber Zechiel wollte sich durchaus nicht zeigen, obschon Alle mit Bitten in ihn drangen. — Zu Barzelona fand Eugenius in

dem Hause des Canonicus Johann Garcia ein Buch, das von der Chiromantie handelte, und einige Noten des Buches beschrieben die Mittel, Geld im Spiele zu gewinnen. Zuguiga äußerte das Verlangen, die Kunststücke zu lernen; Eugenius zeichnete sogleich die nöthigen Charaktere und belehrte den Freund, daß er diese mit eigner Hand an einem Mittwoch, als dem dem Merkur geweihten Tage, mit dem Blute von Fledermäusen auf Pergament genau abschreiben und sie, wenn er spiele, bei sich tragen müsse.

Im Jahr 1520, als Eugenius sich zu Valladolid aufhielt, sagte er zu seinem Freunde Diego, er wolle jetzt nach Rom zurück, weil er eben eine Gelegenheit wisse, in kurzer Zeit dahin zu kommen, auf einem Stecken reitend und in den Lüften durch eine Feuerwolke geleitet. Wirklich kam er kurz darnach in Rom an, wo der Cardinal von Volterra und der Großprior vom Johanniterorden sogleich in ihn drangen, ihnen seinen Zechiel abzutreten. Eugenius machte dem Engel den Vorschlag, bat ihn sogar einzuwilligen, aber vergebens.

Im Jahre 1525 sagte ihm der Schutzgeist, er würde wohl daran thun, nach Spanien zurückzukehren, weil er dort die Stelle als Leibarzt bei der Infantin Eleonore, verwittweten Königin von Portugal und später Gemahlin Franz I., Königs von Frankreichs, erhalten würde. Unser Doctor reiste, sprach mit dem Herzog von Bejar und Don Stephan Manuel Marino, Erzbischof von Beri, und erhielt wirklich die Stelle im folgenden Jahr.

Endlich am 5. Mai desselben Jahrs kam Zechiel zu dem Doctor und sagte ihm, daß den folgenden Tag die Stadt Rom durch die Truppen des Kaisers eingenommen und besetzt werde. Eugenius, der ein großes Verlangen hatte, dieses für einen Ort, den er wie seine zweite Vaterstadt betrachtete, so wichtige Ereigniß mit anzusehn, bat seinen Zechiel, ihn nach Rom zu führen, damit er als Zuschauer dem Ding beiwohnen könne. Zechiel sagte es zu und sie gingen Abends eilf Uhr, als ob sie einen Spaziergang machen wollten, zum

Thor von Valladolid hinaus. Nicht weit von der Stadt reichte der Engel dem Eugenius einen dicken Knotenstock und sagte zu ihm: „Fasse dies an, nimm es zwischen die „Beine, schließe die Augen fest zu, und fürchte „dich nicht, es geschieht dir kein Leid.“ Es ging rasch fort durch die Luft; als Eugenius die Augen wieder öffnete, sah er das Meer so nahe, daß er den Finger darein zu tauchen Lust hatte, doch plötzlich zertheilte sich die schwarze Wolke, in die sie eingehüllt waren, und es umgab sie ein heller Schimmer, als wären sie mitten im Feuer. Der Doctor zitterte, und sah sich schon von den Flammen verzehrt; als Zechiel es bemerkte, ermunterte er ihn mit den Worten: „Fasse Muth, du dummes Thier!“ — sogleich schloß der Eugenius wieder die Augen und glaubte bald darauf zu merken, daß es gegen die Erde niederging. Zechiel hieß ihn jetzt die Augen öffnen und fragte ihn, ob er wisse, wo er sei; da schaute der Doctor überall um sich her und er war auf dem Thurm von Nona zu Rom. Die Glocke der Engelsburg schlug die fünfte Stunde der Nacht, nämlich Mitternacht, wie die Spanier zählen, sie hatten also in einer Stunde die Reise gemacht. Eugenius ging mit seinem Zechiel überall in der Stadt herum, und wohnte hernach der Eroberung der Stadt durch die Kaiserlichen bei; er trat in das Haus des Bischofs Copis, eines dort wohnenden Deutschen, er sah den Connetable von Frankreich, Carl von Bourbon sterben, er sah den Papst, wie er sich in die Engelsburg warf, und alle die schrecklichen Ereignisse dieses Tags. — In anderthalb Stunden war er wieder zu Valladolid, wo Zechiel sich von ihm trennte mit den Worten: „Von jetzt an mußt du alles glauben, was ich dir sagen werde.“ Toralba erzählte sogleich Jedermann, was er gesehen, und als bald darauf dieselben Nachrichten an den Hof gelangten, sprach man in ganz Spanien nur von dem großen Zauberer, Geisterbeschwörer und Magiker, dem Doctor Eugenius von Toralba.

Da Eugenius von Toralba selbst von seiner Zaubermacht,

von seinem vertrauten Umgang mit dem Engel Zechiel, von seinen eben erzählten Schicksalen und Begegnissen mit Erwähnung der kleinsten Umstände überall und gegen Jedermann sprach, so war er auch in allen Städten und Dörfern Spaniens und überall im Auslande bekannt, berühmt und hochgeehrt. Endlich aber wurde er der Inquisition denunzirt, und zwar, wer sollte es glauben! von eben dem Diego de Zugniga, dem vertrauten Freunde des Doctors, dem eifrigsten Verehrer des Zechiel, und dem wärmsten Vertheidiger der Ungereimtheiten, die ihm Eugenius für Thatsachen gab. Gewissensscrupel befielen ihn; auf seine Anzeige bemächtigte sich die Inquisition zu Cuenza des Doctors Toralba im Jahr 1528 und er wurde in die unterirdischen Kerker geworfen; bei acht Verhören, die mit ihm vorgenommen wurden, erzählte er sein Leben und seine Schicksale wie wir eben gehört, er gestand seinen Umgang mit Zechiel, sprach von den Wundern, die er gewirkt und gesehen, berief sich auf Zeugen, und glaubte damit die Sache abgethan, nicht vorhersehend, daß man auf seine früheren Zweifel wegen der Unsterblichkeit der Seele und der Göttlichkeit Jesu zurückkommen würde. Der hohe Rath der Inquisition decretirte am 4. Dezember desselben Jahrs die Folter gegen ihn, und befahl, ihn während derselben zu fragen, in welcher Absicht er den Geist Zechiel empfangen und bei sich behalten habe, ob er ihn nicht für einen bösen Geist halte, wie einer der abgehörten Zeugen aus seinem Munde vernommen zu haben angab, ob er nicht mit dem Geiste einen Pakt geschlossen, um ihn sich zu eigen zu machen, und worin der Vertrag bestanden, wie es bei der ersten Zusammenkunft mit dem Zechiel zugegangen, ob er damals oder in der Folge Beschwörungsformeln gebraucht, um ihn zu sehen u. s. w. Man sieht, daß die gesammte Inquisition die von Toralba erzählten Dinge als Facta ansah, und daß Alles wirklich sich zugetragen, nicht den mindesten Zweifel hegte.

Toralba erduldete die Folter mit vieler Standhaftigkeit.

Das einzige Geständniß, welches ihm der Schmerz auspreßte, war, daß er, der bis auf diesen Augenblick immer seinen Zechiel für einen guten Engel ausgegeben hatte, jetzt äußerte, wie er ihn doch wohl für einen Dämon halten müsse, weil er ihm ein solches Unglück und solche Qualen bereite. Auf die Frage, ob ihm sein Schutzgeist nicht auch vorhergesagt habe, daß er von der Inquisition werde ergriffen werden, erwiederte er, daß dieß wohl so sein möchte, denn öfter schon habe ihn Zechiel vor dem Aufenthalt zu Cuenza gewarnt und ihm gesagt, daß ihn da ein Unglück treffen werde. Im Uebrigen erklärte er hartnäckig, es sei nie ein Pakt zwischen Zechiel und ihm bestanden; Alles sei vorgegangen, wie es aus seiner Lebensbeschreibung und seinen Aussagen zu ersehen sei und er bestätigte und betheuerte alle Ungereimtheiten, die sie enthielten.

Aus Mitleid theils, und zum Theil in der Hoffnung, durch die Bekehrung eines so weltberühmten Zauberers, durch seine öffentliche Abschwörung der Ketzerei und seine Rückkehr zur Kirche großes Ansehen zu gewinnen, suspendirte die Inquisition seinen Prozeß auf ein Jahr, und man sandte ein Heer von Mönchen über ihn, die ihn bekehren und vorzüglich dazu bereden sollten, daß er dem Zechiel entsage und seinen Umgang mit ihm, den dieser treue Geist sogar im Kerker fortsetzte, abbreche; allein der Doctor erwiederte, das könne er nicht, denn der Geist sei stärker als er und er lasse sich das Erscheinen nicht wehren; Alles, was er thun könne, sei, daß er ihn nicht rufen, nicht nach ihm verlangen wolle, und dies versprach er.

Während dieser Bekehrungsversuche trat aber ein neuer Zeuge auf, der des Doctors Ableugnung der Unsterblichkeit der Seele und der Göttlichkeit Jesu wieder zur Sprache brachte, und der Prozeß wurde im Jahr 1530 fortgesetzt.

Im Laufe desselben beurkundeten die Inquisitoren ihre Einfalt noch auffallender, indem sie Toralba die Frage stellten, was wohl Zechiel von der Person und den Lehren Luthers

und Erasmus halte? Der Beklagte, die Unwissenheit seiner Richter benützend, antwortete: daß Zechiel beide für verdammt erkläre, doch mit dem Unterschiede, daß er den ersten für einen Bösewicht, Erasmus aber nur für einen klugen und sehr gewandten Menschen halte, mit welcher Auskunft die Inquisitoren sich überaus wohl zufrieden bezeigten.

Den 6. Mai 1531 wurde das Urtheil gesprochen. Toralba mußte die Ketzerei im Allgemeinen abschwören und wurde verurtheilt, das San Benito so lange zu tragen und im Gefängniß zu bleiben, bis es dem Großinquisitor gefallen würde, die Strafe aufzuheben; übrigens wurde ihm zum Heil seiner Seele und seines Gewissens aller fernere Umgang mit dem Zechiel streng untersagt. — Einige Zeit darauf begnadigte ihn der Großinquisitor, in Anbetracht seiner aufrichtigen Reue, wie er sagte, eigentlich aber auf die Verwendung des Großadmirals von Castilien, der des Eugenius Freund und Gönner war, bei dem er schon vor seinem Prozeß als Arzt in Diensten stand, und bei welchem er noch einige Jahre nach seiner Begnadigung in derselben Eigenschaft lebte.

Merkwürdiger Ursprung einer Schriftsprache in Afrika.

Von

Missionar Kölle in Sierra Leone in Westafrika.

Monrovia in Liberia 12. April 1849.

— — Durch einen Krieg mehrere Wochen lang auf der Sandbucht beim Kap Mount hingehalten, las ich die ins Englische übersetzte Missionsgeschichte des Calwer Verlags-Vereins, und fand gleich beim Anfang folgende Stelle: Unter den 150 Negersprachen, die man in Afrika vermuthet, und

von denen, etwa 70, jedoch meist nur dem Namen nach, bekannt sind, ist keine einzige zur Schriftsprache erhoben, und man findet nichts einer Schrift Aehnliches, nicht einmal Hieroglyphen oder Symbole; die arabische Schrift allein ist im Gebrauch, jedoch nur zu Zaubermitteln und Fetischen." — Ich zweifle nun nicht daran, daß sie gerne eine Mittheilung empfangen werden, welche einer Ausnahme von dieser Regel erwähnt.

Es existirt eine Negerschrift, von Negern selbst erfunden, und nicht nur in Büchern, sondern auch zu brieflichem Verkehr gebraucht. Ich schicke Ihnen einen Beweis davon, so daß Sie sich selbst überzeugen können. —

Der Kapitän eines englischen Kriegsschiffes, Hr. Forbes, kam im letzten Januar nach Sierra Leone, und erkundigte sich, ob wir Missionare schon etwas davon gehört hätten, daß eine Strecke weiter unten an der Küste eine Schriftsprache existire. Er war in der Nähe von Cap Mount, im Gebiet des Veistammes, ans Ufer gestiegen, und hatte da an einem Hause einige sonderbare Zeichen wahrgenommen, die ihn zu weiterer Nachfrage veranlaßten, und da zeigte sich's, daß die Eingebornen schreiben können. Zugleich sagte man ihm, es seien einst vier Männer aus dem Innern des Landes gekommen, und haben diese Schrift auf der Küste eingeführt. Dies insonderheit erregte unsere Neugierde, weil wir vermutheten, diese Männer seien Angehörige einer gebildeten Nation im Innern gewesen. Ich habe nun zwar gefunden, daß dem nicht so ist; aber dennoch behält die Sache ein gewisses Interesse. Wir Missionare hatten nie von einer solchen Schrift gehört und die Brüder beschlossen deßhalb, ich solle eine Reise dahin machen, und die Sache an Ort und Stelle untersuchen.

Ich kam am 1. Februer im Vei-Ländchen an, und ging, sobald der gerade daselbst herrschende Krieg es gestattete, landeinwärts, um am Sitz der Vei-Gelehrsamkeit, in dem etwa acht Stunden vom Meer entfernten Candakorn, mich

mit der Landesschrift bekannt zu machen. Vor dem Thor dieses wohlbefestigten Platzes wurde ich von den angesehensten Männern bewillkommt und in eine neue Hütte geführt, die mir während meines dortigen Aufenthalts zur Wohnung dienen sollte. Einer dieser Männer war gerade der erste Erfinder der Beischrift. Der König hatte ihm während seiner Abwesenheit im Krieg die Aufsicht über seine Weiber und über die ganze Bevölkerung der Residenz übertragen. Sein Name ist Doalu Bukarä, oder auch, seit seiner Erfindung der Schrift, Doalu Eburo (d. h. Doalu des Buchs) und seit seinem Uebertritt zum Muhamedanismus (vor etwa sechs Jahren) Doalu Momoru. Er genießt große Achtung und Zutrauen unter seinen Mitbürgern, und wie ich glaube, nicht ohne Grund. Es war mir ein Vergnügen, in seinem Umgang zu sein. Ich habe noch nie einen solchen Neger außerhalb der Kirche kennen gelernt. Er ist ein ganz außerordentlicher Mann. Statt der Eitelkeit und des vordringlichen Wesens der gewöhnlichen Neger ist er auffallend bescheiden und anspruchslos, so daß ich z. B. nur nach und nach, und auf direktes Fragen, von ihm erfuhr, daß er selbst der erste und eigentliche Erfinder ihrer Schrift ist. Er ist lernbegierig, Wahrheit suchend, ehrlich und offen. Sein Gemüth scheint beständig mit etwas Höherem beschäftigt zu sein. Wenn ich z. B. mit ihm spazieren ging, und er wegen der Enge des Pfades hinter mir hergehen mußte, hörte ich ihn öfters in die Worte ausbrechen: „O du allmächtiger Gott! Ewigkeit! Unaufhörlich! Alla kubaru!“ Und was ihn innerlich beschäftigt, das scheint sehr tief bei ihm zu gehen; und seine ganze Geistesthätigkeit in Anspruch zu nehmen. So kam er, als ich später einen starken Fieberanfall hatte, öfters zu mir, und klagte: „Der Gedanke treibt mich beständig umher, und ich kann ihn gar nicht los werden, daß Du zu uns gekommen bist, nicht um etwas zu gewinnen, sondern uns den guten Weg zu zeigen, und daß Du deßwegen sogar noch krank werden mußt.“ — Besonders erquicklich und ermuthigend war

es mir, zu sehen, wie des Herrn vorlaufende Gnade seine Seele schon gezogen und bearbeitet hat. Er sagte einmal zu mir: „Mein Herz hat keine Ruhe; es sucht Gott. Zuerst glaubte ich, mein Herz werde Gott finden in unsrer Buchgeschichte; aber es fand ihn nicht. Dann suchte ich ihn bei den Mandingo's (Muhamedanern), und bete nun schon mehrere Jahre auf Mandingoweise; aber mein Herz hat Gott immer noch nicht gefunden. Wenn Du mir nun helfen kannst, daß mein Herz Gott findet, so bin ich sehr froh.“ — Ich unterließ natürlich nicht, ihm die freie Gnade Gottes in Christo Jesu zu verkündigen. — Am folgenden Tage kam er wieder zu mir, und sagte: „Ich komme, um Dich nochmals zu fragen, ob es wirklich deine Ueberzeugung und gewiß wahr ist, daß der Mandingoweg nicht zum Himmel führt?“ Als ich ihm nochmals meine Ansicht darüber gesagt hatte, versprach er, nicht mehr seine unverstandenen arabischen Gebetsformeln herzusagen, sondern zu Jesu Christo zu beten.

Dieser Doalu nun ist als der Urheber der Beischrift zu betrachten. Vor etwa 15 oder 16 Jahren hatte er nach lange und brünstig gehegtem Verlangen, lesen und schreiben zu können, einen Traum, in dem ihm eine lange, weiße, ehrwürdige Gestalt ein Buch zeigte mit einer eigenthümlichen Schrift und ihn unterrichtete, dieselbe zu schreiben. Hocherfreut über die erhaltene Offenbarung, versammelte er am nächsten Morgen fünf seiner intimsten Freunde, um sie ihnen mitzutheilen, und diese hielten sie sogleich für göttlich. Doalu konnte sich jedoch nicht mehr alles in jener Nacht Gelernten erinnern und daher hatten sie mit vereinigtem Scharfsinn das Mangelnde zu ergänzen. Auch sollen zu dem Ende einige seiner Freunde offenbarende Träume erhalten haben, deren Wirklichkeit ich aber sehr bezweifle. — Ich bin mit allen diesen Freunden Doalus persönlich bekannt geworden, einen ausgenommen, der vor drei Jahren starb, und habe einige von ihnen näher kennen gelernt. König Goturu's Gunst und Schutz wurde für diese neue Kunst gewonnen, und er machte sogar ihre

Erfinder glauben, sie sei das Buch, von dem die Mandingo's sagen, es sei bei Gott im Himmel, und werde seiner Zeit den Menschenkindern geoffenbart werden. Der König sprach den Wunsch aus, alle seine Unterthanen möchten das neue Buch lernen. Er selbst verschaffte sich ein ziemlich dickes Manuscript, das vor einigen Tagen in meinen Besitz gekommen ist. Ein großes Schulhaus wurde in Dschondu erbaut, worin Doalu und seine Freunde nicht nur Kinder, sondern auch Männer, ja selbst Weiber, lehrten, ihre eigene Sprache zu lesen und zu schreiben. Auch von umliegenden Orten kamen Viele, um in Dschondu sich in der neuen Weisheit unterrichten zu lassen. So ging es anderthalb Jahre lang, bis ein Krieg mit den östlich angränzenden Guras oder Golas nicht nur der Stadt Dschondu und allen darin enthaltenen Büchern, sondern auch dem neu erwachten literarischen Eifer ein Ende machte. Die Einwohner von Dschondu zerstreuten sich nach Verbrennung ihrer Stadt im ganzen Ländchen umher, und erst vor 5 Jahren hat sich ein Theil derselben wieder gesammelt, und in Bandakoro eine neue Heimath wieder erbaut. In jedem Veidorfe gibt es noch Leute, die lesen und schreiben können, und in Bandakoro haben alle Erwachsenen männlichen Geschlechts eine mehr oder minder vollständige Bekanntschaft mit Doalus Schrift. — Auf der Sandbucht schrieb in meinem Zimmer ein Krieger einen Brief im Namen des Königs nach Bandakoro, um mehr Lebensmittel und dergleichen zu erhalten! und hier in Monrovia sah ich einen Brief, den ein hier wohnender Veijüngling von seinem Freund erhalten hatte.

Die Veischrift ist jedenfalls originell! sie ist frei von muhamedanischem Einfluß, denn sie wird von der Linken zur Rechten geschrieben, sie ist auch frei von europäischem, denn sie ist nicht eine alphabetische, sondern eine Sylbenschrift. Letztere Eigenschaft macht sie natürlich schwerfällig und nur in gewissen Sprachen anwendbar. Die Zahl der einzelnen Sylbenzeichen ist ungefähr 200, von denen viele, unbeschadet

ihres Werthes, zwei drei und viererlei verschiedene Stellungen annehmen, und manche auf etwas verschiedene Weise geschrieben werden können. Die Manuscripte, die ich besitze, enthalten größtentheils Familiennotizen; doch finden sich auch Lebensregeln und dergleichen darin. —

(Nun folgt im angezeigten Calwer-Blatt eine Probe der Sylbenzeichen der Beischrift, welche man, so man Lust hat, sie näher einzusehen, dort suchen wolle.)

Zur Dämonologie aus den Jahren 1691.

Nachstehende Aktenstücke werden als ein Curiosum und zur Geschichte der Dämonologie früherer Zeit mitgetheilt, sie mahnen uns aber, besonders in dem Responsum der theologischen Facultät zu Rostock, hie und da auch an die Dämonischpolitische Besitzungen neuester Zeit, und der Rath, den diese Facultät dort angibt, der weitern Verbreitung solches Besessenseins zu begegnen, sollte auch bei dem Besessensein in jetziger Zeit und gewiß mit gutem Erfolge, angewendet werden.

Die Rostocker Facultät dringt nämlich sehr darauf, man solle die Besessenen sobald wie möglich in einen andern Ort bringen, damit die Gelegenheit der Aergernisse gemindert werde. Die Facultät meint, mit apostolischer Gebietung könne man, wie zu Zeiten der ersten Kirche, den Satan nicht mehr austreiben, es sei der wunderthätige Glaube keine ordentliche Gabe der Kirche, doch gebe es noch heutigen Tages etliche.

Aktenstücke aus dem Jahre 1691,

betreffend zwei vom Satan besessene Mecklenburgische Jungfrauen.
Aus dem Liber Facultatis Theol. Rosochinensis
Ms. III. F. 399 sqq.

Mitgetheilt von
Dr. Julius Wiggers,
Prof. Theol. extraord. zu Rostock.

Von dieser geheimnißvollen Krankheit sind um das Jahr 1691 zwei in dem mecklenburgischen Dorfe Wangelin wohnhafte adelige Jungfrauen befallen worden. Der Seelsorger der Wangelinschen Gemeinde, Pastor Jonas Rümker zu Grossen Poserin, berichtete über dieses Ereigniß an die herzogliche Regierung (Nro. 1); diese forderte deßhalb die theologische Facultät zu Rostock zu einem Gutachten auf über die Frage, wie der Satan aus den Besessenen auszutreiben sei (Nro. 2). Eine Zögerung der Facultät hatte eine Wiederholung des Befehls zur Folge (Nr. 3), worauf dann das Responsum der Facultät (Nro 4) ertheilt wurde. Sowohl die Krankheit selbst, welche dadurch um so merkwürdiger ist, daß zwei Personen, zwei Schwestern, zugleich von derselben befallen waren, als auch die Art, wie dieselbe von einer theologischen Facultät aufgefaßt, und ihre Heilungsmethode vorgezeichnet wird, haben mehrfaches Interesse; es wird daher, wie ich hoffe, Manchem nicht unerwünscht sein, wenn ich die nachfolgenden Aktenstücke durch Veröffentlichung in dieser Zeitschrift ihrer bisherigen Verborgenheit entziehe.

Nro. 1.

Bericht des Pastors Rümker über zwei vom Satan besessene adelige Jungfrauen im Dorfe Wangelin.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Fürst und Herr!

— — — Sonsten *) muß leider höchst beklagen unsern continuirlichen Jammer, welcher seit meiner letzten Wiederkunft von Schwerin so zugenommen, daß es nicht zu beschreiben; denn es ist der leidige Satan so trotzig und unverschämt, daß er weder nach Behten, noch nach dem Worte Gottes, ja nach Gott selbst, seinem Vorgeben nach, nichts fraget. Denn da man ihn vorhin durch das edle Wort Gottes und absonderlich durch Vorhaltung des Schlangentreters eintreiben, mit Gott schrecken und durchs Gebeht schwächen können: so gönnt er, Gott erbarms! den guhten Jungfern nun kein behten, singen oder lesen mehr, es sei in oder außerhalb der Paroxysmen, sondern wirft ihnen das Buch weg, beisset ihnen den Mund zu, oder fluchet auch so schrecklich, flucht und schreiet an stadt des behtens, so daß einem die Ohren gellen; das liebe Worth Gottes nennet er gantz unverschämbt Lügen und Gott einen Lügner, wie er denn absonderlich dieser Zeit her viele schreckliche Gotteslästerungen ausgegossen, indem er auf Gott schilt und schmehlet und den großen Gott, horresco dum refero, — — — **) nennet, ohne was er sonsten für greuliche Gotteslästerungen mehr ausgiesset. Und wenn ihm

---

*) Der Pastor bezieht sich in der folgenden Darstellung auf einen kurz vorher mündlich an die Regierung abgestatteten Bericht über die beiden Besessenen.

**) Die hier folgenden gräßlichen Lästerungen wider Gott, Jesum und das heilige Abendmahl lasse ich als überflüssig und höchst anstößig weg.

vorgehalten wirdt, daß ihn Gott wegen solcher schändlichen und ehrenrührigen Reden schwer straffen werde, und nicht lange mehr gönnen, daß sein hochheiliger Name also von ihm gelästert werde; so fordert er Gott heraus mit der Jungfern ihrer aufgehobenen Hand, etwa mit diesen Worten: „komm her, — —; ich will dich bald so aus dem Himmel stoßen, wie du mich herausgestoßen hast. Kannstu was thun, so straffe mich; bistu mechtig, so rette diese Leute und heisse mich ausfahren.“ Wendet sich darauf zu den Umstehenden, sagende: „Sehet, solchen elenden Gott habet ihr, den ihr so lange angeruffen, undt er kann euch nicht helfen, aber ich bin ein mächtiger Gott, ich kann den meinigen was bringen; ich kann sie schützen; ich kann ihnen auch helffen und diejenigen plagen, welche sich mir nicht ergeben wollen. Seht nur, hab ich meinen Jürgen Zabell, der zu Lübtz sitzet, nicht geholffen, als er gepeiniget wardt? hab ich nicht vor ihm ausgehalten? Ja hab ich nicht meine Wangelinschen so lange her beschützet daß sie nicht angegriffen sindt? Und ich will ihnen auch weiter beistehen“ u. s. w. „Das und dergleichen kann ich, was kann euer Gott?“ Und solche Lästerungen schreiet der leidige Satan mit vollem Halse überlaut; daß mans im gantzen Dorfe höret; dabei schläget er, stosset und wirft die armen Jungfern zu Erden, ängstet und quälet und plaget ihnen fast die Seele aus dem Leibe, gönnet ihnen weder Essen und Trinken, blaset sie auff und recket sie übernathürlich und fraget dann, ob sie ihm noch nicht ergeben und sein sein wollen, daß der Jammer auch nicht genug zu beschreiben. Bitten derowegen nochmals umb Gottes willen, Ew. Hochf. Durchlaucht wollen doch aus fürstväterlicher Commiseration, womit Sie Gewissens halber können, weiter helffen und sorgen, wie wir solchen Jammers und Elendes abkommen und des großen Gottes ehrenwerther Name gerettet werden möge. Auch leben wir der gewissen Hoffnung, Ew. Hochfürstl. Durchlaucht werden wegen der Fürbitte für die elende Jungfern

im gantzen Fürstenthumb, auch wegen der Collecte u. s. w. gühtige Verordnung verfügen.

Ew. Hochfürstl. Durchlaucht

Unterthänigster
Vorbitter zu Gott,
Jonas Rümker,
Pastor zu Gr. Poserin.

Nro. 2.

Christian Ludewig, von Gottes Gnaden Hertzog zu Mecklenburg u. s. w.

Unseren gnädigen Gruß zuvor! Wollwürdige und Hochgelahrte, Liebe, Andächtige und Getrewe! Es wird Euch ohn allen Zweiffel schon bewußt sein, was gestalt der leidige Satan auff Zulassung des Allerhöchsten 2 Adeliche Jungfern im Dorffe Wangelin vor einiger Zeit besessen und sie grausam tractiret. Ob nun zwar der Pastor desselben ohrts, Ehrn Jonas Rümker, sich dem Teuffel und seinem wesen bis dahero tapffer wiedersetzet, so ist doch aus seinem copeilich beygeschlossenen Schreiben zu ersehen, daß des Satans verfahren dergestalt überhand nimt, daß einem fast das grausen ankommen mag, wenn man dessen horrendes blasphemas nur lieset. Wann wir nun, soviel an Unß ist, denen miserablen Jungfern gerne geholfen sehen, Alſs befehlen Wir Euch hiermit gnädigst, daß Ihr diesen elenden casum in Eurem vollen Collegio mit gebührendem Fleiß gründlich ponderiret und untersuchet, drauff Euer theologisches Bedenken, wie und aus was arth Ihr vermeinet, daß dem leidigen Satan hierin am besten zu begegnen, auffsetzet und Unß solches mit dem forderſamſten übersendet. An dem geschieht Unser gnädigster Will und Meinung. Und wir verbleiben Euch mit Gnaden

gewogen. Datum auff Unser Residentz und Vestung Schwerin den 8. Mai Anno 1691.

Ad mandatum Serenissimi proprium.

Fürstl. Meklenburg. Verordnete Geheimde Regierungs- und Justitz-Räthe.

An die theol. Fac. zu Rostock.

Nro. 3.

Christian Ludewig u. s. w.

Unsern gnädigen Gruß zuvor! Wollwürdige und Hochgelahrte, Liebe, Andächtige und Getrewe! Aus dem copeilichen Einschluß *) ersehet ihr, was sich vor einigen Tagen mit denen beiden Adelichen vom Satan geplagten Jungfrauen zu Wangelin begeben, nun aber leider wiederumb für ein Bewandniß habe. Wann wir dann unsere unterm 8. Maji an Euch ergangene gnädigste Verordnung dieses betrübten casus halber hiemit renoviret haben, Alß befehlen Wir Euch nochmals gnädigst, daß ihr besagten casum in Eurem Collegio mit gebührendem Fleiß wohl ponderiret und überleget, darauf Euer gesammtes oder ein jeder sein theologisches Bedenken, wie und auff was arth Ihr vermeinet, daß dem leidigen Satan hierin am besten zu begegnen, nunmehr unverzüglich auffsetzet und Uns mit dem fodersamsten anher übersendet. An dem geschieht Unser gnädigster Will und Meinung. Und Wir verbleiben Euch mit Gnaden gewogen. Datum auff Unser Residentz und Vestung Schwerin den 2. Junii A. 1691.

Ad Mandatum Serenissimi proprium.

ꝛc. ꝛc. wie oben.

*) Dieser zweite Bericht des Pastor Rümker ist im Archiv nicht mehr vorhanden; sein Inhalt kann aber theils aus dem ersten (Nro 1), theils aus dem folgenden Responsum leicht ergänzt werden.

Nro. 4.

Responsum der theologischen Facultät.

Auff Ew. Hochfürstl. Gnaden gnädigstes die beide besessene Adeliche Jungfrauen zu Wangelin betreffendes, theils am 15. Maji durch einen Bützow'schen Unterthan, theils gestern alſs am 10. Junii von der Post uns geliefffertes Schreiben, darin unser theologisches Bedenken über die Frage, wie und was arth wir vermeinen, daß dem Satan weiter zu begegnen sey, gnädigst erfodert wird, haben wir unserer unterthänigsten Schuldigkeit nach nicht eher antworten können, weil wir nicht alle mit einander zu Hause gewesen, Ew. Hochfürstl. Gnaden aber in dem ersten rescripto gnädigst begehret, diesen casum in voller Versammlung gründlich zu ponderiren, gestalt denn derselbe casus tanti momenti ist, daß er nicht könne noch solle praecipitantes ohne genugsame deliberation, noch von Wenigen expediret werden, zumal da wir uns erinnern, daß über dergleichen Fragen an andern Ohrten viel Rathschläge sind gepflogen und responsa von unterschiedlichen collegiis und ministeriis eingeholt worden. Nachgehends aber hat das Gerücht uns erzählet, als hätte der bekannte Georg Frese von Hamburg die Gnade von Gott gehabt, den Satan von solchen besessenen Jungfrauen auszutreiben, daher wir gedacht, unser responsum oder consilium würde nicht mehr von nöthen seyn. Als wir aber nunmehr aus Ew. Hochfürstlichen Gnaden gestrigem mit schmerzen vernahmen, daß der Satan sich an selbigem Ohrte wieder eingefunden und viel grausamer die obsession continuiret, So haben wir unsere consilia in der Furcht Gottes zusammengesetzet. Ehe wir aber auf die Frage selbst antworten, hätten wir unterthänigst wünschen mögen, daß von allen Umbständen, alß von dem Uhrsprung, Gelegenheit und Fortgang des morbi, welchem medicina soll bereitet werden, wir wären accurate informiret worden, und solches nach dem Exempel unseres Heilandes selbst Marci 9, 21,

welcher nach der Zeit geforschet, wie lange dem Besessenen solches wiederfahren, worauf dessen Vater auch von der Besitzung, Natur und Eigenschaft Bericht gegeben, Vers 22, wiewol wir nun mehr an der Wahrheit der Besitzung fast nicht mehr zweifeln können. Wie denn auch, wie alt die Jungfern seyn, wie sie vorhin sich im Leben verhalten, ob sie zur Erkenntniß ihrer selbst gebracht und in der Erkenntniß Gottes und ihres Heilandes wohl gegründet und also durch eigenen festen Glauben dem Satan widerstehen, wissen wir nicht so völlig, wie es woll zu wissen nothwendig wäre, zumahlen die Erfahrung bezeuget, daß allemal diejenigen Theologi, welche an der Befreiung solcher Besessenen gearbeitet, sich dahin bemühet, daß sie zuvorderst die Besessenen zu solcher gründlichen Erkenntniß und wahren Bekehrung durch Gottes Hülfe gebracht haben, welches auch hier verhoffentlich nicht wird aus der Acht gesetzet sein. Was nun die Frage selbst betrifft, so gehet unsere Meinung dahin, daß weil der große Gott dergleichen Grausamkeit dem Satan zuläßet und mit seiner Hülfe in Austreibung derselben verzeucht, theils damit durch Zeigung des Satanischen Wüthers die sicheren Menschen, welche weder Gott noch Teufel wahrhaftig glauben, erschrecket, theils dieselben zur Meidung der abscheulichen leider! hin und wieder im Schwange gehenden und Gott zum Zorn reitzenden, den Satan aber ergetzenden Sünden thätlich angemahnet und zu wahrer ernstlichen Buße und Besserung angeleitet, theils unser Glaube und die Beständigkeit im Beten geprüfet, theils die Ehre sowohl der Gerechtigkeit alß Allmacht und Barmherzigkeit Gottes redlich erweitert werde. So sein 1) keine andere schriftmäßige und ordentliche Mittel den Satan zu vertreiben (denn die außerordentliche Potestäs den Satan auszutreiben, welche von den Aposteln und anderen Wenigen in der ersten Kirche Novi Testamenti durch wunderthätigen Glauben, durchs Gebet und Apostolische Gebietung geschehe Act. 16. 18 ꝛc., hat heutige Tage, da das Evangelium genug mit Wundern bestätiget ist,

aufgehöret, und ist der wunderthätige Glaube keine ordentliche Gabe der Kirchen, obgleich noch heutiges Tages etliche mit einem heroischen Geist können gewaffnet werden, auch dann und wann gewaffnet zu werden pflegen, welche, wenn sie in Gott eifrig werden, mit heiligem starkem Muth dem Teufel gebieten, daß er weiche, und nicht wiederkehre, welches wir nicht tadeln, sondern vielmehr loben und solchem heroischen Geiste gratuliren, wenn der Ausgang glücklich ist), So sein denn, sagen wir, keine andere ordentliche Mittel, alß Anhalten mit dem Worte Gottes und mit ernstlichem Gebet, welches mit einem festen Glauben (ohn welchen nichts zu erhalten, Jac. 1, 7.) und mit wahrer Buße und Fasten begleitet wird, Math. 17, 21. Denn so wir in andern leiblichen so gemeinen und privat Nöthen und Plagen, wenn Gottes Hülfe verschoben wird, anhalten müßen mit dem Gebet, Glauben und Buße, biß Gott erhöre, warumb auch nicht in diesem schweren casu? Daher denn woll angeordnet, daß öffentlich Vorbitten im Lande geschehen, und zweifeln wir nicht, es werde der Pastor, der, wie Ew. Hochfürstl. Gnaden gnädigst melden, sich bißher tapfer bei den Besessenen bezeuget, nicht allein daheim im Hause, mit Zuziehung frommer Leute, kräftige Vorbitten thun, sondern auch in der Kirche fleißig Betstunden halten, bei welchen sich auch diejenigen finden möchten, welche der Satan der Zauberei beschuldigt. Hiernegst und zum 2) halten wir rathsam und nöthig zu sein, daß denen, welche an den Besessenen arbeiten, noch mehr, es sein clerici oder Laien, Männer oder Weiber, deren Gottseligkeit und fester Glaube, wie auch heilige Tapferkeit des Gemüths bekannt ist, zugefüget werden. Und weil 3) der Satan gräulich lästert, wird nöthig sein, nicht allein von öffentlichen Kanzeln, sonderlich in der Nachbarschaft, umb Abwendung der daraus entstandenen ärgerniß und zur Befestigung der Einfältigen von solcher Materie und Besitzung gründlich zu lehren, zu welchem Behuf sich denn die Prediger mit probirten Autoribus versehen müßen, sondern auch das gemeine

Volk und die Einfältigen (welche leicht durch des Satans Lästerungen geärgert werden können) von dem Ohrt, wo die Besessenen sich finden, abzuhalten, ja auch höchstes Fleißes alles Gespräch mit dem Satan zu vermeiden, ohne daß man ausdrückliche Sprüche der heiligen Schrift ihnen zur Antwort entgegensetze, weil der Satan jederzeit Gelegenheit suchet zu lästern und die Menschen zu betriegen, wie denn unser Heiland mit seinem Exempel gewiesen hat, wie man des Satans Gespräch nicht reitzen soll, Marcii 1, 25., da es heißt: „Verstumme!"

Absonderlich und zum 4) muß man sich woll versehen, daß man dem Teufel, wenn er die Hexen anklagt, wie des Pastoris relation davon meldet, gar nicht glaubet, weil er ist ein Lügner und Mörder, Joh. 8, 44, dessen Freude erfüllt wird, wenn er wider unschuldige Menschen wüten kann. Billig wird solchem Wahne, welcher des gemeinen Mannes Gemüther eingenommen hat, um des Satans Anklage Glauben zu geben, entgegengesetzet der Spruch Christi: „Ist denn der Satan auch mit ihm selbst uneins, wie will sein Reich bestehen?" Lucae 11, 18. Was er vorgibt, daß durch Gottes Befehl er gezwungen werde, dergleichen von den Hexen anzuzeigen, ist gar ungereimt. Solte Gott den Satan zum internuncio gebrauchen, mit uns zu handeln, welchen der Heiland und seine Apostel nicht einmal hören, da er auch wahre Dinge von ihnen redete? Marci 1, 24, Act. 16, 17 sqq. Ja obgleich diejenigen möchten Hexen seyn, welche der böse Geist nennet, und aus anderen indiciis dafür gehalten werden: so soll man doch auf derselben Verbrennung, führnehmlich nach des Satans Wort und Rath, keine Hoffnung setzen, daß sie ein Mittel sey, die Besessenen zu befreien, welcher Aberglaub viel Menschen leider! so woll vornehmen als niedrigen Standes eingenommen, als wenn des Teufels Macht zugleich mit der Hexen Untergang getilget werde, oder von ihnen Krafft und Wachsthumb empfange,

welchen Aberglauben zu unterhalten, des Satans Interesse erfordert, umb desto ehe die Einfältigen zur Zauberei zu verführen und andere von der Furcht Gottes ab- zu seiner und der Hexen Furcht zu verleiten. In welcher Betrachtung vormals Hieronymus den Hilarionem rühmt in vita ejus, daß er nicht habe zugeben wollen, daß des Satans Begehren zufolge nach denen Zauberzeichen, welche geleget werden, gesucht werden sollte, ehe denn der Satan ausgetrieben wäre. Daher wir denn nicht gerne sehen, daß auf Anhalten des Pastoris denen öffentlichen Gebeten für die Besessenen angefüget werden die Befehl von Sammlungen der Almosen, nicht allein zu fernerer Verpflegung der Besessenen, sondern auch zu Verbrennung der Hexen, welche zu Wangelin sein. Denn es scheint, alß ob damit öffentlich soll bezeuget werden, daß man dem Satanischen Rath folgen und dieses alß Mittel, denselben auszutreiben, erwehlen wolle. Wie wir denn auch nicht gut heißen, daß auf leves coniecturae pro indiciis der Zauberei sie alß würdig der tortur angenommen werden, dergleichen auch die Flucht eines Weibes ist, welches der Pastor in der ersten uns cummunicirten relation urgiret, weil wahrlich, wie sonst allezeit, also auch in solchem casu, nach aller Jurisconsultorum Meinung besser einem jeden, auch unschuldigen, ist, nicht aus der Gefängniß zu antworten, und leider! allzubekannt ist daß in dergleichen Bezüchtungen die Armen keine Defension haben, wodurch denn leichtlich Gottes Gericht über ein ganzes Land gezogen wird.

Unterdessen aber und 5) so lange das Unglück annoch dauert! muß man die besessenen Jungfern mit dem Exempel des Apostels fleißig trösten. Denn ob er gleich für allen andern hohe Offenbarungen hatte, dennoch leiden müßen, daß ihn des Satans Engel mit Fäusten schlug und seiner nicht los werden könnte, 2 Cor. 12, 7. 8. 9., umb gleich mit Ihm sich an der Gnaden Gottes genügen zu lassen. Andere aber müssen aufgerichtet werden mit dem Exempel, welches zu Philippis vorgangen Act. 16, 17., da man lieset, daß der

Apostel auch lange den unreinen Geist geduldet, ehe er durch Gottes Kraft ausgeworfen worden.

Dieses ist unsere in Gottes Wort gegründete Meinung von diesem casu. Dabei wir endlich und 6) auch unterthänigst Ew. Hochfürstl. Gnaden zu erwegen geben, ob nicht zuträglicher sei, die besessenen Jungfern anderswohin zu bringen, damit nicht allein das traurige Spectaculum den Pastori zu Großen Poserin nicht allezeit zu beschwerlich sey, sondern auch die Gelegenheit der Aergerniß aus der Nachbarschaft derer, welche der Satan der Hexerei beschuldigt, gemeidet werde. Im übrigen befehlen wir Ew. Hochfürstl. Gnaden und dero Regierung der gnädigen Obhut Gottes, und wünschen, daß der große Gott sich der elenden geplagten umb des Herrn Jesu Wunden und Todes willen erbarme und den Satan in Kurzem unter unsere Füße treten wolle.

Gegeben Rostock unter unserer Facultät Insiegel, den 11. Juni A. 1691.

Ew. Hochfürstl. Gnaden unterthänigst gehorsamste Diener und Vorbitter bei Gott.

Decanus Senior und andere Doctores der theologischen Facultaet in der Universität zu Rostock. *)

---

*) Die Namen der Mitglieder der theologischen Facultät sind nicht angegeben. Decan war damals, der Handschrift nach, D. Andreas Daniel Habichhorst, die übrigen Professoren in derselben Facultät waren D. Johann Fecht und D. Justus Christoph Schomer.

Autentisches amtliches Protokoll über einen Hexenproceß neuester Zeit.

W. den 31. October 1832.

Vor dem Oberamt.

Zur Untersuchung der — in der Beilage

1.

angezeigten calumniösen und abergläubischen Aeußerungen des Heinrich Bäsler gegen die Ehefrau des J. W. von N. hat man — da einestheils B. sich von seinem Aberglauben nicht abbringen ließ, die W'sche Ehefrau aber auf ihrer Klage wegen Bestrafung desselben über die ausgestoßene Calumnie beharrte, und eine Aussöhnung unter diesen Leuten nicht zu bewirken war, auf heute Tagfahrt anberaumt, und die betreffenden Personen vorgeladen, wobei nun erschienen:

Der Beklagte

Heinrich B.,

die Ehefrau des Jacob W.

und

ihr Ehemann selbst.

Man hat sich sofort bemüht, den Heinrich B. von seinem abergläubischen, abgeschmackten Vorbringen, wodurch die Ehre der W'schen Ehefrau auf eine empfindliche Weise angegriffen worden sei, und ihr ebendeßwegen ein Klagerecht auf Bestrafung wegen grober Verläumdung zustehe, durch geeignete Vorstellungen und Belehrungen abzubringen, und ihn zu veranlassen, daß er erkläre, wie er eine Ehrenkränkung gegen die W'sche Ehefrau durch seine angebliche Wahrnehmung ꝛc. und erfolgte Mittheilung an andere Personen nicht beabsichtigt habe u. s. w., allein obwohl derselbe in Gegenwart der W'schen Eheleute versicherte, daß er von der Sache nichts mehr wolle,

daß er aber auch die W'sche Ehefrau an ihrer Ehre nicht habe kränken und angreifen wollen, hingegen niemals von dem abstehen werde, was er am Charfreitag Nachts gesehen und gehört habe, so konnte man doch eine gütliche Beilegung dieser Sache nicht bewirken, denn die W'schen Eheleute klagten auf Bestrafung des B. wegen Verläumdung, und baten um nähere Untersuchung und um hinlängliche Satisfaction.

Man ließ sich sofort von dem Heinrich B. den Vorfall erzählen, den er dann auch mit vielem Ernst also vorträgt:

Es war in der Nacht vom Gründonnerstag auf den Charfreitag nach Mitternacht, — der Mond war am Himmel, schien jedoch nicht besonders hell, die Nacht war halb finster, halb hell — als ich durch ein Reissen und Geklirr am vordern Fenster aufgeweckt wurde, das ich dann auch noch wachend im Bette ganz deutlich hörte. Ich stund auf, lief über den Stubenboden, eröffnete das Fenster, sah hinaus, nahm aber nichts gewahr, und hörte auch nichts mehr. Ich legte mich wieder schlafen, unterhielt mich mit meiner Frau, die über diesem Getöse gleichfalls erwachte, jedoch eine solche Angst überfiel, daß sie nichts sprechen konnte; noch ehe aber ein Vaterunser vergangen, hörte ich dasselbe Getöse am andern, unweit am Bette meiner Frau stehenden Fenster, wodurch ich nun abermals veranlaßt wurde, aufzustehen, um zu sehen, was es gebe.

Ich begab mich ohne Furcht und Angst — denn ich dachte an nichts böses — ans Fenster — machte es auf, und wie erstaunte ich, als vor mir ein Wesen — ich kann es nicht bezeichnen — erschien, das vom Fenster herein auf die Bank und dann auf den Tisch sprang — gleich einer Katze oder einem andern derartigen Thier. Ich schloß das Fenster zu, drehte mich um, und vor mir erblickte ich ganz schwarz die W'sche Frau — ihre weiße Zähne hervorblöckend — in einer Gestalt, die in mir die größte Angst, Furcht und Schrecken erregte, so daß ich mich beeilte, wieder ins Bett zu kommen.

Dieser Vorgang, den ich mit eigenen Augen gesehen habe, bleibt mir immer im Gedächtniß, und ich konnte und mußte die W'sche Ehefrau, die mir auf eine so gräßliche Weise erschienen — für nichts anderes — als eine Hexe halten, und auf diesem Glauben werde ich meiner Lebtag bleiben, und kann mich niemals davon trennen.

Eine nähere Bezeichnung der Gestalt kann ich nicht machen, als daß ich sage, sie seie ganz schwarz vor mir gestanden und habe mir die weiße Zähne geblöckt.

Hiebei muß ich bemerken, daß damals die W'schen Eheleute in einer — neben meiner Schlafstätte befindlichen Kammer, die nicht verschlossen war und offen stund, (wir besaßen noch eine Wohnung gemeinschaftlich) gelegen sind, und daß meine Frau der W'schen Frau in jener Nacht zurief, ob sie denn das Reissen am Fenster nicht auch gehört habe, welche dann blos geantwortet,

lasset ihr's nur reißen,

worauf ich meiner Frau leise sagte

laß es nur gehen, ich weiß schon, was der Mehr ist.

Etwa 14 Tage darauf, als ich mit meinem Hausgenossen, dem Jacob W., in einen Streit gerieth, warf ich ihm nun vor, daß mir seine Frau in der Charfreitagsnacht auf die angegebene Weise erschienen sei, und hieß dann die W'sche Ehefrau eine

Neumalreiterin

worunter man eine Hexe versteht.

A. V.

T. Heinrich B.

Fortgesetzt am Nachmittag mit Heinrich B.

ad inst.

Man läßt ihm nun vorhalten, wie er durch sein Vorbringen als ein höchst abergläubischer und einfältiger Mann erscheine,

bei dem — wie es das Ansehen hat, keine vernünftigen Vorstellungen Eingang finden, und es gewinne nur allzuviele Wahrscheinlichkeit, daß er unter dem Vorgeben, es seie ihm ein solches Abenteuer wiederfahren, die Absicht gehabt, die W'sche Ehefrau in einen gehässigen und schlechten Ruf zu bringen und sie vor den Leuten zu verläumden und an ihrer Ehre und gutem Namen zu kränken, und er diese Absicht dadurch beurkundet und an den Tag gelegt, daß er jene angebliche Erscheinungen andern Personen mitgetheilt habe, was — freilich aber nur von abergläubischen Personen in so ferne für nachtheilige Folgen gehabt, als die W'sche Ehefrau von solchen verachtet werden könne.

B. Glauben Sie denn nicht, daß es viele solcher Leute gibt, die an solche Geschichten — an Hexereien — glauben, schlagen Sie in der Schrift Gottes nach, und Sie werden finden, daß man dort in einem solchen Glauben bestärkt wird, ich ging in die Schule, habe Religion, und weiß also wohl Unterschied zu machen, was in der Welt vorkommen kann. Was ich gesehen habe, das kann mir Niemand nehmen, meine eigene Augen haben mich nicht getäuscht, und warum soll ich jetzt sagen, ich hätte etwas nicht gesehen, was ich doch gesehen habe. Dies kann mir wohl Niemand zumuthen.

2.

Glaubt er denn überhaupt an solche Dinge, und sind ihm etwa früher schon Erscheinungen und Abenteuer der Art vorgekommen?

Ja, das glaube ich, obwohl mir meiner Lebtag noch keine solche Erscheinungen vorgekommen sind.

3.

Wodurch wird er denn in einem solchen Glauben bestärkt?

Verzeihen Sie, man findet es ja in den Büchern, schlagen sie einmal auf

1. Buch Samuelis 28. Capitel

und sie werden sich selbst davon überzeugen.

4.

Mag er einen Glauben haben, welchen er nur immer will, man wird ihm solchen nicht nehmen, da vernünftige Vorstellungen keinen Eingang finden, es gebietet aber die Vorsicht, daß er — wenn ihm angeblich Erscheinungen von Menschen, mit denen er Umgang hat, vorkommen, tiefes Stillschweigen beobachte, denn durch solche Erzählungen verläumde er einen Menschen und er bringe ihn um seinen guten Ruf und Namen.

Ich würde es niemand gesagt haben, und um so weniger, als ich mit der W'schen Ehefrau in Verwandtschaft stehe, und ich wollte sie niemals verunglimpfen, weil wir aber einmal Streit miteinander hatten, so habe ich diese Gelegenheit ergriffen, den W'schen Eheleuten vorzuwerfen, was mir begegnet ist.

Ich habe sonst keinem Menschen etwas von der Geschichte gesagt, und jetzt noch beobachte ich tiefes Stillschweigen, aber es ist schon lange im Ort ruchbar, nicht aber durch mich — sondern die Sache wurde dadurch entdeckt, daß die W'schen Eheleute bei dem Schultheißen klagten.

5.

Hat er vorerst sonst nichts weiter anzugeben?

Nein.

A. V.

T. Heinrich B.

Man hat hierauf den W'schen Eheleuten Vorhalt darüber gemacht, ob sie zu beweisen vermögen, daß B. vorher, ehe er ihnen einige Zeit nach der angeblichen Erscheinung hievon in Folge eines unter ihnen entstandenen Streits Mittheilung gemacht — andern Personen die Geschichte erzählt und dadurch sie zu verläumden gesucht habe, worauf sie angeben,

daß sie hievon nichts gehört hätten, daß aber damals als B. ihr — der Ehefrau — den Vorwurf, daß sie eine Hexe seie, gemacht habe, dies noch andere Personen, die im Hause gewesen seien, mitangehört hätten, und sie demnach die Sache nicht hätte beruhen lassen können, da dieses Gerücht sich bald verbreitet habe, und sie an ihrem guten Rufe gelitten hätten.

6.

B. wolle die Absicht nicht zugeben, daß er auch durch diesen Vorwurf vor den Augen Anderer habe verläumden und kränken wollen.

Sobald B. es ihnen vorgeworfen gehabt, so hätten sie annehmen dürfen und müssen, daß er die Sache noch weiter verbreiten und sie dadurch verunglimpfen werde, deßwegen hätten sie auch sogleich geklagt.

7.

Dadurch daß B. nur gegen Euch — nicht aber gegen andere Privatpersonen — was ihr wenigstens nicht beweisen könnet, und selbst auch nicht behauptet, eine Aeußerung wegen der ihm vorgekommenen Erscheinung gemacht hat, ist eine Verläumdung nach allgemeinen Strafrechtsgrundsätzen noch nicht begangen worden, und es war eine natürliche Folge, daß die Sache ruchbar wurde, nachdem ihr geklagt — und die Sache selbst der Oeffentlichkeit Preis gegeben habt.

Noch ehe wir geklagt hatten, war es im Ort schon bekannt, denn wie gesagt, B. sagte es uns in Gegenwart anderer und namentlich des Sohnes seines Nachbars — Wilhelm W.

8.

Habt ihr sonst nichts anzugeben?

Nein.

A. B.

T. Jacob W.
Barbara W.

Conclusum.

Die Parthien nach Haus zu entlassen, und demnächst das Erkenntniß auszusprechen.

d. d. 20. Nov. 1832.

In der vorstehenden Untersuchungssache kommen zur Sprache

1) ob wirklich eine Injurie gegen die Ehefrau des Jacob W. durch die Aeußerung des B. begangen worden, und sonach dieser ein Klagerecht auf öffentliche Bestrafung des Injurienten zustehe,

und

2) ob der Animus injuriandi vorhanden gewesen, oder nicht.

Nach Gmelins Grundsätzen der Gesetzgebung über Verbrechen und Strafen wird derjenige, welcher dem Andern auf eine begreifliche oder unbegreifliche Weise einen Schaden zugefügt hat, wenn der Beweis geführt werden kann, wegen dieses Schadens — sei dieser nun auf den Leib oder auf die Ehre des Menschen gerichtet, gestraft, nicht minder finden

gegen Wahrsager, Geisterbeschwörer, Teufelsbanner u. dergl. Leute, wenn sie gleich niemand einen Schaden zufügen, aber gotteslästerlicher und abergläubischer Worte und Handlungen sich bedienen, Strafen statt, dagegen werden Hexereien aus der Classe der Verbrechen ausgetilgt, und diesem zu folge dürfte die Anklage auf eine solche wohl nicht mehr Gegenstand der Untersuchung sein, und nicht in das Gebiet der Verbrechen oder Vergehen fallen, wegen welcher sodann von Amtswegen einzuschreiten wäre, dagegen ist hiermit noch nicht außer Zweifel gesetzt, ob in einer solchen Beschuldigung nicht der Begriff einer Injurie oder vielmehr einer Verläumdung zu finden sei, und sonach demjenigen Individuum, welches der Hexerei beschuldigt worden, das Recht zustehe, auf Bestrafung jener Person klagen zu können.

Jeder Mensch genießt vermöge seiner persönlichen Vorzüge eine — von Andern anerkannte Ehre, eine Achtung oder einen guten Namen, den er sich durch Handlungen erworben hat, welche vor dem Publicum ein solches Gut begründen.

So wenig nun irgend Jemand vermöge Zwangsrechts eine solche Achtung fordern kann, in so ferne sie nur aus dem freien Urtheil des Menschen und des Publicums entsteht, ebensowenig kann aber geläugnet werden, daß ihm das Recht zustehe, zu verlangen, daß ihm Niemand die Möglichkeit — sich durch seine Handlungen Werth vor dem Menschen zu verschaffen, entziehe, was nur dadurch geschehen kann, wenn ihm ein Anderer auf eine betrügerische Weise eine Handlung andichtet, welche einen Unwerth begründet, und diese — als von jemand begangen vor dem Publicum darstellt. Eine solche Handlung würde nun als eine Verläumdung angesehen, und somit in die Cathegorie der Injurien fallen.

Eine derartige Handlung wurde nun unstreitig von Heinrich B. dadurch begangen, daß er, indem er die W'sche Ehefrau eine Hexe gescholten — ihr einen — die Würde und die Achtung des Menschen verletzenden Namen beigelegt

hat, wodurch sie in ihrem Werth als Mensch wenigstens vor einem Theil des Publicums verloren hat, und diesem der Verachtung preisgegeben worden, denn es ist nur allzubekannt, daß unter dem gemeinen Volke derzeit noch eine Meinung herrscht, die den Glauben an Hexen und Hexengeschichten noch nicht verbannt hat. Wenn nun eine solche Aeußerung beleidigend und ehrenrührig erscheinen muß, so liegt es auch außer allem Zweifel, daß durch die Aeußerung des B. resp. Andichtung desselben — die W'sche Ehefrau seie ihm als eine Hexe erschienen, eine Handlung begangen worden, die an sich strafbar erscheint, und um derentwillen eine öffentliche Strafe begründet werden kann, auf welche von Seiten der Klägerin angetragen wurde.

Was nun

ad 2) die Absicht zu injuriren betrifft, so geht solche schon daraus hervor, daß B. seinem eigenen Geständniß zu folge der W'schen Ehefrau aus Veranlassung von unter ihnen vorgefallenen Händeln jenen Vorwurf gemacht und dadurch nur allzudeutlich zu erkennen gegeben hat, wie es ihm nur darum zu thun sei, dieselbe durch diese Andichtung verächtlich darzustellen, und wenn auch gleich derselbe den Animus injuriandi nicht zugesteht, so muß solcher nach bekannten Rechtsgrundsätzen in so lange vermuthet werden, als das Gegentheil nicht erwiesen ist.

Hiernach

erkennt das Oberamt

den Heinrich B. wegen ausgestoßener Verläumdung gegen die W'sche Ehefrau in eine Geldbuße von

— ·: Vier Reichsthaler mit

— ·: 6 fl.

zu verurtheilen.

Den 20. Nov. 1832.

Wirkung des Monds auf die Pflanzenwelt.

Während meines Wirkens in der Rheinpfalz, (schreibt Herr Dochnal, Gartendirector in Freuendorf wurde diese ebenso schwer ergründliche als auch wichtige Frage sehr oft gestellt, in Zeitschriften erörtert und in vielen Gesellschaften je nach den verschiedenen Ansichten besprochen, oft auch völlig und gründlich beantwortet. Ich muß gestehen, daß ich bei allen derartigen Vorkommnissen stets geschwiegen habe und immer sehr gleichgültig darüber wegging, einestheils, weil ich mit mir selbst in dieser Sache nicht im Reinen war, und deßhalb einem schwankenden Rohr glich, das bald herüber, bald hinüber schwankte, anderntheils, weil ich über solche Fragen keine Muße benützen wollte, um durch langwierige Beobachtungen Gewißheit zu erlangen. Hörte ich die Erfahrungen alter berühmter und sehr achtungswerther Forstleute und die Geschäftsmänner reden, welche an ihrem zu verarbeitenden Material aus der Pflanzenwelt treffliche Beobachtungen in dieser Beziehung zu machen im Stande waren, so beantwortete ich diese Fragen mit diesen in mir selbst mit Ja! Doch war ich öffentlich immer dagegen, denn ich schämte mich sogar, den Thorheiten der alten Gartenbücher zu folgen, welche dem Mondswechsel fast alles Gedeihen der Culturen zuschreiben, und ihnen das Wort zu reden. Ueberhaupt von Kind auf in allen solchen Gegenständen, welche an die Grenze des Aberglaubens und des Uebernatürlichen reichen, stets ein ungläubiger Thomas, konnte ich mir nie einfallen lassen, Proben anzustellen, oder dieser Sache genau nachzuforschen, ja ich sagte öfter, solche Fragen sind mir lächerlich, da man nicht in den Mond, sondern in die Erde säet.

Die Jahre verwischen jedoch sehr bald den Leichtsinn,

mit dem man über solche Fragen hinweghüpft, sie lassen die früher gemachten Erfahrungen kräftiger hervortreten, und bringen ein ruhiges Denken, welches, in Allem eine Ueberzeugung verlangend, den leeren Glauben verschwinden macht.

Vor einigen Jahren kam mir das neue Werk über Agrikulturchemie von Göbel zu Gesicht, worin ich zufällig folgende Stelle (S. 179) aufschlug: „Auch das Mondlicht ist nicht „ohne Einfluß auf den Vegetationsproceß, denn erfahrne „Gärtner wissen sehr wohl, daß gewisse Operationen z. B. „das Säen, Pflanzen, Beschneiden der Bäume rc. am vor„theilhaftesten bei Vollmond oder Neumond vorgenommen „werden." Ich dachte sogleich: also ein tiefdenkender Gelehrter im Jahr 1850 erkennt den Einfluß des Mondes auf die Vegetation an, warum kannst du dich so schwer mit diesem Gedanken befreunden? Und wie tausend Blitze durchfuhren früher gemachte Erfahrungen meine Gedanken, und siehe da, ich beantwortete diese Frage aus voller Selbstüberzeugung nach früher geschehenen Beobachtungen mit Ja!

In älterer Zeit hat man in Bezug des Einflusses, den der Mond auf das Pflanzenreich haben soll, ebenso gefehlt, weil man zu weit ging, wie in neuerer Zeit, wo man ihn gänzlich verworfen — stets aber ohne hinreichende Gründe. Aber welchen Einfluß hat der Mond und unter welchen Umständen? Dies ist die Frage der neuesten Zeit.

Das, was die ältern Gartenbücher darüber fabeln, ist durch vielfache Erfahrungen ganz grundlos befunden worden. Daß Samen von Zierpflanzen während des zunehmenden Mondes gesäet, gefüllte Blüthen bringen u. dergl. m. ist Unfug und Unsinn. Durch Erfahrung ist aber bewiesen, daß

1) die Ebbe und Fluth auf der See,
2) das Ausdehnen und Schwinden der Kröpfe bei Menschen,
3) der ruhige und rasende Zustand der Geisteskranken,
4) die Thätigkeit der Nachtwandler

und noch vieles Andere in der Natur und speziell in der

Körperwelt vom Ab- und Zunehmen des Mondes abhängt. Ohne den alten Unfug wieder herzustellen, will ich jedoch die Beweise führen:

1) daß bei zunehmendem Mond alle Bäume saftflüssiger sind, wie bei abnehmendem,
2) daß aus diesem Grunde alles bei zunehmendem Mond gefällte Holz äußerst langsam austrocknet und dem Wurmfraß sehr unterworfen ist,
3) daß eine Leiter, welche aus im abnehmenden Monde gehauenem Holz gefertigt wurde, viel leichter im Gewicht und dauerhafter ist, wie eine aus im zunehmenden Monde gehauenem Holz,
4) daß sich alle Baumwunden, welche bei abnehmendem Mond gemacht werden, weit besser vernarben, wie die bei zunehmendem Mond entstandenen,
5) daß die Weiden, welche im abnehmenden Monde geschnitten werden, viel zäher sind, als die im zunehmenden Mond geschnittenen, was sich wieder auf das unter 1) bemerkte Anhäufen der Säfte gründet,
6) daß die beschnittenen Weinstöcke immer bei zunehmendem Mond anfangen zu bluten, daher die bei diesem Mondstande beschnittenen Reben sogleich bluten,
7) daß Bäume in sehr kalten Wintern nur während des Vollmonds zerspringen.

Dies sind meine Erfahrungen, welche ich noch um einige Nummern vermehren könnte, allein ich muß noch einige Versuche abwarten, damit ich meine Behauptungen versichern kann. Einige Andeutungen hierüber dürften jedoch Denjenigen angenehm sein, welche auch Prüfungen hierüber anstellen wollen.

1) Baumfrüchte von Winterobst faulen eher, wenn sie bei zunehmendem Mond vom Baum fallen, als die bei abnehmendem Mond durch das Abfallen beschädigten Früchte.
2) Die im zunehmenden Mond gesäeten Gemüser wachsen üppiger und sind dauerhafter als die im abnehmenden

Mond gesäeten; die Gurken, Bohnen, Erbsen blühen von Anfang stark, setzen aber nicht sogleich Früchte an.

3) Bei den während des abnehmenden Mondes gepfropften Bäumen werden sich weniger Stämme finden, die dürr werden, gar nicht austreiben, oder wie die Gärtner sagen, im Safte erstickt sind, als bei den im zunehmenden Mond gepfropften Bäumen.

4) Der Erfolg des Okulirens, welches bei zunehmendem Mond vorgenommen wurde, ist immer sicherer, als wenn es im abnehmenden Mond vorgenommen wird.

5) Rettige, Carotten und andere Wurzelgewächse wachsen sehr ins Kraut und bringen meist nur spindelförmige, dünne Wurzeln, und Kopfsalat, Endivien ꝛc. schießt bald in Samen, wenn die Aussaat während des zunehmenden Mondes gemacht wurde.

6) Alle Pflanzen die aus Samen entstanden sind, der während des abnehmenden Mondes gesäet wurde, sind von kürzerer Lebensdauer, daher früh fruchtbar, bekommen gute Wurzeln und vorzüglichen Samen oder Früchte.

Bei Durchlesung dieser Aufzählung wird mancher Leser lächelnd die Achseln zucken, daher ich wiederhole, daß ich diese Punkte nur mir vorgemerkt habe, und Andern, um Prüfungen anzustellen, mithin ich dieselben noch sehr in Zweifel ziehe. Ja ich behaupte jetzt schon halb, daß alle diese Angaben nicht gegründet sind. Jedoch ohne vorgenommene Prüfung läßt sich bei solchen Geheimnissen der Natur nicht widersprechen. Die Proben allein können Ueberzeugung verschaffen.

Meine obigen Bemerkungen verbürge ich aber jetzt schon; dennoch werde ich immerhin trachten, durch aufmerksame Beobachtungen diese Ergebnisse besser begründen zu können.

Auf dieselben beantworte ich nun oben gestellte Frage dahin: daß der Mond allerdings auf die Vegetation der Erde einen Einfluß übt. — Kann mir hierin Jemand widersprechen, wohlan — ich bin immer bereit, Belehrungen anzunehmen;

aber bei Gegenbeweisen müssen die obigen 7 factischen Thatsachen widerlegt werden, denn gegen leere Behauptungen ziehe ich nicht zu Felde.

Ein Freund von mir von gesundem Urtheil, will behaupten, daß der Einfluß des Mondes nur scheinbar sei, indem nach langjähriger Beobachtung das Maximum des Regens in jeder Jahreszeit stets zwischen das erste Viertel und den Vollmond falle, wodurch um diese Zeit durch Regen und die feuchte Beschaffenheit der Atmosphäre die Pflanzenwelt stets belebter sei und dadurch das Gedeihen mancher Pflanzungen um so sicherer zu erwarten stehe. Dieser mir höchst wichtigen Mittheilung vermag ich nicht zu widersprechen, weil ich keine Gegenbeweise habe. Dasselbe hat auch Schübler im Jahr 1830 in seinem Werkchen über den Einfluß des Mondes angeführt und begründet durch eine 28jährige Periode von Witterungsbeobachtungen. Muß ich auch solchen Männern gegenüber deren Behauptungen zugeben, so sind meine gemachten Beobachtungen doch noch nicht verworfen. Die angeführten Ergebnisse bleiben stets zuverläßig, nur daß dann der Zustand der Atmosphäre und nicht direct der Mondschein seine Wirkung äußert. Ob aber diese größere Regenmenge während des zunehmenden Monds nicht auch durch Einfluß des Letzteren erzeugt wird? dies ist eine andere Frage. Vielleicht wird ein Arzt die Güte haben, auch die Frage zu beantworten, ob in Bezug auf obenangeführte Wirkung bei Geisteskranken und Kröpfigen die feuchte Atmosphäre während des zunehmenden Mondes, oder das Wechseln desselben direkt die Ursache ist.

Was die Beantwortung der weitern Frage: ob die gärtnerischen Verrichtungen sich nach dem Mondwechsel richten sollen, betrifft, so muß ich als Gärtner dieselbe mit Nein beantworten, da ich, wie jeder Landwirth, wissen muß, daß man über die Zeit nicht so verfügen kann, wie man will; denn nur zu oft kommt vor, daß z. B. das Aussäen mehr Zeit beansprucht, als 2 und 3 ungünstige Mondwechsel zu-

sammen dauern. Wenn man aber sich darnach richten will und kann, so möge man folgende in den oben mitgetheilten Thatsachen begründete Anweisung befolgen.

Man fälle das Holz nicht während des zunehmenden Mondes, möge es zum Brennen, zum Bauen oder zu sonstigen Zwecken dienen, welche Regel indessen intelligente Forstwirthe schon längst und immerhin beachten.

Man nehme den Baumschnitt stets bei abnehmendem Monde vor, wenn es auch nur deßhalb geschieht, damit die dürren Stutzeln, welche sich fast immer durch das Beschneiden während des zunehmenden Monds ergeben, vermieden werden.

Man erndte die Weiden nur während des abnehmenden Mondes, wie auch alle Winzer in der Rheinpfalz schon längst thun.

Fragt mich aber Jemand, ob ich selbst diese Regeln in meinem gärtnerischen Wirken berücksichtige, so antworte ich offen Nein. Es fällt überhaupt sehr schwer, seine Verrichtungen nur bei Berücksichtigung der Kalenderangaben beginnen zu dürfen, ja es würde solches ein Zwang sein, welcher dem freien und guten Wirken schädlich sein würde.

Heilende Wirkung magnetisirter Bäumchen.

Herr Amtmann Ritsch zu Blümsdorf in Oberschlesien theilt im Magikon 2 Bd. S. 208 u. 453 mehrere interessante Erfahrungen über seine magnetische Heilungen mit. Daselbst erzählt er von einer Frau, die durch Magenkrämpfe bis zum Gerippe abgezehrt war, durch seine magnetische Behandlung in Schlafwachen verfiel, aber ganz hergestellt wurde. Zugleich befand sich eine Dienstmagd in seinem Hause, deren Nervensystem sich für Gegenstände, die er benützt hatte, sehr sensibel

zeigte und mit welcher er zuerst die Probe mit auf Verlangen jener Somnambule von ihm gesetzten magnetisirten Bäumchen anstellte, worüber er nun Folgendes mittheilt.

Ich mußte unter anderm auf dringendes Verlangen meiner Somnambule damals 4 spanische Fliederbäumchen nach ihrer Angabe in bestimmter Stellung zu einander pflanzen, und dann nach genauer Anordnung von ihr magnetisiren. Ich hatte die Sache verzögert, war auch schon ein paarmal von ihr erinnert worden, die Bäumchen ja recht bald zu pflanzen, wenn mir an meinem ferneren Wohlsein etwas gelegen wäre; endlich als von mir keine Anstalt getroffen wurde, erhielt ich auf ihre Veranlassung durch Herrn K., Pfarrer des Orts, 8 Stück Bäumchen zugeschickt, mit der Bitte, dieselben sofort versetzen zu lassen. Ich that es und pflanzte die 4 schönsten wie mir angegeben war, und die übrigen längs des Zaunes in meinem Blumengärtchen, und als dieselben im Frühjahr anfingen lebendig zu werden, magnetisirte ich sie wie mir angegeben war, aber nur die 4 zusammengestellten Bäumchen, die übrigen ließ ich unberührt. Ich hatte 3 derselben bereits einmal, den mittelsten aber zweimal magnetisirt, konnte mir aber nicht vorstellen, daß ein so behandelter Baum, obgleich ich in Kluge's Darstellung des Annim. M. davon gelesen hatte, einige Wirkung haben könne; um dies nun zu erproben ließ ich die erwähnte Magd ins Gärtchen kommen, hieß sie, ohne daß sie eine Ahnung hatte, zu was die Bäumchen bestimmt sind, oder was damit geschehen ist, eins von den unmagnetisirten Bäumchen anfassen und hieß sie acht geben, ob sie irgend ein Gefühl wahrnehmen würde: sie hielt dasselbe längere Zeit, fühlte aber nichts; nun hieß ich sie ein zweites ebenfalls nicht magnetisirtes anfassen, auch hier gab sie an, nichts zu fühlen; nun ließ ich sie ein einmal magnetisirtes Bäumchen anfassen, sie hatte es aber kaum angerührt, als sie auch sogleich schnell die Hand wegzog, und als ich frug, was ihr geschehen, sagte sie: es ist mir blitzschnell in den Arm gefahren, bis an den Ellenbogen ist er mir wie gelähmt und

schwer wie Blei geworden. Sie drückte und befühlte sich mit der andern Hand den Arm, bis ich einige ableitende Striche machte, worauf die Empfindung verschwand. Nun führte ich sie wieder zu einem unmagnetisirten Bäumchen, sie wollte aber nicht mehr anfühlen, doch auf Zureden that sie es, hielt längere Zeit, ohne auch nur das Mindeste zu fühlen; hierauf ließ ich sie aber das bereits zweimal magnetisirte mittelste Bäumchen anfassen. Kaum hatte sie dies gethan, so ließ sie auch dasselbe wieder los und sagte, es wäre ihr wie beim dritten Bäumchen in Arm gefahren, doch stärker, und bis an die Achsel sei der ganze Arm wie von Holz. Ich machte wieder einige Striche, und das Gefühl der Lähmung verlor sich, sie war jedoch zu weiterem Berühren der Bäumchen nicht mehr zu bringen: ich dagegen konnte dieselben anfassen und halten wie ich wollte, so fühlte ich nichts, und doch bin ich später durch diese magnetisirten Bäumchen, bei vorgekommenen Krankheitsfällen, mehrmals, und zwar jedesmal auf Anordnung der Somnambule, so wunderbar sicher und schnell wieder hergestellt worden.

Seit vier Jahren habe ich meinen früheren Wohnort verlassen, die Bäumchen blieben jedoch dort. Im vorigen Jahre wurde ich von der Somnambule aufgefordert, die Bäumchen von dort abholen und bei mir einpflanzen zu lassen, indem sie da sein müßten, wo ich sei; es unterblieb jedoch bis dieses Jahr im März, wo ich neuerdings die Aufforderung erhielt, ganz bestimmt die Bäumchen, welche nun schon armdicke Bäume geworden sind, abholen zu lassen. Anfangs April müßten sie in meiner Nähe sein, denn es stände mir sonst etwas Schlimmes bevor. Ich ließ daher dieselben dort abholen, und verpflanzte sie hier wieder in magnetisirte Erde und schlämmte sie mit dergleichen Wasser ein; sie kamen glücklich fort, und standen im Monat Mai in voller Blüthe, so als ob sie immer da gestanden hätten. Ich bin gottlob bis jetzt völlig gesund geblieben, mußte aber im Monat Mai durch 9 Tage immer den 3ten Tag 9 Minuten unter den Bäumen

verweilen, und erhielt die Weisung, mich öfter und jedesmal, wenn mir nicht wohl sei, unter denselben durch abwechselndes Anfassen in Berührung gesetzt aufzuhalten. Ich habe dabei nicht das geringste Gefühl, trotz aller Aufmerksamkeit, wahrnehmen können, doch blieb die gute Wirkung niemals aus. In früheren Jahren jedoch hatte ich zweimal Gelegenheit, eine auffallende Wirkung wahrzunehmen, und zwar das einemal bettlägerig krank mit Kopfschmerz und innerer trockener Hitze konnte ich trotz angewandter Schwitzmittel nicht in Schweiß kommen. Auf Anfragen erhielt ich von der Somnambule den Rath, Abends um 9 Uhr (es war im Winter bei vielem Schnee) in die Wolfschur (meinen Reisepelz) gehüllt, 15 Minuten unter den Bäumchen zu verweilen und das mittelste mit der rechten Hand festzuhalten; es ist fast unglaublich und dennoch gerieth ich so in Schweiß, daß mir die Tropfen auf der Stirne standen, und die Krankheit war gehoben. Ein zweites Mal hatte ich heftige entzündliche Kreuzschmerzen, ich konnte das Bette nicht verlassen, die Somnambule rieth mir, von ungebrauchter neuer Leinwand 3 handbreite Streifen nicht schneiden, sondern reißen zu lassen, dann dieselben 9 mal 9 Minuten um 3 magnetisirte Bäumchen gewickelt lassen, dieselben dann eben so lange um den Körper gewickelt im Bette liegend behalten, worauf sie in die Erde vergraben werden müßten. Merkwürdig war hier die Wirkung: ich bekam, so wie mir die Bänder umgewickelt waren, die heftigsten, fast unerträglichsten Schmerzen im Kreuze, welche bei Abnahme der Bänder nachließen, und schon den andern Tag konnte ich das Bette verlassen und war gesund. Auch will ich noch einer auffallenden Heilung durch diese Bäumchen erwähnen, die ich an meinem linken Fuße erlebte. Ich hatte mir vor vielen Jahren den Fuß im untern Gelenke verrenkt und nach der Heilung eine gewisse Steifigkeit im Gelenke behalten, so daß wenn ich einen schlechten Tritt machte, ich jedesmal die heftigsten Schmerzen zu leiden hatte und längere Zeit nicht gehen konnte; ja es kam einmal so weit, daß ich 2 Monate im Bette zubrachte und endlich der

Fuß mir abgenommen werden sollte. Endlich wurde durch ein sehr einfaches Mittel die Heilung wieder herbeigeführt, die Steifigkeit im Gelenke blieb aber dieselbe. Einige Jahre später frug ich die Somnambule, ob sie mir nicht einen Rath zur Heilung und Hebung der Steifigkeit mittheilen könnte, und sofort rieth sie mir, unter den magnetisirten Bäumchen täglich durch 9 Tage jeden Tag ein frisches Loch in die Erde zu graben, den Fuß bis ans Knie hineinzustellen und mit der ausgegrabenen, fein zerdrückten Erde umschütten und so jedesmal 15 Minuten in der Erde stecken lassen; auf diese Art wurde mein Fuß wieder ganz gesund und so gelenkig wie der andere. Es sind nun schon 8 Jahre, und keine Spur von Lähmung oder Schmerzen zeigt sich, wenn ich auch die angestrengteste Fußreise mache. Oefter habe ich, wie auch meine Frau, die Beobachtung gemacht, daß wenn manche fremde Personen zufälliger Weise unter diese Bäumchen kamen, unwohl wurden, ohne zu wissen, woher es kam, wenn sie sich aber davon entfernten, verlor sich auch wieder die Beklemmung. Ein ganz gesunder Mensch dagegen scheint auch nicht das Mindeste zu empfinden.

Mein früheres Versprechen, noch mehrere magnetische Heilungen, welche ich in früherer Zeit an fremden Personen erlebte, mitzutheilen, werde ich in Erfüllung bringen, so wie ich zum Schreiben mehr Zeit gewinne.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens,

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner

Fünfter Band. Drittes Heft.

Stuttgart.

Verlag von Ebner und Seubert.

1852.

Inhalt.

Ueber die Sensitiven und die od-magnetischen Briefe Herrn von Reichenbachs in der allg. Zeitung.

Schwaben zeichnet sich vor allen Gegenden Deutschlands besonders durch das häufige Vorkommen von Individuen aus, an denen die Kraft magnetischen Fühlens, Schauens und Wirkens, haftet und wo der Verfasser der odmagnetischen Briefe in der allg. Zeitung (der übrigens auch in Schwaben ist), die größte Menge von ihm sogenannter Sensitiven, und manche von ihnen in der bedeutendsten Ausbildung, finden könnte; aber wohl weniger in Schwabens Städten, von denen dieses Land (wenigstens der württembergische Antheil), auch keine große hat, als unter den Landbewohnern. Die größere Entwicklung dieser Kraft zeigt sich immer mehr da, wo die Menschen im Umgang mit der Natur sind, bei Ackerbau, Viehzucht, Bergbau ꝛc., im Tumulte und in der Unnatur großer Städte seltener. Nicht auf blindem Glauben, oder Aberglauben, beruht auch der in Schwaben mehr als irgendwo vorkommende Glauben an Sympathie, an magische Einwirkungen, an die Wünschelruthe, Besessensein und Geistererscheinungen, sondern der hier so feste Glauben an solche Erscheinungen beruht darauf, daß in diesem Lande solche aus der Natur nicht wegzustreichenden Erscheinungen, sollten sie auch hie und da abergläubische Auslegungen erhalten, von mehreren Individuen als vielleicht sonstwo, kraft ihrer eigenthümlichen

besondern Nervenbeschaffenheit, wahrgenommen und als existirend behauptet werden. —

Individuen, die empfindlich für die Ausströmung der Metalle und der Wasser sind, sogenannte Wasserschmecker, die mit der Wünschelruthe Wasser- und Metalladern zu suchen verstehen, gibt es in Württemberg, namentlich in Schwaben, sehr viele. Es zeigt sich bei solchen Individuen (wie der Herausgeber der Geschichte der Seherin von Prevorst in diesem Buche sagt), die Ruthe (gewöhnlich aus Haselnußholz, das für siderische Ausströmungen ein sehr guter Leiter ist) nur als sichtbarer Zeiger der auf die Nerven wirkenden siderischen Kraft.

Schon vor mehr als 30 Jahren entwarf der italienische Naturforscher Amoretti ein Namensverzeichniß solcher ihm in seinem Vaterlande vorgekommener Personen, an welchen er Versuche und Beobachtungen über ihre Empfindlichkeit für Metalle machte und bei denen die Wünschelruthe oder der Pendel über Metalle und über mit zweierlei Polen versehenen Naturprodukten, anschlug. Nach diesen seinen Beobachtungen (die er damals, schon vor 20 und mehr Jahren, angestellt hatte, also jetzt schon vor 50 Jahren und zwar zu den verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Orten) behauptete er, daß ungefähr der fünfte Theil des Menschengeschlechtes für die Ausströmung des Wassers und der Metalle empfindlich sei.

„Diese Zahl," schreibt er, „wird sehr groß scheinen, wenn man bedenkt, daß die mit der Wünschelruthe umzugehen Verstehenden für selten gehalten und als wunderbare Menschen angesehen werden. Allerdings sind sie jetzt selten und es gibt ganze Völker und Provinzen, wo man nicht Einen kennt, der mit dieser Kraft begabt wäre. Dennoch wage ich zu behaupten, daß es Deren gibt, und zwar in Mehrzahl. Ich habe Deren gefunden in Wien, wie in Neapel auf den höchsten Alpen, wie am Gestade des Meeres."

Amoretti notirte sich 400 solcher Personen und führte

100 von ihnen, die in Italien sehr bekannte Individuen waren: Staatsmänner, Professoren, Gelehrte aus jeder Wissenschaft, Geistliche 2c. mit Namen und der Angabe ihrer Wohnorte in seiner von Professor Kieser 1817 übersetzten Schrift betitelt: „Elemente der animalischen Electro-Metrie“ an. Nur an männlichen Individuen hatte er seine Beobachtungen gemacht. Um derlei Sensitiven zu erkennen, bediente sich Schreiber dieses schon seit 20 Jahren des Magneteisensteins aus Tyrol. Er entdeckte in diesen Octaeter die Eigenschaft, wenn er in die linke Hand eines Sensitiven gelegt wird, mehr oder weniger Empfindungen nach der Stärke dessen Sensitivität hervorzubringen, von dem Gefühle einer immer wachsenden Schwere in der Hand, auch eines leichten Brennens, bis zum völligen Steifwerden der Hand und des Armes, und im höchsten Grade bis zur Erweckung von Krämpfen in den Armen und selbst in den Füßen. Eine Nachsuchung nach solchen Sensitiven in Schwaben und namentlich unter dem Volke, wie Amoretti in Italien bei den gebildeten Ständen eine anstellte, würden wohl eine große Anzahl von Intensivsensitiven zu erkennen geben. Die ausgezeichnetste Sensitive, die bisher bekannt wurde, und die auch in Schwaben geboren, war die sogenannte Seherin von Prevorst. Die Versuche an dieser mit den verschiedensten Mineralien, Pflanzen und anderen Naturstoffen (worüber Görres und Schubert geistreiche Erklärungen gaben), sprachen für die höchste Empfindlichkeit dieser Person für jene geistigen Ausströmungen (man möge sie nennen, wie man wolle) und für ihre wirkliche Existenz, wie sie der Verfasser der odisch-magnetischen Briefe durch Versuche an Reihen von Sensitiven verschiedenen Geschlechtes glänzend dargethan hat. Eben jene Seherin sah auch aus den Augen aller Menschen Licht, Flämmchen, Odlicht (wenn man es so nennen will) ausgehen; aus den Augen der Frauen ein bläulichtes Flämmchen, aus den Augen der Männer ein mehr farbenloses, helles Flämmchen. Merkwürdig war ihr Gefühl von einem besonderen Imponderabile eines

lebendigen, belebenden Prinzipes, dessen Träger die Luft sei (des Aethers?). Ein naturforschender Freund des Schreiber dieses, hält die verschiedenen Modificationen der Imponderabilien alle für verschiedene Aetherbewegungen, die wohl in einander übergehen können und die die ganze materielle Natur durchwehen. Auch alle herrschenden Contagien, wie überhaupt der mit der atmosphärischen Constitution gegebene genius epidemicus, war für diese Sensitive fühlbar.

Wenn der Verfasser der odmagnetischen Briefe den Wunsch aussprach, es möchten zu praktischem Nutzen, jene Kraft des Fühlens und Schauens, viel mehr aufgesucht werden, so ist ihm sehr beizupflichten. Es ist bei dem häufigen Vorkommen dieser Kraft in Schwaben unter den mehr mit der Natur lebenden Ständen, den Bauern, Schäfern ꝛc. auch unter dem weiblichen Geschlechte, leider oft der Fall, daß viele Solcher, ihre Kraft praktisch, ohne Anleitung für sich selbst, in Anwendung bringen und sich unter dem Namen von Sympathetikern, Wasserschmeckern, Wahrsager, Seher in Spiegel und Gläser mit Wasser, und auch als Somnambule, zu ärztlichen und andern, oft sehr verkehrten Zwecken, gebrauchen lassen, auch bei Kranken nicht ihre magnetische Kraft allein, sondern dabei noch wirklich schädliche Quacksalbereien in Anwendung bringen, auch sehr oft zu wirklichen Betrügereien verleitet werden.

Die rationellen Aerzte in Schwaben würden gut daran thun, diese so häufig in ihrem Vaterlande sich findende Kraft, die oft schon da Heilung schuf, wo die Mittel der Apotheke nichts fruchteten, nicht vornehm und hochweise für Lug und Trug zu erklären, sondern Personen, die sie besitzen, zu Heilungen herbeizuziehen und unter ihrer Anleitung und Aufsicht ihre Kräfte auf Kranke wirken zu lassen.

Wir wissen übrigens jetzt doch von einem schwäbischen Arzte (es ist Dr. Theobald Kerner, praktischer Arzt in Stuttgart), der bei seinen magnetischen Heilungen jene Kräfte nicht verschmäht, sondern die mit ihnen begabten Individuen im

Volke aufsucht und prüft und unter seiner Anleitung in gewissen Fällen auf Kranke einwirken läßt, sich ihrer gleichsam als Arzneimittel bedient. Möge er den Anfang zu einer Bahn brechen, der noch ein weites Feld offen steht!

Ich füge dem hier Gesagten noch nachträglich bei:

Der Verfasser der odmagnetischen Briefe gibt uns in einer für das allgemeine Publikum sehr berechneten gelungenen Form, viele schon längst bekannte Thatsachen, die aber, wie er sich selbst auch ausspricht, von den Physikern theils geläugnet, theils nur wenig anerkannt und wissenschaftlich verfolgt wurden.

Ein neuer Nahme thut oft sehr viel und der Verfasser jener Briefe ist zu loben, daß er den Namen Od und Odisch für den Manchem so verdächtigen Namen Magnetismus, magnetisch und Sensitive für Elektrometrische fand und dadurch wohl jenen oft bestrittenen Naturwahrheiten neuen und bessern Eingang in Glasköpfe wird verschaffen können.

Wie unermüdlich der Schreiber dieses, jene mißkannten Naturwahrheiten schon seit mehreren Decennien der Welt vorgepredigt, davon zeugen seine Blätter aus Prevorst, dieses Magikon und besonders die Geschichte der Seherin von Prevorst, die noch manchem der Leser dieser Blätter im Gedächtniß sein werden. Nicht nur Amoretti, auch der schweizerische Naturforscher und Arzt Ebel, gab sich schon vor mehr als dreißig Jahren mit Aufsuchung Sensitiver und Versuchen mit ihnen in Wasser und Metallen, ab und fand allein in der Schweiz 150 Elektrometrische oder Sensitive auf.

Daß der Name Elektrometrie und elektrometrisch für diese Kraft nicht passend war, fühlte schon Kieser vor 30 Jahren, als er zu seiner Uebersetzung der Amorettischen Schrift folgende Note schrieb:

„Wie aber, wenn die hier wirkende Kraft dennoch

von der galvanischen und electrischen Kraft wesentlich verschieden wäre, wie schon Ritter (Siderismus 1. Bd.) angedeutet hat, und wie schon deßhalb zu vermuthen ist, weil die Identität und die nähere Beziehung dieser Kraft zur Elektricität noch bisher durch kein einziges Experiment bewiesen ist? — dann wäre der Name Elektrometrie (Kunst, die Elektricität zu messen) völlig falsch, und der Name Rhabdomantie (Errathen vermittelst einer Ruthe), obgleich diese Benennung nur von einer Art der Erscheinung derselben entlehnt ist, offenbar vorzuziehen, da in dem Errathen mit der Wünschelruthe doch eine wesentliche Eigenschaft dieser Kraft deutlich auftritt, am vorzüglichsten wäre aber wohl der von Ritter gebrauchte Name Siderismus. Der Name Elektrometrie, als durch ein Vorurtheil der Indentität dieser Kraft mit der Elektricität entstanden, taugt also, als den Begriff derselben falsch bestimmend, durchaus nichts; — die richtige Benennung mag aber erst gegeben werden, wenn wir für die Grundkraft der mesmerischen Erscheinungen einen, sie allein bezeichnenden, Namen gefunden haben."

Der Verfasser jener odmagnetischen Briefe schuf nun für diese Grundkraft der mesmerischen-Erscheinungen die lieber nichtssagende als etwas falschsagende Benennung, Od, odisch, odmagnetisch, statt der falschen elektrometrisch, elektromagnetisch. Das ist sehr gut, wenn auch dadurch nichts Neues gegeben ist. —

Auf den vielseitigen praktischen Nutzen, der aus Anwendung dieser Grundkraft fürs Leben hervorgeht, machte auch schon Amoretti in jener Schrift aufmerksam und wir wollen hier nur noch den Nutzen anführen, den die Chemie sich nach ihm von ihr zu versprechen hat.

„Haben auch die Ergebnisse dieser Kraft (sagt er) hinsichtlich der Qualität der Körper nicht die Gewißheit und Bestimmtheit der chemischen Analyse, so bieten sie wenigstens ein sehr leichtes, schnelles, kostenfreies und weder unbequemes,

noch gefahrvolles Mittel dar, mit Gewißheit die + oder — Qualität einer Substanz durch die bloße Berührung zu erkennen; und analogisch, wie ich so eben sagte, kann man hierdurch auch die Natur derselben erfahren. Wenn dieß aber auch nur ein Fingerzeig wäre, um den Chemiker zu benachrichtigen, so wäre es schon ein großer Gewinnst. Man sagte vor einigen Jahren, der Diamant sei ein Bitumen, aber ich fand, daß bei der gleichzeitigen Berührung des Bitumens und des Diamants die Bewegung aufhörte, und schloß daraus, daß beide nicht identisch seien. Wirklich fanden Allen und Pepys nachher, daß der Diamant eine reine Kohle sei und kein Bitumen, daher eine besondere Klasse bilde. So unterschied ich ohne chemische Analyse die Granaten von den Hyacinthen, welche eine entgegengesetzte Wirkung haben; aber auch diese von den Pyropen, welche gleichfalls + Wirkung zeigen, aber sie bei der gleichzeitigen Berührung verlieren. Die falschen Aerolithen habe ich auf diese Weise allezeit von den wahren unterschieden und habe diese, wenn sie auch ein ganz anderes Aeußeres hatten, bei der gleichzeitigen Berührung mit andern wieder erkannt. So habe ich Verfälschung der edeln Metalle entdeckt, ächte Münzen von falschen unterschieden; die antike Bronze von der modernen, die den edeln Metallen hinzugesetzte Legirung, die ächten Edelsteine von den künstlichen, den Agat, Carneol, Lapislazuli, Corallen von Glaspasten, und den wahren Ambra vom Glas und vom Gummi, welches zuweilen zu Betrug Gelegenheit gibt. Der Kürze wegen übergehe ich mehrere andere Beispiele. Es ist wahr, zuweilen hat die Elektrometrie in den zusammengesetzten Substanzen Bestandtheile angegeben, die sich nicht in denselben fanden; aber ist erwiesen, daß sie nicht in denselben vorhanden waren? Es ist nicht selten, daß ein Chemiker bei der Analyse eines Körpers eine Substanz findet, welche vorher nicht in demselben gefunden worden war. Zum Beispiel mag der Strontian dienen, welcher vom Arragonit bloß von Stromeyer und nachher von Laugier gefunden worden ist.

Diese Weise, die Qualität und Indentität bestimmter Substanzen vermittelst der elektrometrischen Instrumente und gleichzeitiger Berührung zu erkennen, ist zum Studium der Mineralogie sehr nützlich, und wer Gebirge untersuchen will, sowie, wer zu seinem Vergnügen eine Mineraliensammlung untersucht, führt, wenn er nur die Proben derjenigen Mineralien bei sich hat, welche er zu finden glaubt, gleichsam das Equivalent eines chemischen Laboratoriums mit sich. Nützlich ist sie ferner für jede Kunst, sei es zum Beispiel, um bei Geräthschaften Stahl von Eisen zu unterscheiden, oder bei den Farben das wahre Ultramarinblau von dem blauen Glasflusse, welches ihm gleicht; und so bei hundert andern Gelegenheiten, welche aufzuzählen hier nicht der Ort ist." —

Von dem Magneteisenstein, von dem ich so große Wirkungen auf Sensitive bemerkte, sagt Amoretti:

„Viele mineralische Substanzen zeigen durch die (siderische) Versuche zwei Pole, diejenige Substanz aber, welcher die Bipolarität mehr als irgend einer andern eigen ist, ist der natürliche Magneteisenstein, ein eigenthümliches Eisenerz. Sowohl dieser, als das magnetische Eisen, welches die beiden elektrometrischen Pole hat, dient bald als elektrometrisches Instrument, bald als Elektrometor. Aber in denselben Bergwerken, auf der Insel Elba, aus welchen man die besten Magneteisensteine zieht, gibt es Eisenerz, welches, ohne die magnetische Pole zu haben, vier elektromagnetische Pole zeigt, nämlich zwei Pole oben und zwei Pole unten, je zwei und zwei einander entgegengesetzt, von welcher Eigenschaft ich mich und andere durch tägliche Versuche überzeugt.

Ohne daß mir diese Eigenschaft des Magneteisensteins bekannt waren, entdeckte ich an ihm die Eigenschaft seiner großen Wirkung auf Sensitive, wie schon gesagt.

Merkwürdig ist, was Prof. Kieser in seiner Vorrede zu Amorettis Schrift (also schon vor mehr als dreißig

Jahren) über diese Erscheinungen von Einwirkung der Metalle auf verschiedene Menschen sagt:

„Obgleich diese Erscheinungen schon seit Jahrhunderten bekannt und im Volksglauben genährt und heilig gehalten worden sind, so haben sich doch in der letzten Zeit in Deutschland nur wenige die Mühe gegeben, sie durch genauere Untersuchungen näher kennen zu lernen, die Gesetze derselben zu erforschen und ihrer Natur nach zu erkennen. In Italien haben Fortis, Fontana, Thouvenel, Spalanzani u. A. außer unserem Amoretti, sich mit dem Gegenstande befreundet und, obgleich nach Italiener Weise der Sache keine wissenschaftliche Seite abgewonnen worden ist, so haben sie doch wenigstens das Dasein derselben außer allen Zweifel gesetzt. In Deutschland hingegen hat, abgesehen von einzelnen isolirten Beobachtungen und literarischen Sammlungen, außer unserm großen für die physikalischen Wissenschaften leider zu früh verstorbenen Ritter, sich fast Niemand dieser Angelegenheit auf solche Weise gewidmet, daß sie hierdurch gefördert und der Wissenschaft zu einer Bereicherung gedient hätte. Ja selbst Ritters unermüdlicher Eifer, mit welchem er sicheren Schrittes weiter schloß, als das Experiment ihm zu folgen vermochte, um, wie er sagt, „„den Gegenstand so in Deutschland zu fixiren, daß selbst, wenn ich morgen stürbe, er sicher in diesem vorzugsweise wissenschaftlichen Lande nie wieder verstummt, bevor er nicht völlig und für alle Zeiten ins Licht gesetzt ist,““ scheint mit Ursache gewesen zu sein, daß diese ganze Angelegenheit seit dessen letzter Schrift über diesen Gegenstand und bald nachher erfolgtem Tode, als auf bloßer Täuschung beruhend von den Weisen verspottet, ganz zur Seite gelegt, und nur in einzelnen unvollständigen Versuchen wieder vorgenommen wurde. Zur Schande unseres Vaterlandes muß man gestehen, daß in den letzten zehn Jahren keiner unserer Physiker im Stande gewesen ist, den zuerst von Ritter in Deutschland wissenschaftlich ergriffenen Gegenstand weiter zu führen, und was er in der Idee schon vollendet vor sich sah, die auf

bestimmte Gesetze zurückgeführte Darstellung dieser neuen Naturkraft zur Vollendung nur vorzubereiten, geschweige denn selbst zu vollenden. — Wann wird ein zweiter Ritter erstehen, der für die Rhabdomantie und für den von ihm so getauften Siderismus, bei welchem er selbst noch Pathenstelle vertreten und in welchem er — durch Wasserhose, Wirbelwind, rotirendes Metall im Fokus starker Linsen, den Tropfen Wasser auf glühendem Eisen, Baguettschlagen, Pendelkreisung, Pulsschlag, Muskelbewegung, Blutkügelchenspiel hinauf bis zur Sensation und Sichselbstvernehmung überhaupt — nur ein großes Gesetz, einen allgemeinen Grund desselben walten sah, wird, was er für den Galvanismus gewesen? — Wann wird ein Deutscher Deutschlands Ehre retten, in allen Wissenschaften das Wahre zu erkämpfen und auch hier nicht das Letzte gewesen zu sein, und was ein Italiener nur praktisch gezeigt, wissenschaftlich ergriffen, erkannt und ergründet zu haben!!" —

Möchten diese gerechten Wünsche Professor Kiesers, der auch so emsig im Felde der magnetischen Wissenschaften arbeitete, nun nach dreißig Jahren durch Herrn von Reichenbachs Bemühungen erfüllt werden!

In Betreff der odmagnetischen Briefe Herrn von Reichenbachs äußerte sich der edle Nestor magnetischer Wissenschaft, der geistreiche Professor von Eschenmayer, mit Folgendem:

„Die vielen latenten Eigenschaften, die im Nervengeist liegen, können sich in receptiven Personen auf die mannigfachste Weise äußern. Wenn nun die Herren ein neues Prinzip entdeckt zu haben glauben, so ist es weiter nichts, als eine besondere Modifikation des Nervengeistes, der in die verborgenen Kräfte der Natur einzudringen vermag. Die stärksten Proben davon gab die Seherin von Prevorst. Wie genau unterschied sie die Eigenschaften der Mineralien! Ich war selbst Augenzeuge,

wie ihr der Whiterit verdeckt in die Hand gegeben wurde, um mir das krampfhafte Lachen zu zeigen, das jedesmal darauf erfolgte. Und wie musterte sie die Wirkung der Traubensorten? Welche Rolle spielte bei ihr der Bergkrystall? Daß der Sonnenschein außer Helle und Wärme für sensitive Personen noch andere Eigenschaften mit sich führt, ist mir sehr wahrscheinlich. So scheint mir der Bergkrystall und manche Edelsteine Condensatoren des Lichts zu sein, wie auch am Eisenstab der Magnetismus und am Harzkuchen die Elektricität einen zu haben scheint. Mit sensitiven Personen lassen sich daher viele Experimente anstellen, die in der unendlichen Modifikabilität des Nervengeistes ihren Grund haben. Wer die große Experimentirkunst an Somnambulen mit angesehen hat, braucht solche Erscheinungen nicht hoch anzuschlagen. Die Seherin von Prevorst gab sich freiwillig zu manchen Versuchen her, die wunderbar schienen. So sah ich in ihren Händen die Wünschelruthe so heftig schlagen, daß sie dieselbe in ihren Händen kaum festhalten konnte. Aber alle diese Versuche waren gering zu achten gegen die geistigen Aufschlüsse, die sie uns über das innere Wesen des Nervengeistes und seine Vereinigung mit Seele und Geist, sowie auch über das Schauen und den Verkehr mit der Geisterwelt gab. Man macht sich heut zu Tag mit der sogenannten Magie der gesteigerten Naturkräfte sehr breit und meint, die Natur schaffe alles aus sich selbst, denkt aber nicht daran, daß die Kräfte schon Jahrtausende unbenützt da lagen und vergißt darüber den großen Urheber und Gesetzgeber, der sie in die Natur legte.

Der Makrokosmos erklärt durch den Mikrokosmos.

(Eingesandt.)*

Betrachten wir die belebten Geschöpfe, die organischen Körper auf unserer Erde, so finden wir bei allen ohne Ausnahme, seien es Pflanzen oder Thiere, eine Saftbewegung, wir finden, daß ein belebender Saft ihre Organe durchströmt. Bei den Thieren nennen wir diesen Saft Blut. Untersuchen wir dieses Blut in gehöriger Verdünnung unter dem Mikroskop, so sehen wir, daß es aus Kügelchen besteht. Diese Blutkügelchen variiren zwar öfters in ihrer Gestalt, bei den Menschen z. B. sind sie linsenförmig, bei den Vögeln und Reptilien mehr oval, aber immer ist jedes Blutkügelchen ein für sich bestehender Körper, zeigt eine gewisse constante Entfernung von dem benachbarten Blutkügelchen und eine eigene Bewegung, Propulsionskraft.

Werfen wir nun einen Blick über unsere Erde hinaus, so sehen wir Gestirne, d. h. runde Körper gleich unserer Erde, die eine eigene Bewegung haben und eine gewisse Entfernung von einander beobachten, kurz, wir finden eine ähnliche Erscheinung, wie wir sie auf Erden im Kleinen bei den Blutkügelchen beobachten, und nicht ohne Grund werden wir vom Kleinen auf das Große schließend, sagen können: Unser Erdball und die Gestirne ob uns sind die Blutkügelchen irgend eines lebenden Geschöpfes, das wie eine Pflanze oder ein Thier auf unserer Erde mit Millionen anderen Geschöpfen wieder auf einem Himmelskörper, d. h. einem Blutkügelchen, wohnt. Welchen unendlichen Blick eröffnet uns diese Ansicht in die allgewaltige Größe der Schöpfung! Wie nichtig klein

* Anmerkung. Wir nehmen diese Aufsätze hauptsächlich ihrer Originalität wegen auf.

stehen wir da als die unscheinbaren Bewohner eines Blutkügelchens, das uns eine Welt ist; aber auch welch stolzer, großer Gedanke wäre es wieder für uns! Die Millionen Blutkügelchen, die den Menschen durchrollen, sie alle sind bewohnte Weltkörper, deren Gott und Herr er ist; mit ihm leben und zerfallen alle diese Welten.

Ein anderer naturphilosophischer Versuch.

Die unorganischen Stoffe, z. B. die Mineralien, Metalle, das Wasser u. s. w. bestehen einfach aus Körper = a. Sie haben kein Leben. Das a kann sich verändern, aber es bleibt immer a.

Die Pflanzen haben neben einem verfeinerten a etwas, das die unorganischen Stoffe nicht haben, sie haben Leben, Lebensgeist, Nervengeist = b. Folglich bestehen sie aus a + b. Dieses b kann bald mehr, bald weniger ausgebildet und vollkommen bei ihnen sein; welcher Unterschied in der Lebensäußerung z. B. zwischen einer Palme und einer Mauerflechte! Sonnenschein, Regen erfrischt, kräftigt die Pflanze, d. h. es vermehrt das b und damit auch das a.

Das Thier hat noch etwas mehr, das die Pflanze, auch die ausgebildetste, nicht hat, es hat Seele (animus) = c. Folglich besteht das Thier aus a + b + c. Dieses c ist auch bald mehr, bald weniger ausgebildet. Bei dem Hunde z. B., welcher Leidenschaften und Gedächtniß, Treue u. s. w. zeigt, ist das c schon sehr entwickelt.

Der Mensch steht noch über dem Thiere, denn er hat außer der Seele noch Geist = d. Folglich besteht er aus a + b + c + d. Auch dieses d äußert sich im Leben bald mehr, bald weniger, oft scheint es fast ganz erloschen,

z. B. bei Cretinen. Hat der Mensch ein starkes b und concentrirt zugleich sein c (seinen Willen) auf einen Gegenstand außer ihm, so kann er diesem von seinem b mittheilen, d. h. er hat magnetische Kraft. Magnetisirtes Wasser ist a, an das der Mensch von seinem b Atome abgegeben hat.

Die unorganischen Stoffe können nicht sterben, weil sie schon an und für sich etwas Todtes sind, a bleibt immer a, wenn es sich auch in andern Gestalten zeigt, z. B. Wasser sich in Eis verwandelt oder in Gasform.

Stirbt die Pflanze, so verschwindet b, a aber bleibt sichtbar als ein todter Körper zurück.

Stirbt das Thier, so trennt sich b + c von a. a ist der sichtbare Leichnam. War c im Thiere sehr ausgebildet, so wird dieses c vermöge dem b, das eigentlich nur ein verfeinertes, weniger materielles a ist, noch sich äußern können; hieher gehören die Fälle, wo treue Hunde, die fern von ihrem Herrn starben, diesem noch ein Zeichen ihrer Anhänglichkeit, ihrer Sehnsucht nach ihm, gaben, indem der Herr sie an der Thüre kratzen hörte. Dieß geschah in Momenten, wo sich b + c von a trennte.

Stirbt der Mensch, so trennt sich b + c + d von a. Je mehr nun die Seele des Menschen am Irdischen gehangen hat, desto schwerer wird ihr der Abschied von a fallen, und c + d wird vermöge dem materiellen b sich dem lebenden Menschen zu äußern suchen, d. h. als Geist (Gespenst) erscheinen. Je thierischer der Mensch im Leben war, desto mehr wird b + c das d überwiegen. Dann wird der Geist als Poltergeist, schwarzer Geist, ja sogar in Gestalt eines Thieres erscheinen, oder b + c + d wird sich ein anderes a suchen wollen, hierher gehören die Fälle von Besessenen, auch die Vampyren. — Je seeliger der Geist wird, desto mehr wird d überwiegen und b und c als die schwächeren, hinsterbenden Elemente erscheinen. Die Geistererscheinung wird immer lichter werden. Endlich wird das irdische b ganz abgestreift sein und nur noch b + c, d. h. ein Geist

vorhanden sein, den gewöhnliche Sterbliche nimmer sehen können, der sich nimmer durch Gepolter, Werfen u. s. w. äußern kann, dessen Nähe wir nur hie und da ahnen: Schutzgeist. — Aber auch c als etwas Individuelles, dem Irdischen Verfallenes, wird sich endlich von d losschälen müssen, und dann erst wird der Mensch eigentlich gestorben sein, d. h. seine Individualität verloren haben; d aber (divinum) der göttliche Funke, der unserer Seele als Leiter und Leuchte mitgegeben war, wird wieder zurückkehren zu dem, von dem er uns geliehen ward, wird Eins sein mit Gott. (??)

Idiosomnambulismus.

Die rufenden Kinder in Niedereggenen im Badischen.

Mittheilungen von Feldberg.

Es war gegen das Ende des vorigen, und zu Anfang dieses Jahres, daß in dem evang. Pfarrdorfe Niedereggenen Bez.-A. Müllheim, mehrere Kinder und zwar Mädchen von 9 bis 12, 13 Jahren, sowohl während sie in der Schule waren, als auch während dem Gottesdienste in der Kirche, und ohne daß es irgend eine Veranlassung dazu gab, von seltsamen Zufällen ergriffen wurden, Zufälle, welche viele Aehnlichkeit mit den Aeußerungen des Veitstanzes hatten. Die damit Befallenen mußten aus der Schule wie aus der Kirche entfernt werden, wo sich alsdann im Freien die Krankheit in convulsivischen Krämpfen, seltsamen Sprüngen und Bewegungen, sowie mit abwechselndem Lachen, Weinen, Jauchzen und Schreien kund that. Nach Hause und zu Bette gebracht, traten sodann jene Zustände ein, welche am meisten Aehnliches mit dem magnetischen Schlaf haben; die Eltern hielten es

aber für den natürlichen Schlaf und wunderten sich nur, daß er oft so lange daure. Erst als einmal ein Kind von seinen Eltern gefragt ward, ob es schlafe, antwortete es: es sei nicht im gewöhnlichen Schlaf, sondern in einem höheren Zustande.

So trat denn nun das religiöse Schlafwachen oder der spontane Somnambulismus ein, von welchem weder Eltern noch Kinder vorher ein Wort wußten. In diesem Zustande beteten sie oft mit großer Innigkeit, oder sangen geistliche Lieder, oder recitirten solche, mit vielen Bibelstellen untermischt.

Die Zahl dieser Kinder, die von diesem Schlafwachen befallen wurden, belief sich allmählig auf 14 bis 15, alle weiblichen Geschlechts und noch Keines derselben war confirmirt, sie waren alle noch schulpflichtig.

Bei dem Einen trat der Zustand stärker, bei dem andern wieder in schwächerem Grade hervor, ja in sehr verschiedenen Abstufungen und Modificationen.

Die Eltern dieser Kinder, zum Theil unerfahrene, auch in christlicher Erkenntniß nicht sehr gefördert und in solchen Dingen ganz unkundige Leute, zum Theil sogar widrig dagegen gesinnt, indem sie den Kindern vorwarfen, es sei nur Phantasterei und Verstellung von ihnen, wußten nicht, was sie daraus machen, und wie sie sich dazu verhalten sollten. Die Dorfgenossen redeten von Hexerei und Zauberei und bewegten sie, sympathetische Mittel dagegen anzuwenden, was auch geschah, jedoch ohne allen Erfolg. Der sehr wissenschaftlich gebildete und fromme Geistliche des Orts, durch häusliche Unglücksfälle schwer heimgesucht, war zu schüchtern, gleich bei dem Erscheinen der Sache dem Physikat die erforderliche Anzeige zu machen, und so dauerte die fatale sogenannte (!) sympathetische Kur eine Zeitlang.

Monate vergingen darüber. Einige dieser Kinder hatten die convulsivischen Anfälle so stark, daß sie viele Wochen zu Bette liegen mußten. Bei dem Einen verschwanden sie sogleich auf das Gebet eines glaubenskräftigen, hochbegabten

Geistlichen; Andere blieben davon verschont, und bei den Dritten verloren sich die Krämpfe auch allmählig.

Endlich trat bei Allen ein anderes Stadium ein. Die Krämpfe hörten völlig auf, die Kinder sämmtlich wurden gesund, ohne Heilmittel eingenommen zu haben, und es zeigten sich keinerlei Symptome körperlicher Krankheit mehr bei denselben. Der physische Organismus blieb ganz ungestört, nur daß sie fast täglich und zwar oft zweimal des Tags in jenen wundersamen Schlaf verfielen, wo sich dann ihre äußern Sinne gänzlich schloßen, wo sie, überwältigt von der Macht des Geistes, Organe desselben wurden, und in einem Zustande der Extase Reden und Zeugnisse an die sie Umgebenden hielten, worin sie mit feierlichem Ernste und mächtigem Geistesdrange die Menschen zur Buße, zum Glauben an den Herrn Jesum Christum und an sein heiliges Wort aufforderten. In Gesichten oder Visionen that sich ihnen der Geist des Herrn ebenfalls, bald auf liebliche und ergreifende, bald auf schauerliche und ernste Weise kund.

Dieß geschah abwechselnd, bald Morgens, bald Abends, bald bei nächtlicher Zeit und auch oft während der Arbeit.

Ein Kind, ein Mädchen von 9 bis 10 Jahren, das noch nicht davon ergriffen war, ein munteres liebes Kind, fiel auf einem Spaziergang beim Erdbeerensuchen im Walde plötzlich um und in diesen Zustand, und sprach zum ersten Mal in solcher Weise. Einem Andern begegnete es auf der Straße.

Erst nachdem diese Ereignisse in der ganzen Umgegend weit und breit bekannt geworden und ein Zulauf von allen Seiten her entstand, wurde an das betreffende Bezirksamt, eine jedenfalls einseitige Anzeige darüber gemacht, und durch dasselbe das Physikat beauftragt, die Sache ärztlich zu untersuchen.

So viel uns bekannt ist, war das Physikat einigemal an Ort und Stelle, fand sich aber, wie es scheint, nicht veran-

laßt, eine medicinische Behandlung vorzunehmen, da es die Kinder gesund fand.

Hingegen fand sich das Bezirksamt nicht veranlaßt, von diesen wunderbaren Begebenheiten durch eigenes Sehen und Hören zu überzeugen, und ordnete blos strenge polizeiliche Maßregeln an, um das Zuströmen der Leute zu verhindern, was bei nächtlicher Zeit, wo leicht Unordnungen und Ruhestörungen eintreten, nur zu billigen ist.

Was der Unterzeichnete, welcher Gelegenheit hatte, diese Kinder, als sie einigemal ihre nahen Verwandten dahier besuchten, in seiner eigenen Gemeinde (Feldberg) kennen zu lernen und reden zu hören, als Resultat seiner Wahrnehmungen darüber der Wahrheit gemäß zu sagen hat, ist Folgendes:

Die stufenweise Entwicklung der Gabe ist für den genauen Beobachter sehr interessant. Noch vor vier Wochen war es noch nicht, noch lange nicht, was es jetzt ist, namentlich war es auch die Einmischung verstorbener Geister auf die Kinder, was das Werk trübte, das hat nun g a n z aufgehört, und die Kinder stehen unter keinem andern Einfluß und wollen keine anderen Geister zu Führern, als den von Christus verheißenen und am Tage der Pfingsten der Kirche mitgetheilten, heiligen Geist.

Diese Kinder alle sind körperlich gesund, gehen in die Schule und Kirche, arbeiten zu Hause und auf dem Felde und haben, wenn man ihnen mit Liebe entgegenkommt, etwas Offenes, Freundliches, Zutrauliches. Bei Einigen ist besonders auch ein leuchtendes Auge bemerkbar; sie machen auf Jeden, der nicht schon vorher durch schiefe und feindselige Berichte dagegen eingenommen ist, auf jeden Unbefangenen einen wohlthuenden Eindruck. Nach ihren intellektuellen Fähigkeiten, Temperament, Seelenstimmung, sind sie sehr verschieden. Einige sind geistig weit entwickelter und auch die Gabe ist reicher, als bei Andern. Die Reden des Einen sind erschütternd, die des andern Kindes milder, inniger, die meisten aber

sprechen mit außerordentlicher Kraft der Stimme oft eine volle Stunde und drüber. Beim Zurückkehren ins gemeinwahre Leben fühlen sie nicht die geringste Ermüdung oder Abspannung, im Gegentheil, sie fühlen sich innerlich freudig gestimmt und selbst körperlich erfrischt und munter. Was den Inhalt ihrer Zeugnisse anbetrifft, so bemerkt man seit einiger Zeit eine bedeutende Zunahme geistiger Kraft und gediegenen inneren Lebens. Ein Mädchen von 9 Jahren, klein, zart, fast nur eine Handvoll Körperlichkeit, hörte ich, und seine Rede war wie die eines Propheten der Vorzeit, ernst und erschütternd. Ihre Zeugnisse fließen auch in formeller Hinsicht wie ein Strom, mächtig und schnell, sie sind voll heiligen Ernstes zwar keine studirt methodisch zugeschnitzten und zugestutzten Predigten, womit man ohnehin, daß ich so sage, keinen Hund aus dem Ofen lockt, aber ergreifende, ins Innere dringende, zur Bekehrung rufende Weckstimmen, die mit wunderbarer Gewißheit ernst und laut verkündigen, daß der Richter vor der Thüre, die Christenheit zum Gericht reif sei, und schwere, immer schwerere Strafgerichte der im Abfall stehenden Christenheit warten. Dann ermahnen sie wieder zur Uebung christlicher Tugenden, zur Barmherzigkeit, Versöhnlichkeit, Milde, Bruderliebe, Sanftmuth, Geduld, Gottvertrauen, zum Wachen, Beten, zur Heiligung des Sonntags, zum Gehorsam gegen weltliche und kirchliche Obrigkeit, und verkünden den Unbußfertigen ihr schreckliches Gericht, sowie den Gläubigen und Gehorsamen die baldige himmlische Belohnung.

Mit der rührendsten Inbrunst beten sie nicht nur im Schlafwachenzustande, sondern auch im gewöhnlichen Wachen für die Christen aller Confessionen, besonders auch für unsern geliebten Landesregenten, den Prinzen Friedrich, für alle Obrigkeiten, für ihren Seelsorger, und flehen das göttliche Erbarmen um Segen für Alle an.

Wir sagen jedoch dieß nicht, daß man etwa glauben möchte, die Kinder seien im gewöhnlichen Zustande Heilige, oder Engel Gottes. Nein, sie sind Kinder wie Andere, kindlich

ganz ihrem Alter angemessen, auch fröhlich, heiter, aber dadurch zeichnen sie sich vor vielen Andern aus, daß sie eine brennende Liebe zum Erlöser haben, und unter sich selbst wie zärtliche Geschwister sind, ihre Eltern geben ihnen auch das Zeugniß des Gehorsams und eines musterhaften Betragens. Ja man darf, besonders seit einigen Wochen oder Monaten von ihnen sagen, daß sie im gewöhnlich wachen Zustande in ernster und beständiger Uebung dessen stehen, was sie Anderen im schlafwachen Zustande verkündigen. Wenn dann auch dann und wann eines derselben in der Schule seinen Katechismus nicht so fertig hersagen kann, oder stecken bleibt, so wird der Psychologe wohl schwerlich daraus den Schluß ziehen, das Kind sei ein gottlos Kind. Es gilt doch gewiß gerade am meisten dem kindlichen Alter das bekannte Wort: Homo sum nil humani a me alienum puto.

Dabei wiederhole ich es: es ist besonders rührend, wie diese Kinder sich unter einander lieb haben. Sie sind unter einander ein Herz und eine Seele, und wo sie im Stillen sich zusammenfinden (es ist ihnen polizeilich verboten, beieinander zu sein), da beten sie auch miteinander zum Herrn und verbinden sich stets aufs Neue, zur Ehre Gottes ihres Heilandes zu leben, und seinen Willen zu thun allezeit. Ein so reges, christlich religiöses Leben, wie es unter diesen Kindern herrscht, ist in unsern Tagen eine große Seltenheit. Wie mögen aber die Herren es verantworten, die in unbegreiflicher Verkennung der heiligsten Kindesrechte, diesen Kindern, es verbieten unter sich zusammen zu kommen und miteinander zu beten, vor dem Herrn aller Herren, der gesagt hat: „Wo zwei oder drei versammelt sind in Meinem Namen, da bin ich Ich in ihrer Mitte!“ Dank und Anerkennung unserm würdigen und verehrten Dekan der Diözöse, R. in M., jetzt in C.......h, der von Anfang seiner Bekanntschaft mit der Sache zu einem äußerst schonenden Verfahren mit den Kindern, zu ernster, treuer, seelsorgerlichen Leitung und zu sorgfältiger Prüfung und väterlicher Behandlung derselben anrieth, und rauhes

polizeiliches Einschreiten mißbilligte. Diese Kinder danken es ihm täglich, daß er sie so liebend aufnahm und die Sache als Gottes Werk erkannte, und beten für ihn, daß Gott ihn dafür reichlich segnen wolle. (Würde Herr R. jetzt diese Kinder hören; wie würde er sich dann erst freuen, da die Gabe sich seitdem ganz merkwürdig entwickelt und vergeistigt hat.)

Mit einem Schlußwort alles zu sagen.

Es ist diese Erscheinung das Werk des guten, des heiligen Geistes zur Erweckung und zum Heil denen, welche sie hören. Weckstimmen, in harmonischem Zusammenhang mit Gottes Wort und mit dem ernsten bedeutungsvollen Zeichen unsrer Tage. Diese Stimme zu unterdrücken, dürfte auch für diese Kinder, selbst psychologisch und physisch die gefährlichsten Folgen haben, es hieße dieß: den Geist **dämpfen;** uud wahrlich, dieß ist nicht nothwendig, da weder bei Geistlichen noch Weltlichen allzuviel Geist von Oben vorhanden ist. Wer diesen Geist der Wahrheit dämpft, der spricht sich selbst das Urtheil und bezeugt, daß er nicht von Gott, sondern von der Welt ist und darum auch mit der Welt dahin fahren will.

Man beherzige schließlich die Stelle Matth. 11, 25. 26, ferner im dritten Bande des Magikon von J. Kerner Seite 59 ff. den Aufsatz: „die Predigtkrankheit in Schweden vom Jahr 1844.“ Fernere Mittheilungen behalten wir uns vor, und versprechen sie einstweilen dem denkenden Leser.

Feldberg, den 12. August 1852.

Pfarrer Schneider.

Der sogenannte Klopfgeist in Bergzabern u. s. w.

Unter diesem Titel wurden mir einige gedruckte Blätter freundlichst zugesandt, wahrscheinlich von dem Verfasser, Herr Blank, Redakteur des Bergzabner Wochenblattes. Ich theile sie hier im Abdruck mit und lasse ihnen eine von dem dortigen Kantonsarzt, Herrn Beutner, mir zugekommenen schriftlichen Bericht und noch Weiteres zu dieser nicht unmerkwürdigen Geschichte eines magnetischen Zustandes, nachfolgen.

J. Kerner.

Am ersten Januar dieses Jahres vernahm die Familie Peter Sänger in Bergzabern in ihrem Hause in einem Zimmer neben der Wohnstube ein Klopfen, ein Gehämmer, das anfänglich mit dumpfen Schlägen begann, welche sehr weit herzukommen schienen, aber nach und nach sich stärker und heftiger zeigten. Die Schläge schienen aus der Mauer zu kommen, oder von unten gegen die Mauer geführt zu werden, an welcher das Bett ihres zweitältesten 11jährigen Kindes stand, und in welchem jenes Kind schlafend lag. Gewöhnlich zeigte sich das Klopfen von ½10 bis ½11 Uhr Abends. Die Eheleute Sänger achteten im Anfang nicht darauf. Als sich aber das Klopfen an jedem folgenden Abend vernehmen ließ, kam man auf den Gedanken, es könne von einem neben der Wand im angränzenden Hause liegenden kranken Manne herrühren, der des Abends zum Zeitvertreibe an der Wand trommle. Allein es zeigte sich sehr bald, daß dieser Mann nicht die Ursache des Klopfens war und auch nicht sein konnte Ebenso führte das Aufreißen des Stubenbodens und das Einschlagen der Wand zu keinem Resultate. Das Bett wurde auf die entgegengesetzte Seite des Zimmers gestellt, und wunderbarer Weise zeigte sich das Klopfen jetzt auf dieser Seite.

Dasselbe begann gewöhnlich augenblicklich nach dem Einschlafen des Kindes, so daß es bald klar wurde, daß das Klopfen auf irgend eine Weise mit dem Kinde zusammenhängen müsse, und gab man der Vermuthung Raum — nachdem auch alle Untersuchungen von Seiten der Polizei wegen eines Spukes erfolglos waren — es müsse dasselbe durch irgend eine Krankheit des Kindes oder einen organischen Fehler im Innern desselben hervorgebracht werden. Alle deßhalb angestellten Nachforschungen waren jedoch fruchtlos und sind es bis zur Stunde geblieben. Heute noch ist das Klopfen den Aerzten ein Räthsel. —

Mittlerweile entwickelte sich die Sache immer mehr; das Klopfen wurde länger als eine Stunde und mitunter in sehr heftigen Schlägen vernommen. Das Kind hatte man jetzt in das Wohnzimmer und in ein anderes Bett gebracht, und der Klopfer ließ sich jetzt im Wohnzimmer, unter dem Bette, in dem Bette und aus der Mauer vernehmen. Das Klopfen selbst wurde in verschiedenen Weisen vernommen: Es gab einfache, starke und leisere Schläge, gleich darauf aber folgte irgend ein militärischer Marsch, Tänze 2c. 2c.

Nachdem das Kind einige Tage in dem vorderen Zimmer gelegen war, bemerkte man, daß es Abends im Schlafe in kurzen, abgebrochenen, anfänglich unartikulirten Tönen zu sprechen begann. Die Worte wurden jedoch bald deutlicher und verständlich, und es schien, als unterhalte sich das Kind mit einem andern Wesen, über welches zu gebieten es Macht habe. Wir wollen unter den sich täglich erneuernden Beispielen nur eines anführen, bei welchem Schreiber dieses selbst Zeuge war. Das Kind lag im Bette auf der rechten Seite. Kaum war es eingeschlafen, als das Klopfen und Sprechen des Kindes folgendermaßen begann: „Du, du, schlag' einen Marsch!“ und es schlug einen Marsch, der dem bayerischen Feldschritte nicht unähnlich war. Auf das Kommando des Kindes: „Halt!“ verstummte der Klopfer. Es befahl weiter: „Schlag drei-, sechs-, neunmal!“ und der Klopfer that, wie

ihm befohlen war. Als er auf das Kommando neunzehnmal zu schlagen, zwanzigmal schlug, sagte das schlafende Kind: „Nicht recht, es waren zwanzig,“ und im Moment schlug es neunzehnmal. Weiter befahl die Schläferin: „Dreißigmal!“ es gab dreißig Schläge. „Hundertmal!“ — Hier konnte man aber nur bis etwa vierzig zählen, da die Schläge zu schnell auf einander folgten. Mit dem letzten Schlage sagte das Kind: „Ganz recht, jetzt aber Hundertundzehn!“ — Hier konnte man ebenfalls nur bis ungefähr fünfzig zählen. Mit dem letzten Schlage sprach abermals die Schläferin: „Nicht recht, es waren nur Hundertundsechs!“ und im Moment gab es noch vier Schläge, daß die Zahl hundertundzehn voll war. Das Kind weiter: „Tausend!“ es schlug fünfzehnmal. „Nun, Allons!“ es gab noch fünf Schläge, und der Klopfer verstummte. Nun kamen die Anwesenden auf den Gedanken, ihrerseits dem Klopfer auch Befehle zu geben, und siehe, er that Alles, was man von ihm verlangte; er schwieg, als man halt, still, ruhig befahl, fing aber bald darauf wieder von selbst — ohne Befehl — zu klopfen an. Einer der Anwesenden sagte nun leise in einer Ecke des Zimmers, daß er ihm in Gedanken — also ohne etwas zu sprechen — befehlen wolle, daß er sechsmal schlage. Er stellte sich vor das Bett, sprach kein Wort und — es gab sechs Schläge. Noch einmal befahl man in Gedanken, daß es viermal schlagen solle, und wieder gab es vier Schläge. Dasselbe soll jedoch auch von mehreren andern Personen probirt worden sein, aber nicht immer eingetroffen haben. Plötzlich streckte das Kind die Glieder, schlug die Bettdecke hinweg und erwachte.

Als man es nun fragte, was ihm vorgekommen sei, gab es zur Antwort, „daß es einen großen Mann mit einem „„wüsten Gesicht““ gesehen habe, der immer vor seinem Bette stehe und ihm die Kniee halte. Auch erklärte es, daß es an den Knieen einen Schmerz verspüre, sobald dieser Mann klopfe. — Von Neuem schlief das Kind ein, und es traten dieselben Erscheinungen hervor, bis es auf der Zimmeruhr

eilf Uhr schlug. Plötzlich verstummte der Klopfer, das Kind versank in den Schlaf eines gesunden Menschen, was man besonders am Athemholen wahrnahm, und für den Abend ließ sich nichts mehr vernehmen. — Wir bemerken dabei noch, daß auf Kommando der Klopfer verschiedene Militärmärsche schlug. Mehrere Personen wollen nämlich erkannt haben, daß, als man einen russischen, österreichischen und französischen Parademarsch verlangte, dieselben vollkommen richtig geschlagen worden seien.

Am 25. Februar abhin sagte das Kind Abends im Schlafe: „So du willst jetzt nicht mehr klopfen, kratzen willst du, nun ich will sehen, wie du das machst!" — und wirklich ließ sich am Tage darauf — 26. Februar — Abends statt des Klopfens ein Kratzen vernehmen, was aus dem Bette zu kommen schien und heute noch fortdauert. Das Klopfen stellte sich jedoch auch wieder ein und wird jetzt sowohl abwechselnd mit dem Kratzen, als auch beides zugleich und zwar in der Art vernommen, daß bei den Märschen und Tänzen das Kratzen die erste Stimme spielt und das Klopfen dazu secondirt. Auf Befragen kratzt oder klopft es die Stunde an, erräth das Alter der Personen rc., letzteres jedoch nicht immer, aber in der Regel zum zweiten oder drittenmale, sobald man gesagt hat, daß die Schläge nicht richtig seien. — Manche Personen bekommen auch auf den Befehl, das Alter anzugeben, statt dessen einen Marsch geschlagen.

Das Sprechen des Kindes im Schlafe steigerte sich nun von Tag zu Tag. Von einzelnen Worten und kurzen Befehlen an den Klopfer kam es zu dem Sprechen ganzer Sätze und endlich zur Unterhaltung mit ihren Eltern und Geschwistern. So sprach es z. B. des Morgens — am Tage — mit seiner älteren Schwester von religiösen Dingen in ermahnendem und verweisendem Tone, indem es sagte, sie müsse in den Gottesdienst gehen, ihr Gebet täglich verrichten, ihren Eltern in allem willig gehorsamen und was Derartiges mehr war. Dann begann es auch am Abend förmlich religiöse

Vorträge zu halten, an denen jedoch etwas besonders höher Geistiges gerade nicht zu bemerken war; vielmehr war der Inhalt dieser Vorträge das, was die Kinder beim Religionsunterrichte in der Schule gelehrt werden. Bevor das Kind mit seinen Vorträgen begann, hatte es gewöhnlich schon eine Stunde vorher geklopft oder gekratzt, nicht allein im schlafenden, sondern auch im wachenden Zustande des Kindes. Wir haben gesehen, daß das Kind Speise und Trank zu sich nahm und daß es während dem fortklopfte und kratzte, ja das Kind selbst im wachenden Zustande dem Klopfer Befehle ertheilte, welche alle vollzogen wurden.

Samstags den 6. März Abends, nachdem das Kind schon des Mittags seinem Vater im wachenden Zustande vorausgesagt hatte, daß am Abend um 9 Uhr der Klopfer erscheinen werde, waren viele Personen in dem Hause von Sänger gegenwärtig. Mit dem Schlage 9 Uhr that es vier mächtige Schläge aus der Mauer, so daß die Anwesenden in nicht geringen Schrecken versetzt wurden. Gleich darauf schlug es zum erstenmale außen an die Bettlade, daß das ganze Bett erzitterte. Diese Schläge zeigten sich auf allen Seiten der Bettlade, bald da, bald dort. Abwechselnd klopfte und kratzte es auch in dem Bette. Auf Befehl des Kindes und der anwesenden Personen, daß es außen an die Bettlade klopfen solle, klopfte es außen und umgekehrt, wie man es verlangte. Plötzlich erhob sich die Bettlade, währenddem es stark klopfte, hin und her. Mehr als fünf der Anwesenden versuchten, die Bettlade niederzudrücken, was ihnen jedoch nicht gelang. Als sie dieselbe wieder aus den Händen ließen, schwankte sie noch einigemale und ließ sich dann wieder nieder. Dasselbe soll auch schon früher einmal geschehen sein.

An jenem Abend hielt auch das Kind eine sogenannte Rede. Wir wollen uns hier kurz darüber verbreiten.

Vor Allem ist zu bemerken, daß das Kind in demselben Augenblicke, als es den Kopf niederlegte, auch schon einge-

schlafen war, worauf dann sogleich das Klopfen und Kratzen begann. Bei dem Klopfen wimmerte das Kind sehr, strampelte mit den Füßen und schien nicht unbedeutend zu leiden. Dies war jedoch bei dem Kratzen nicht der Fall. Als nun die Zeit kam, wo es seine Rede beginnen wollte, legte sich das Kind auf den Rücken, sein Antlitz wurde ganz bleich, und bleich erschienen auch seine Hände und Arme. Indem es mit der rechten Hand winkte, sagte es: „So, komme daher vor das Bett, und lege deine Hände zusammen, ich will dir erzählen von dem lieben Heilande!“ Nun waren das Klopfen und Kratzen plötzlich verstummt, und alle Anwesenden harrten mit gespannter Aufmerksamkeit der Rede der Schläferin.

Sie sprach ganz langsam, äußerst verständlich und ein reines Hochdeutsch, was um so mehr auffiel, als das Kind in der Schule vor andern Kindern in den Lehrgegenständen zurück sein soll, da es in Folge von wehen Augen am Lernen fast immer verhindert war. Ihre Rede drehte sich um das Leben und Wirken Jesu von seinem zwölften Jahre an. Sie sprach davon, als er im Tempel unter den Schriftgelehrten saß, von seinen Wohlthaten, die er dem Menschengeschlechte erzeugt, von seinen Wundern, die er gewirkt habe. Ferner verbreitete sie sich über seine Leidensgeschichte, indem sie den Juden eine scharfe Strafpredigt hielt, die den Heiland, trotz seiner vielen Wohlthaten und Segnungen auf so undankbare Weise ans Kreuz geschlagen und gemordet hätten. Schließlich richtete das Kind ein inbrünstiges Gebet zu Gott, „daß er ihm doch die Gnade verleihen möge, das Leiden, was er ihm geschickt habe, mit Geduld zu tragen. Er habe es ja dazu auserwählt, mit diesem Geiste zu verkehren.“ Ergreifend war es, anzuhören, als es in diesem Gebete die Bitte aussprach, Gott möge es doch noch nicht sterben lassen, es sei ja noch ein kleines Kind, es wolle noch nicht in das finstere Grab. Am Schlusse seiner Rede betete es mit feierlicher Stimme das Vaterunser. Als sie geendet hatte, sagte sie: „So, jetzt kannst du wieder gehen!“ und im Augenblicke begann das

Klopfen und Kratzen wieder. Sie citirte jedoch den Klopfer noch zweimal, wobei jedesmal das Klopfen aufhörte, sprach noch etwas und sagte dann: „so jetzt kannst du gehen in Gottes Namen!" und — erwachte.

Während dieser Rede des Kindes waren die Augen desselben fest geschlossen, die Lippen aber bewegten sich, was die anwesenden Personen, welche zunächst um das Bett standen, bemerken konnten. Die Stimme des Kindes, während dem es sprach, war äußerst wohlklingend und rein.

Nach dem Erwachen fragte man das Kind, was es denn gesehen habe und wer bei ihm gewesen sei? Es antwortete: „der Mann, der als zu ihm komme!" — Auf die Frage, wo er denn gestanden habe, antwortete es: er habe vor dem Bette bei den übrigen Personen gestanden. Auf die weitere Frage, ob sie denn die umstehenden Personen gesehen habe, gab sie zur Antwort: „Ja, ich habe alle gesehen, die um das Bett stehen!" — Später ließ sich dann wieder das Kratzen und Klopfen vernehmen, und soll es, nachdem die meisten Personen sich entfernt hatten, noch sehr heftige Schläge an die Bettlade gethan haben.

Es ist leicht begreiflich, aber auch eben so verzeihlich, daß man im Publikum bei diesen unbegreiflichen Erscheinungen allerhand vermuthete und unter Anderem auch die Hypothese Eingang fand, es könne die ganze Geschichte ein Betrug sein, was jedoch auch vielseitig widersprochen wurde, da der Vater des Kindes so etwas nicht fähig sei. Derselbe genießt auch wirklich den Ruf eines sehr braven, fleißigen Familienvaters und rechtschaffenen Mannes.

Um diese Vermuthungen zu beseitigen, hatte man das Kind in ein anderes Haus gebracht. Aber kaum befand es sich daselbst in dem Bette, als auch schon das Klopfen und Kratzen begann. Ebenso ging das Kind vor einigen Tagen mit seiner Mutter nach dem eine halbe Stunde von hier entfernten Dorfe Kapellen zu der dortigen Wittwe Klein. Das Kind klagte daselbst über Müdigkeit; man legte es auf

das Kanapee und alsbald begann das Kratzen und Klopfen auf dem Kanapee und in demselben, wobei viele Personen Zeugen waren. Obgleich das Kind gesund zu sein scheint, so dürfte dem Ganzen doch eine körperliche Krankheit zu Grunde liegen, wofür, wenn auch die Erscheinungen ungewöhnlich und räthselhaft sind, die periodisch eintretenden, unwillkürlichen Muskelbewegungen und das alinirte Nervenleben zeugen.

Wir bemerken nun noch schließlich, daß das Kind vor einigen Tagen in die Behausung des königlichen Kantonsarztes Herrn Doktor Beutner gebracht wurde, um auf kurze Zeit daselbst zu essen und zu schlafen, indem dieser Arzt nähere Forschungen in der Sache anstellen will. Aber bereits hat man vernommen, daß jetzt in der Wohnung Sängers sich nicht das Geringste mehr hören läßt, dagegen hat sich in der Wohnung des Herrn Doktor Beutner das Klopfen und Kratzen bereits eingestellt.

Dieß die getreue Darstellung der Thatsachen, wie sie sich bisher ereignet haben. Wir übergeben dieselben dem Publikum, ohne, wie schon Eingangs bemerkt, ein Urtheil darüber zu fällen. Möge es den Herrn Aerzten gelingen, recht bald eine genügende Aufklärung in der Sache zu geben.

Schreiben des Herrn Kantonsarztes Beutner an den Herausgeber des Magikons.

Bergzabern, den 4. Juni 1852.

Das Resultat meiner Beobachtungen lege ich Ihnen in Folgendem vor.

Die Philippine Sänger steht im elften Lebensjahr, ist blond, gracil, jedoch regelmäßig gebaut, in ihrer körperlichen

Entwicklung etwas hinter ihren Jahren und von sensibler Constitution. Der Vater ist 50 Jahre alt, katholischer Confession, von Profession Schneider, hager, jedoch gesund. Die Mutter, in Nancy, in Frankreich, geboren, ist im 36sten Lebensjahr an Phthisis tuberculosa gestorben; sie hat drei Kinder geboren, eine Tochter, die jetzt 16 Jahre alt ist, einen Sohn, der im dritten Lebensjahre gestorben ist und die Obgenannte. Die letztere ist im ersten Lebensjahr mit Erfolg vaccinirt worden und hat seitdem Masern und Keuchhusten glücklich überstanden. Sie ist von scrophulösem Habitus und von frühester Jugend mit chronischer Entzündung der Augenlieder behaftet, sie leidet viel an Würmern und allgemeiner Muskelschwäche. Sie besucht seit dem siebenten Lebensjahr die Elementarschule; ihre Geisteskräfte sind gering entwickelt und sie fängt erst jetzt an, fertig zu lesen, da sie des Augenleidens wegen die Schule oft versäumen mußte. Sie hat vor zwei Jahren an Favus gelitten, der eine klebrige übelriechende Materie in Menge absonderte und während eines Wochenbettes ihrer jetzigen Stiefmutter, schnell vertrieben worden sein soll. Die Erziehung ist religiös, die Lebensart einfach und dürftig, auf Vegetabilien und Kaffee beschränkt. Sie ist oft mit Schwindel und Eingenommenheit des Kopfes, Beängstigungen, besonders aber Unterleibsbeschwerden und großer Mobilität des Nervensystems behaftet, so, daß einst eine Züchtigung in der Schule Convulsionen hervorrief; sie klagt öfter über Frösteln und Kälte am ganzen Körper, Mangel an Appetit, Unordnungen im Stuhl und Brustschmerzen, auch ist der Schlaf unruhig und voller Träume. An Tagen, wo sie von diesen Beschwerden frei ist, ist sie lebhaft, heiter und zutraulich.

Seit Neujahr dieses Jahres wurde in der Kammer, wo sie mit der älteren Schwester in einem Bett, neben der Wohnstube im zweiten Stock des Hauses, schlief, ein anfänglich leiseres, dann stärkeres, weit hörbares Klopfen bemerkt, das an verschiedenen Stellen gehört wurde und den Vater

auf den Gedanken brachte, die Nachbarn wollten ihn zum Besten haben; die Nachfrage bei denselben ergab nichts Derartiges. Er brach nun den Stubenboden auf und eine Seitenwand des Hauses durch, jedoch vergeblich, das Klopfen vermehrte sich jeden Abend, wenn die Philippine, zwischen neun und zehn Uhr, zu Bette gebracht war. Am 25. Januar entstand Abends ein Volksauflauf, da man sich über das Klopfen keine Rechenschaft zu geben wußte, und dieser bewog das k. Friedensgericht mit dem Unterzeichneten die Sache näher zu untersuchen. Im Laufe zweier Abende wurde festgestellt, daß das Klopfen nicht von außen rühre und deßhalb zur Untersuchung der von den Eltern gesund erklärten Philippine geschritten, welche nachgewiesen hat, daß dieselbe an funktionellen Störungen im Unterleibe und unwillkürlichen Muskelbewegungen litt, welch letztere das Eigene darboten, daß sie am Tage ganz sistirten, mit dem Moment des Einschlafens auftraten und dann stundenlang fortwährten. Das Klopfen fand nun an einzelnen, oder mehreren sich folgenden Abenden, wenig, oder gar nicht statt, während dasselbe an andern, ungewöhnlich häufig und auffallend verstärkt bemerkt wurde. Nach dem Einschlafen entwickelte sich ein Traumleben, in welchem sie es gewöhnlich mit einer andern Person zu thun hatte, was aus dem Stöhnen, den vermehrten unwillkürlichen Muskelbewegungeu, den elektrischen Stößen, dem Erschrecken und den Ausrufungen, „an du, geh, geh weg," u. s. w., hervorging. Die unwillkürlichen Muskelbewegungen erstreckten sich nicht blos auf die Glieder, sondern sie dehnten sich auf den Unterleib, die Speiseröhre und Rachenhöhle, den Brustkorb, den Luftröhrenkopf und die Zunge aus, was die eigenthümlichen Bewegungen, die Töne und das Schnalzen der Zunge außer allen Zweifel setzten. Das Klopfen fand dabei rhythmisch und nicht rhythmisch statt. Zog man die Decke weg, um die Bewegungen des Körpers, der Hände und der Füße zu sehen, oder brachte man die eigenen Hände unter die Decke, so hörte augenblicklich das Klopfen ganz auf; sie

erwachte dann gewöhnlich, sah sich erschreckt und verwundert um, verlangte zu trinken und war für den Abend gestört; es erfolgte bei erneuertem Einschlafen kein Klopfen mehr, oft erst nach Verlauf einiger Stunden, oder gegen Anbruch des Tages. Am andern Tag war sie ermüdet, abgespannt und verstimmt. Ließ man sie bedeckt und ungestört, so wurde ein öfteres, weit hörbares Klopfen bemerkt, das durch Anklopfen an die Wand, an die Bettlade, oder sonstige Gegenstände, in eben so viel deutlich getrennten Schlägen, beantwortet wurde, als man selbst gethan hatte. Sagte man z. B., klopfe einmal, zweimal, dreimal, zehnmal und mehr, so geschah es; klopfe einen Marsch, so ahmte es diesen einigermaßen nach u. s. w. Semen Cynae beseitigte einige Spulwürmer und Morph. acetic. zu $\frac{1}{16}$ Gran, beschwichtigte in etwas die unwillkührlichen Muskelbewegungen.

Während des Verlaufs des Veitstanzes, der im concreten Fall nicht zum vollen Ausbruch gekommen ist, da dieselbe am Tage von Zuckungen ganz frei ist, die Schule besuchte und viele Spaziergänge machte, wird häufig magnetischer Schlaf, Somnambulismus und Hellsehen wahrgenommen; auch hier traten diese Zustände spontan im Monat Februar, jedoch verschieden combinirt, ein.

Fragte z. B. jemand während des magnetischen Schlafes, der selten über eine halbe oder ganze Stunde währte, wie alt bin ich, so erfolgten in der Regel genau so viel Schläge, Pochen oder Klopfen, als der Fragende Jahre zählte; jedoch kamen auch Unrichtigkeiten und Täuschungen vor. Fragte jemand, wie viele Kinder habe ich, so erfolgte die Anzahl Schläge, gleich der Zahl der Kinder, und fragte derselbe, wie alt sind dieselben, so folgten zusammen und getrennt die Anzahl Schläge, gleich der Anzahl Jahre, selbst wenn die Personen, von denen die Sprache war, in äußerst großen Entfernungen sich befanden. Wurde sie am Tage zu Bette gebracht, was wegen der nächtlichen Störung durch das Publikum öfter vorkam, und schlief ein, so traten dieselben Erscheinungen,

in minderem oder stärkerem Grade, von kürzerer oder längerer Dauer, wie sonst gewöhnlich am Abend ein. Wurde ihr, während sie wachte, strenge befohlen, nicht mehr zu klopfen, so unterblieb es einen oder mehrere Tage, trat dann aber wieder ein.

Sie fing nun auch an, während des magnetischen Schlafes, jedoch nur an einigen Abenden, in ihrer kindlichen Art, keineswegs in gesuchter Sprache, oder Hochdeutsch, über das, was sie in der Schule gehört und gelernt hatte, zu sprechen (ich selbst war Augen- und Ohrenzeuge), sie wandte sich z. B. an die ältere Schwester und sagte ihr: sei brav, fromm und gut, liebe und ehre Gott über alles, der unser aller Vater und Erhalter ist u. s. w. Dann fuhr sie fort: glaubst du auch an den Hans; Hans ist nicht Gott und verdient keine Verehrung, geh du, Gans u. s. w. Eben so ungekünstelt sprach sie an einem andern Abend, bei der Anwesenheit von mehreren Juden, über das Leiden Christi, dessen Verfolgung und Geißelung durch die Juden. Unter anderm legte man ihr die Frage vor, welche Nummern bei der nächsten Lotterieziehung herauskommen würden, zählte die von ihr angegebenen Schläge und setzte die bemerkten Zahlen. Die Zeit brachte eine große Enttäuschung, denn die Nummern kamen nicht heraus. Während des Sprechens im magnetischen Schlaf, sistirte das Klopfen, allein die unwillkürlichen Muskelbewegungen währten fort. Am 26. Februar trat eine neue Erscheinung zu dem Klopfen, nehmlich ein weit hörbares Kratzen und Scharren, rhythmisch nnd unrhythmisch, als wenn es auf der Bettdecke, oder auf dem Leintuch geschähe, während die Hände ruhig und jedem sichtbar auf der Bettdecke lagen. In ein anderes Zimmer und Bett oder in ein entferntes Haus und Bett gebracht, wiederholten sich nach dem Einschlafen, Klopfen und Kratzen ganz in der bisherigen Weise. So hatte sie auch häufig Visionen und sprach den Ihrigen von einem Manne, der am Bett stehe und mit einem rothen Shawl bekleidet sei.

Die Eltern, denen äußere Glücksumstände abgehen, waren anfänglich bemüht, alles abzuhalten, was die Gesundheit des Kindes stören konnte, und gestatteten jedem unentgeldlich die Constatirung der angegebenen Erscheinungen; allein es wurden allmählig förmliche Sitzungen organisirt, die jeden Abend abgehalten wurden, in denen 10, 20, 30 und mehr Personen verschiedenen Standes, Alters und Geschlechtes, von nah und fern, zugegen waren, die gewöhnlich bis nach Mitternacht, oft bis zum andern Tage währten, und in denen von jedem Anwesenden Geld und Zuckersachen geopfert wurden, theils um sich das Kind geneigt zu machen, theils um die Eltern für den Zeitverlust, den Mehrverbrauch an Holz und Licht, zu entschädigen. Dabei traten denn die abenteuerlichsten Gerüchte und Auslegungen, mitunter der grasseste Aberglaube, endlich Geschrei über Täuschung und absichtlichen Betrug zu Tage, indem es in letzter Beziehung nicht ganz unmöglich ist, daß bei der kleinen Kranken, um die Gaben reichlicher fließen zu machen, Willkür und Affectation mit unterlaufen sind. Die Naschereien und die unaufhörlichen Aufregungen, steigerten das Uebel täglich mehr, was Veranlassung gab, daß die Medizinalpolizei sich ins Mittel legte. Ich entschloß mich, um den ungebetenen Zudrang des Publikums abzuhalten, die Ph. Sänger in meine Familie aufzunehmen, was mit dem ersten April geschehen ist. An den nächstfolgenden Abenden haben sich bei dem Einschlafen die Krämpfe, die unwillkürlichen Muskelbewegungen, das Stöhnen, die Ausrufungen, in immer leiseren Andeutungen wiederholt und kehren nur in größern Zwischenräumen wieder; eben so ist es mit den Visionen: gewöhnlich dann, wenn Gemüthsaufregungen vorhergegangen sind, oder wenn sie etwas genossen hat, was eine Indigestion nach sich zieht. Das Traumleben, der magnetische Schlaf und Somnambulismus haben nachgelassen. Sie hat bei einfacher Diät, Bewegung im Garten und zweckmäßiger geistiger und körperlicher Beschäftigung, an besserem Aussehen und Munterkeit gewonnen und

nur selten werden Klagen über Schwindel, Schmerz im Unterleib und Schwere in den Gliedern, vernommen; ein pathologischer Zustand von besonderer Wichtigkeit hat gegenwärtig nicht statt. Arzneien hat sie nicht genommen. Sie besucht täglich die Schule.

Leute einer gewissen Richtung gehen von der Ansicht aus, daß ein Wesen aus einer andern Welt das Klopfen hervorbringe und daß hier ein Geist, eine religiöse Mystik vorwalte. Ich glaube, daß wir es hier mit einer ganz eigenthümlichen Mystik zu thun haben. Die Ph. Sänger ist somatisch krank: die somatische Basis der Krankheitsform ist die Gangliensphäre (Neurosis coeliaca), wodurch die Eigenthümlichkeit des physiologischen Räthsels bedingt wird, das in den Bereich des Elektromagnetismus fällt. Dr. Mari in Paris und Dr. Plath haben ähnliche Fälle veröffentlicht.

Dr. Beutner, Kantonsarzt.

Ich stimme mit Herrn Dr. Beutner überein, daß dieses Mädchen sich in einem idiosomnambulen Zustande befand. Was jene Töne von Klopfen u. s. w. betrifft, so wollten wir annehmen, daß sie durch ungewöhnliche Muskelbewegungen in dem somnambulen Zustande des Mädchens entstanden, hätte man sich dessen bei ihren Anfällen aber doch mehr durch genaue Untersuchung versichert, als wirklich geschehen sein mag.

Es erinnert uns diese Geschichte sehr an die schon im vierten Bande letzten Heftes des Magikons erzählten Spuckgeschichte aus England, wo auch neben anderm Spuck das unerklärliche Klopfen und Kratzen (doch ohne daß ein Somnambüles in der Nähe war) statt hatte und auch niedergesetzte Commissionen zur Untersuchung der Sache nichts an den Tag brachten. Auch erinnert sie an die Mittheilungen aus Amerika

im achten Jahrgang zweiten Hefts des Magikons, wo ebenfalls ohne die Gegenwart eines Somnambulen sich auf die ganz gleiche Weise, wie in Bergzabern, ein Klopfgeist hören ließ, der auf Fragen, wie dort, durch die Anzahl von Schlägen, die er hören ließ, Antworten ertheilte.

Am merkwürdigsten und auffallendsten aber ist die Geschichte eines solchen unerklärlichen Klopfens, wie es sich zu Dibbesdorf in Niedersachsen zutrug und in der hier nachstehenden Geschichte erzählt ist. Auch hier konnten jene Töne unmöglich von den Muskelbewegungen eines Somnambulen kommen, weil kein solcher vorhanden war. Auch hier hatten die genauesten Untersuchungen und Verhöre nicht den Ursprung dieses Klopfens ermittelt, namentlich auch keinen Betrug aufgedeckt, so, daß dadurch in jener Gegend der Glaube an einen Klopfgeist festgegründet wurde.

Die Geschichte des Klopfgeistes zu Dibbesdorf in Niedersachsen.

Die Geschichte des Klopfgeistes zu Dibbesdorf in Niedersachsen hat neben der humoristischen Seite auch eine culturgeschichtliche, wie aus den hohen Aktenstößen und den 1811 daraus von einem Prediger, Capelle, mitgetheilten Auszügen hervorgeht. Im letzten Monat des Jahres 1761 läßt sich zu Dibbesdorf, im Hause des Kothsassen Anton Kettelhut, Abends 6 Uhr (am 2. December) in der Wohnstube plötzlich ein Klopfen hören, das aus der Tiefe zu kommen schien.

Der Hausvater meint, sein Knecht hämmere, um den Mägden in der Spinnstube einen Schabernack zu spielen, und geht hinaus, um dem Burschen einen Eimer Wasser über

den Kopf zu gießen; aber er findet den Knecht draußen nicht. Nach einer Stunde wiederholt sich das Pochen und Klopfen, und man meint nun, es möge wohl von einer Ratte herrühren. Am andern Tage werden Wände, Decken und Fußböden aufgerissen, aber man findet auch nicht das kleinste Loch. Am Abend wiederholt sich das Klopfen, das Haus wird für nicht geheuer geachtet, die Mägde wollen dort ferner keine Spinnstube halten; aber bald nachher nimmt das Pochen ein Ende, freilich nur um in dem etwa hundert Schritt entfernten Hause des Kothsassen Ludwig Kettelhut, der ein Bruder Antons war, sein Wesen noch stärker zu treiben. Dort „rumorte das Kloppedings" besonders zur Abendzeit in einer Nebenecke.

Den Bauern wurde am Ende die Sache bedenklich und der Amtsgeschworene machte Anzeige beim Gericht, das sich anfangs mit der ihm lächerlich scheinenden Sache nicht befassen wollte, endlich aber auf wiederholtes Andringen der Bauern am 6. Januar 1762 in Dibbesdorf erschien, um genau zu untersuchen. Alles Einreißen von Wänden und Decken war fruchtlos und die ganze Familie Kettelhut konnte mit gutem Gewissen einen Eid ablegen, daß ihr die Ursache des Rumors unbekannt sei.

Bis dahin hatte man mit dem „Kloppedings" noch nicht geredet. Endlich faßte ein Mann aus Waggum sich ein Herz und fragte: „Klopfgeist, bist du noch da?" Und das Dings hämmerte. Auf die Frage: „Wie heiße ich denn?" klopft der Geist zu, als unter mehreren Namen der rechte genannt wird. Jetzt werden auch die übrigen Bauern dreist und einer ruft: „Wie viel Knöpfe habe ich an meiner ganzen Kleidung?" Es klopft 36mal hinter einander, man zählt und findet die Zahl 36 ganz richtig. Von nun an verbreitete sich der Ruf des Geistes in den weitesten Kreisen, allabendlich pilgerten Hunderte von Braunschweigern nach Dibbesdorf; auch neugierige, reiche Engländer fanden sich ein, die dort aufgestellte Abtheilung Landsoldaten war zu schwach, den Andrang der

Menge abzuhalten, die Bauern mußten die Nachtwachen vermehren und in das Klopfzimmer wurden die Hörlustigen einzeln hinter einander durch ein Spalier eingelassen, so groß war der Zudrang. Dieser Beifall scheint den Geist zu grösseren Dingen aufgemuntert zu haben, er steigerte sich zu staunenswerther Vollkommenheit, er war offenbar ein der Perfectibilität fähiges Wesen. Um Antworten zeigte er sich nie verlegen. Hier einige actenmäßig beglaubigte Thatsachen. Fragte man ihn nach der Zahl und Farbe der vor dem Hause stehenden Pferde, so gab er allemal beide richtig an. Man schlug ein Gesangbuch auf und fragte nach der Nummer des Gesanges, welche der Fragende mit dem Finger bedeckte und die er selbst noch nicht kannte. Dann pochte es und die unterirdischen Schläge trafen allemal genau mit der Nummer zu, nie besann sich der Geist etwa lange, sondern allezeit folgte die Antwort unmittelbar auf die Frage. Er gab an, wie viel Menschen zugleich in der Stube waren, er klopfte so vielmal als Leute draußen auf der Flur standen; er bezeichnete durch Zuklopfen die Farbe ihrer Haare und Kleider, Stand und Gewerbe.

Unter den Neugierigen befand sich auch ein Mann aus Stettin, der in Dibbesdorf ganz unbekannt und erst seit Kurzem in Braunschweig war. Er fragte den Geist nach seinem Geburtsort, wollte ihn irreleiten und nannte eine Menge Städtenamen, als Stettin über seine Lippen kam, klopfte es zu. Ein schlauer Bürgersmann, der den Klopfgeist sicher fangen wollte, hatte einen Beutel mit Pfennigen in der Tasche und fragte nach der Anzahl der Stücke. Die richtige Antwort war 681. Das Dings klopfte einem Bäcker die Zahl der am Morgen gebackenen Zwiebäcke zu, einem Kaufmann die Ellen Band, welche er am Tage vorher abgemessen, einem andern die Summe Geldes, welche er vorgestern auf der Post empfangen hatte. Er war überhaupt munteren Temperamentes, pochte auf Verlangen auch im Dreschflegel und Scheunentakte und zwar so entsetzlich laut, daß den Leuten Hören und

Sehen verging. Wurde beim Nachtessen das Gebet gesprochen, so verfehlte er niemals, beim Amen zu klopfen, was aber einen glaubenstapfern Küster nicht hinderte, in vollem Ornat als Teufelbanner den bösen Geist aus seinem Winkel vertreiben zu wollen. Die Beschwörung war vergeblich. Der Geist fürchtete sich vor nichts und gab dem regierenden Herzog Carl und dessen Bruder Ferdinand, ebenso resolute und richtige Antworten, wie allen übrigen Menschenkindern.

Von nun an nimmt die Historie einen tragischen Verlauf. Der Herzog beauftragt einen Arzt und einen Rechtsgelehrten, die Sache zu untersuchen. Die gelahrten Herrn erklären das Klopfen aus der Wirkung — unterirdischer Quellen. Sie lassen 8 Fuß tief bohren und finden natürlich Wasser, denn Dibbesdorf liegt hart an den üppigen Schunterwiesen. Die Stube füllt sich mit heraufquellendem Wasser, aber der Geist klopft nach wie vor in demselben Winkel. Nun vermuthen die Männer der Wissenschaft Betrug und erzeigen einem Knecht die Ehre, ihn für das allwissende „Kloppedings“ zu halten. Er wolle, meinen sie, die Mägde damit äffen. Alle Dibbesdorfer werden angewiesen, zu einer bestimmten Zeit in ihren Stuben zu bleiben; auch der Knecht wurde beaufsichtigt, denn gerade ihn hatten die Gelehrten scharf aufs Korn genommen. Aber der Klopfgeist beantwortete ihnen alle Fragen. Man mußte den Knecht unbedingt von der Theilnahme am Spuck freisprechen. Aber die löbliche Justiz wollte einmal ein Opfer haben. Sie hielt sich also an die Eheleute Kettelhut, wohlhabende, redliche, unbescholtene Menschen, die selbst über das Treiben des Klopfgeistes in Verzweiflung waren, und sie brachte eine junge Kindsmagd durch Drohungen und Versprechungen dahin, daß diese erklärte, sie glaube, daß die Eheleute Kettelhut das Klopfen bewirkten. Darauf hin wurden beide sogleich ins Gefängniß geworfen. Freilich schwört nun die Magd unter Thränen, man habe sie von Seiten der Gerichtsherren verleitet, eine Lüge zu sagen, ihre Herrschaft sei so gewiß unschuldig, wie der Herr im Himmel lebe und sie

widerruft feierlich. Doch man behält Mann und Frau im Zuchthause, obwohl der Geist auch dann noch ununterbrochen fortklopft. Erst nach drei Monaten werden die Gefangenen ohne Entschädigung entlassen, und die hochwohlweisen Commissarien berichten dem Herzoge: „daß sie zwar alle nur möglichen Wege (!) der Untersuchung eingeschlagen, aber nichts entdeckt hätten, was Licht in dieser Sache gebe, deren Aufklärung der Zukunft vorbehalten sei."

Aber diese Aufklärung hat bis heute auf sich warten lassen. Der Klopfgeist machte sich bemerkbar von Anfang Decembers bis in den März; dann wurde er still. Zuletzt kam man wieder auf den Gedanken, der schon erwähnte Knecht müsse alle diese Streiche verübt haben. Doch wie konnte der Knecht wissen, was zwei Herzoge, was Aerzte, Gerichtsbeamte und viele Hunderte aus dem Publikum ausgesonnen hatten, um dem Geist eine Falle zu legen, in welcher er doch niemals gefangen wurde? Wenn ich nicht irre, so ist jener Dibbesdorfer Klopfgeist der erste seines Ordens, denn, und soviel ich mich erinnere, kommen Wesen dieser Art in dem gräßlichen Buche: De Panurgia lamiarum, Sagarum Strigarum ac Venificarum totiusque cohortis Magicae Cacodaemonia libri tres, Hamburg 1587 in Quarto, nicht vor.

Dieses plattdeutsch geschriebene, nun sehr seltene Werk, ist von Magister Samuel Meigerius verfaßt und gibt für die Culturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts reiche Ausbeute, während Nicolai Rimigii Daemonolatria oder Beschreibung von Zauberern und Zauberinnen, Hamburg 1693, Octav, eine Fülle der merkwürdigsten Anekdoten enthält. Aber die Klopfgeister fehlen da, wie dort.

Unfug mit dem Magnetismus in Amerika.

Die Sykologisten und Spirutalisten.

Wie in Paris, so wird nun auch in Amerika der wahnsinnigste Unfug mit dem Magnetismus getrieben. Wir gaben im vorigen Hefte für ersteres triftige Beweise, die für Amerika entnehme der Leser aus Nachstehendem, was ein Correspondent der allgemeinen Zeitung kürzlich von da mittheilte.

In Amerika stehen jetzt magnetisirende Seelenbändiger auf, die sich selbst als Sykologisten bezeichnen und jetzt zu Hunderten ihr sehr einträgliches Gewerbe betreiben. Ein Blick, welchen sie auf einen von ihnen „zubereiteten" Menschen thun, gibt ihnen dessen Seele gefangen; sie kennen dann, wie sie sagen, dessen ganzes Gemüth und seine feinsten Charakterschattirungen. Ihr Auge strahlt magnetische Kraft ans, sie lähmen dem, welcher ihnen sich anvertraut, die Glieder, nehmen ihm für den Augenblick die Sehkraft und machen ihn sich unterthan. Ja manche Sykologisten überzeugen einen in ihre Hand gegebenen Menschen, daß er nicht mehr Er selbst, nicht mehr sein eigenes Ich sei. Bei allen diesen Vorgängen spielt das Magnetisiren eine ebenso große Rolle wie die Zinkplatte. Auch läßt man Geister erscheinen, wie der Armenier in Schillers Geisterseher. In der Stadt New-York „praktisiren" die Professoren der Sykologie zu Dutzenden und bereits werden auch Philadelphia, Baltimore, Boston und die Städte im Innern von ihnen heimgesucht, seit am Hudson die Concurrenz sehr stark zu werden beginnt. Die Seelenbändiger verderben einander das Handwerk, manche weihen den Neugierigen für wenige Dollars in die „Geheimnisse der großen Wissenschaft" ein, und es wimmelt daher in New-York namentlich von solchen Sykologisten, welche vorzugs-

weise von Mädchen und Frauen Zulauf haben. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die meisten dieser Professoren geldgierige Betrüger sind.

Ganz anders stellt sich die Sache bei den „Spiritualisten," welche in handgreiflicher Weise mit den Heerschaaren der Verklärten Umgang pflegen, und jene — welche einst Menschen waren — in überirdischer Glorie strahlen sehen. Hier spielt ein in der That bergeversetzender Glaube, eine kolossale Täuschung, ein merkwürdiger Wahn ins nüchternste Leben hinein. Die Sykologisten recrutiren sich aus Wüstlingen, Taugenichtsen und Abenteurern, welche Geld machen und auf Kosten der Thoren üppig leben wollen; die Spiritualisten haben dagegen ihren Anhang unter den sogenannten respectabeln Klassen und namentlich unter den — Gelehrten.

In den neuengländischen und mittlern Staaten zählen sie eine Menge von Rechtsgelehrten, Aerzten und — Geistlichen unter ihren Eingeweihten; diese treten als Propheten und Apostel auf, haben Gesichte, empfangen Offenbarungen und verkehren mit den Abgeschiedenen aller Zeiten. Diese erzählen dem Spiritualisten, was er zu wissen wünscht, ziemlich in derselben Art, wie die Schatten sich mit dem Dulder von Ithaka nach dessen Niederfahrt unterhielten. Die Eingeweihten bilden eine große Anzahl von Vereinen, haben nicht unbeträchtliche Summen eingeschossen, um sechs bis acht Zeitungen, Wochenschriften und Magazine herauszugeben, unter welchen der Spiritualtelegraph ein großes Publikum findet, und stellen ein Programm auf — oder wie man in den Vereinigten Staaten zu sagen pflegt, eine Platform — das in einer Zeit, wo die Marmonen bereits mehr als hundert Tausend Bekenner zählen, kaum noch überraschen wird. Aber die Heiligen des letzten Tages und die Spiritualisten bilden doch die schroffsten Gegensätze. Jene haben ihre Bibel und glauben außerdem auch an Christus, das alte und das neue Testament; diese sind entschieden gegenchristlich und glauben an nichts als ihre Visionen. Sie läugnen zuvörderst die Gott-

heit Christi, und legen auf die Bibel keinen Werth, da sie für ein geistig beschränktes Geschlecht in einer dunkeln Zeit verfertigt worden sei.

„Joshua von Nazareth" steht ihnen etwa mit Pythagoras, der auch „ein Sohn der Gottheit" gewesen, in gleicher Linie. Das Kleid der alten Theologie und Philosophie sei zu eng geworden für die heutigen Menschen, sie seien aus demselben herausgewachsen, und das alte Buch müsse bei Seite geworfen werden, wie Asche zu Asche und Staub zu Staub. In politischer Hinsicht stellen die Spiritualisten fünf Cardinalpunkte auf, die ihr Glaubensbekenntniß bilden. Erstens muß jedem, welcher noch keinen Grund und Boden besitzt, Land verliehen werden, zweitens müssen alle Beamten ohne Ausnahme vom Volk erwählt werden, drittens sind alle Gesetze für das Eintreiben von bürgerlichen Schulden abzuschaffen; viertens darf keine Todesstrafe statt finden, und fünftens soll Freihandel statt haben. Man sieht, dieses Programm ist wunderlich genug, was aber diese fünf Punkte mit der Geisterwelt zu schaffen haben, ist schwer zu begreifen.

Ein bisher sehr geachteter Jurist, Herr Edmonds, Richter am Obergerichtshof von New-York, veröffentlicht in der letzten Nummer des Shekinah, so heißt eine der Reviews devoted to spiritual manifestations mit seiner Namensunterschrift alles, was er in den Geisterregionen erlebt, gesehen und gehört hat. Man ersieht aus der ganzen Fassung, daß der Mann so felsenfest an das glaubt, was er schrieb, wie Swedenborg an seine Visionen. Aber Edmonds sah alles mit leiblichen Augen und schildert „persönlich Erlebtes." Man kann sich kein wunderlicheres Dokument zur Zeitgeschichte denken, als diesen Aufsatz im Shekinah. Das Wesentliche läßt sich in Folgendem zusammenfassen.

Vor etwa einem Jahr starb eine ihm theure Angehörige. Vom thierischen Magnetismus wußte er damals noch gar nichts, eine Hellseherin hatte er einmal vor Augen gehabt, sie war ihm aber lediglich Gegenstand der Neugier, die Rochester

Klopfgeister hielt er für „Phantasien des Transcendentalismus“, die, wie so manches andere, bald in Vergessenheit gerathen würden. Ein Freund beredet ihn, einer „Exhibition“ beizuwohnen, in welcher Verkehr mit Geistern stattfinden sollte, und von da ab zeigt er sich unermüdlich, das Geheimnißvolle zu erforschen und dem Betrug auf die Spur zu kommen, falls solcher dahinter stecke. Allmählig überzeugte er sich, daß er ein „Medium“ sei; wenn er sich allein befand, wurden ihm interessante Mittheilungen in verschiedenen Gestalten. Er sah mit seinem geistigen Auge alles so deutlich, wie mit dem irdischen.

Eine seiner ersten Wahrnehmungen ist folgende: Die ihm theure Verstorbene erscheint ihm in leuchtenden Gewändern und heiterem Antlitz in Begleitung von andern Geistern, welche er nicht kannte. Nachher erschienen ihm Vater und Mutter und Angehörige, welche schon zum Theil seit dreißig Jahren diese Erde verlassen hatten — alle in strahlender Kleidung; nur einige waren mit irdischen Kleidern angethan, „damit ich sie erkennen möchte.“ Zu diesen gehörte Wilhelm Penn, der ihm offenbarte, er sei sein, Edmonds, Schutzgeist gewesen, seitdem er als Knabe im Uebermuth eine junge Katze todtgeschlagen habe. Von da an habe er ihn stets umschwebt und durch seinen Einfluß ihn von Irrwegen abgehalten, auch ihn in seiner Abneigung gegen die Negersklaverei bestärkt. Darauf trat ihm kein geringerer Mann entgegen, als Sir Isaak Newton, und ließ sich mit ihm auf physikalische Forschungen ein: er, Newton, sei in der Geisterwelt davon überzeugt worden, wie unrecht er gehabt, als er die Attraction der Gravitation als ein verschiedenes und substantives Princip betrachtet habe, da dasselbe doch nichts weiters sei, als „die Wirkung einer Combination der Bewegung.“ Die Bewegung sei ein „Princip welches alle geschaffenen Dinge durchdringe und eine ihrer Wirkungen sei die Gravitation.“

Edmonds bemerkt dazu wörtlich: „Man hatte mich ver-

sichert, daß in dem Verkehren mit Geistern gar nichts Uebernatürliches liege. Dasselbe sei lediglich ein Resultat des Fortschreitens der Menschheit. Ich hatte gesagt: wenn dem so ist, so muß es doch einem allgemeinen Gesetz unterthan sein. Man entgegnete mir: Ja wohl. Ich fragte weiter: Können wir denn den Verkehr mit Geistern nicht ebenso leicht begreifen, wie die Electricität oder den Magnetismus? Auch darauf wurde geantwortet: Freilich! Ich stellte nun viele Nachforschungen an, um die Sache zu erlernen. Bald fand ich, daß für mich eine Hauptschwierigkeit darin lag, daß ich von den Naturgesetzen nichts verstand, und fragte nach: ob es kein Buch gebe, aus welchem ich ein Verständniß derselben schöpfen könnte? Man verwies mich auf „Von Reichenbachs Dynamica of magnetism," von dem ich noch nichts gehört hatte; aus diesem Werk lernte ich eine neue Naturkraft, ein neues Fluidum kennen, das Od, welches der Verfasser in spiritual manifestations (!) anwandte.

Nach Newton machte Swedenborg seine Aufwartung und erzählte dem Richter Edmonds: die von ihm, Swedenborg, erblickten Gesichte und alle Offenbarungen seien wahr und zuverlässig, man könne sich auf dieselben verlassen, nicht aber auf die Theorie, welche er denselben zur Unterlage gegeben habe. Insbesondere erwähnte Swedenborg seine Lehre von den Mittheilungen und den Versuch, seine Offenbarungen mit der „Tagesreligion" in Einklang zu bringen. Die Bibel enthalte allerdings manche wichtige und werthvolle Wahrheiten, sei aber in einem nicht fortgeschrittenen Zeitalter und für ein solches abgefaßt worden, habe deßhalb auch Irrthümer und Mängel. So enthielten seine, Swedenborgs, theologische Schriften manche schätzbare Wahrheiten neben manchem Irrigen, dieses Letztere rühre aber von seinem Wunsch her, die ihm zu Theil gewordenen Offenbarungen mit der zu seiner Zeit vorwaltenden Theologie auszugleichen. Er bat, man möge sich vor seinen Irrthümern hüten; aber seine Offenbarungen solle man als wahr ansehen, seine Theo-

rien ganz beiseite lassen. Damit entfernte sich der Seher Imanuel und es erschien ein sehr weltlicher Mann, nämlich Dr. Benjamin Franklin; dieser erklärte dem Richter Edmonds die Art und Weise, wie die „odic force" gebraucht werde „in making spiritual manifestations."

Nun hätten wir allerdings gern erfahren, wie der Erfinder der Windöfen und Blitzableiter gerade über die odischen Kräfte in seiner Geisterregion denkt, wir hätten seine Ansichten mit dem Inhalt der odisch-magnetischen Briefe vergleichen können, aber hier läßt uns leider Richter Edmonds völlig im Stiche, und mit den nicht eben klaren Worten: „But some how or other his explanation was not made, ad in the meantime" erscheint ein wahres „Gedränge von Geistern," alles freundliche und glückliche Geister, unter welchen er viele alte Bekannte erblickt. Sie bilden um ihn einen Halbkreis: Penn, Swedenborg, Newton, Franklin und noch viele andere stellen sich zur linken Seite auf und Edmonds bekommt Erlaubniß, „weit in die Regionen des Raumes hineinzublicken; er sieht dort Millionen und aber Millionen frohe und glückliche Geister, und unter ihnen viele, die von andern Planeten gekommen waren, alle in einem Halbkreise. Sie hatten musikalische Instrumente in den Händen und waren hocherfreut, „daß endlich eine Verbindung zwischen den Bewohnern dieser Erde und dem Geisterlande eröffnet worden sei." Und sie freuten sich, nicht etwa bloß deßhalb, weil sie nun mit ihren Zurückgebliebenen sich unterhalten können, sondern weil sie sich nun auch in Stand gesetzt sehen, dem Menschen seine Pflichten und seine Bestimmung zu offenbaren und vor seinem Geiste die Wolke hinweg zu rollen, welche denselben so lange verhüllte. Diese Geister alle ließen einen Jubelruf erschallen, der jegliche Räume durchdringt, und sie wiesen auf Dr. Franklin hin, dessen praktischer und umfassender Philosophie sie es verdankten, daß die Entdeckung vervollkommnet sei. Der Doctor nahm ihre Gratulationen in the most meek and humble manner entgegen. Er zeigte

auch nicht die leiseste Spur von Eitelkeit, aber sein Antlitz erglänzte von demüthiger überströmender Freude darüber, daß er so Vieles zum Glück und Wohlergehen seiner Unsterblichkeitsgenossen hier und dort beigetragen habe.

Nun klatschten einige Geister mit den Händen und gaben ihm, Herrn Edmonds, Winke. Er weiß anfangs gar nicht, was diese bedeuten sollen; da sagt man ihm: Geh' und siehe! und nun zu seinem fürchterlichsten Grauen erblickt er unzählige Geister, welche einander verfolgen. Sie sehen alle dunkel und düster aus, die scheußlichsten Leidenschaften sind auf ihrem Antlitz ausgeprägt. Der Mörder rennt mit gezogenem Dolche hinter seinem Opfer her und sticht es nieder. Aber es ist unverwundbar wie die Luft, und der Mörder heult vor Wuth, daß sein Plan mißlungen. Der Lüstling verfolgt ein unschuldiges Mädchen, aber als er dasselbe zu Fall zu bringen meint, umarmt er ein luftiges Nichts.

Ein gieriger Goldsucher (vielleicht ein Californier?) kratzt das edle Metall aus dem Staube, und als er seine Augen an dem zusammengerafften Schatze waiden will, ist es schwarze Erde. Da wirft er in Verzweiflung wild heulend sich zu Boden. Ein Feldherr will sein Heer in die Schlacht führen, aber es rebellirt. „Ich sah den Selbstmörder, der in gottloser Verzweiflung die Erde hatte verlassen wollen, aber er haftete noch an der Erde vermittelst einer Geisternabelschnur, die abzuschneiden er sich vergebliche Mühe gab."

So waren auch die Banditen, die Selbstsüchtlinge, die Geizhälse, die durch Reichthum unbarmherzig Gemordeten in schauderhaftestem Zustande. Da trat ein guter Geist unter die bösen, welche plötzlich eine große Unbehaglichkeit blicken ließen, darauf stimmten sie zwar ein Höllengelächter an, ließen aber von dannen, mit Ausnahme eines einzigen, der sich bessern wollte.

Ueber diesen Entschluß entsteht allgemeine Freude unter den Geisterschaaren, und mit elektrischer Schnelligkeit erfahren alle Himmel, daß ein Mensch sich bessern wolle. Alle Geister

nehmen ihn in den Arm und tragen ihn in die Regionen der Seeligen. — So weit schildert Richter Edmonds seine Erlebnisse in der Geisterwelt.

Es ist nichts Auffallendes dabei, daß auch einmal in Amerika ein Mann mit reizbaren Nerven Gesichte hat. Aber bemerkenswerth bleibt es immerhin, daß so tolle und plumpe, platte, handgreiflich materielle Visionen von Männern für Wirklichkeit genommen werden, welche Erziehung, und zum Theil eine gelehrte Abrichtung erhalten haben; daß man ferner diesen Wahnwitz in ein System zusammenfaßt und die daran Glaubenden als politische Parthei hinstellt, das Cristenthum für ein Gewerbe von Aberglauben erklärt und die Welt durch solche Offenbarungen glücklich zu machen wähnt, daß man endlich bei dem gegenwärtigen Zustande der Naturwissenschaften überhaupt auf solche Thorheiten verfallen kann. Der Dibbesdorfer Klopfgeist hat doch seinen Humor; in den Prophezeiungen der westphälischen „Spoikenkiker und Vorgesichter" liegt viel Volksthümliches und Poetisches; aber die Sykologisten sind Betrüger und die Visionen der New-Yorker Spiritualisten, von allen andern abgesehen, neben der Abgeschmacktheit auch langweilig. Vielleicht finden sie eben deßhalb bei einem Theil des amerikanischen Publikums Anklang. Aber wie trostlos muß es mit dem Kopf und mit dem Herzen von Leuten bestellt sein, welche solche Phantasien von Nervenkranken für „Evangelien" halten?

Wir können diesen Ansichten jenes Correspondenten nur meistens beipflichten.

Nachricht von einer Feuerseherin.

Veranlaßt durch die odmagnetischen Briefe in der allg. Zeitung gibt ein Correspondent des Morgenblatts (Nro. 39

26 Sept.) die Nachricht von einer ihm bekannt gewordenen Feuerseherin, nämlich von einer Person, die die Eigenschaft hat, voraussehende Ferngesichte an irgendwo ausgebrochenen Feuersbrünsten zu haben, eine Eigenschaft, die in die Classe des Zwytergesichtes (second sight) gehört, allerdings existirt und schon öfters beobachtet wurde. Es ist ein Fernsehen und Vorausfühlen, wie es überhaupt in magnetischen Zuständen häufig vorkommt. Mir ist selbst auch eine in magnetischem Zustand sich befindende Person bekannt, die mehrmals später eingetroffene Feuersbrünste voraussagte; die namentlich die Feuerglocke läuten hörte, wenn noch kein Mensch von einem Brande wußte und wenn erst nach mehreren Stunden die Feuerglocke wirklich geläutet wurde.

Interessant ist nun auch dieser nachstehende Fall, für den man dem Mittheiler Dank wissen muß. Verwundert müssen aber diejenigen sein, die jene Kräfte und Erscheinungen schon längst kennen, sie selbst schon zur Genüge abhandelten und als Naturwahrheiten (wie z. E. auch die Wirkung der Wünschelruthe und überhaupt das magnetische Fühlen) darstellten und vertheidigten, die die Bemühungen Ritters, Camgettis, Amorettis, Kiesers, Passavants, Ennemosers, Eschenmayers, Schuberts, Görres, in diesem Gebiete kennen, wie man der Meinung sein kann, daß jene odmagnetischen Briefe all' dieß, was man vorher für Aberglauben gehalten, nun als Naturwahrheit erst aufgedeckt, ja eine ganz neue Naturforschung herbeigeführt hätten? Dagegen bleibt jenen Briefen das Verdienst, daß sie auf eine sehr angenehme und faßliche Weise den Laien in ein Gebiet eingeführt, das er bisher, wegen Unkenntniß und Vorurtheil, für ein Gebiet des Aberglaubens, oder gar der Lüge hielt, und daß sie den, solchen Laien verdächtigen und schwer eingänglichen Namen, Magnetismus, magnetisch — in dem neuerfundenen und deßwegen wenig verdächtigten Namen: Od, odisch, odmagnetisch, — umwandelten.

Will der Verfasser nachstehender Mittheilung sich über das Wesen eines solchen Vorausfühlens, — über das Zwytegesicht, — gründlich und tief belehren lassen, so lese er Görres Mystik und nachher wieder die odmagnetischen Briefe. Hier aber seine interessante Mittheilung über eine Feuerfühlerin.

J. Kerner.

Haben Sie auch schon von Feuerfühlern gehört? Erlauben Sie dem Schreiber dieser Zeilen, daß er Ihnen schildern darf, was man unter einem Feuerfühler oder Feuerahner, oder wie ein solches Individuum zu nennen sein möchte, versteht.

Es ist mir nur eine einzige Person bekannt, die sich dieser wunderlichen Begabung nicht blos rühmt, die sie auch wirklich in einem so merkwürdigen Grade besitzt, daß sie in Folge derselben schon höchst unangenehme Verwicklungen zu überstehen gehabt hat. Man könnte allerdings veranlaßt werden, die ganze Sache für Täuschung, vielleicht sogar für böswillige Täuschung zu erklären, spräche nicht eine sehr große Menge von Beispielen für das Unbestreitbare ihrer Angaben. Gesetzt aber auch, es liefe Täuschung mitunter, so läßt sich doch nicht behaupten, daß diese Täuschung eine absichtliche sei.

Die erwähnte Person ist eine hochbejahrte, aber noch immer sehr rüstige Frau, die sich ihr Brot als Bötin verdient. Ihr Aeußeres ist ernst, fast streng, ihre Sprache salbungsvoll. Auch liebt sie es, in die gewöhnlichsten Erzählungen eine Menge Sprüche der heiligen Schrift einzuflechten, wie sie denn überhaupt voll von dem Worte Gottes ist. Dieß empfiehlt gerade nicht, auch spricht es weder für Offenheit, noch Geradheit des Charakters. Indeß kann ihr Niemand mit Grund etwas Schlechtes, oder nur Unredliches nachsagen. Diese sonderbare Frau nun behauptet, das Feuer, mag es nahe oder fern auflodern, ein paar Tage, wenigstens aber einen Tag vorher, zu fühlen, zu sehen, zu hören.

Zu einer Zeit, wo theils in dem Wohnorte dieser Frau,

theils in der Umgegend sehr häufig Feuersbrünste entstanden, die höchst wahrscheinlich von frevler Hand herrührten, glaubte sich die Behörde berechtigt, die unselige Prophetin gefänglich einzuziehen, denn es ward weit und breit ruchbar, daß die allbekannte Botenfrau aus . . . . jeden Brand vorausgesagt, ja bei Einzelnen sogar die Häuser bezeichnet hatte, die demnächst von den Flammen verzehrt werden würden. Was lag näher als die Vermuthung, daß die schwatzhafte Alte wohl selbst bei diesen Unglücksfällen betheiligt sein möge, daß sie wenigstens Kunde davon haben müsse? Man sperrte sie also ein, und verhörte, verhörte sie wiederholt und scharf, und noch heute kann man ihre zu den Akten gegebene Aussagen lesen.

Das Gericht sah sich genöthigt, die Alte nach einiger Zeit wieder zu entlassen, denn die sonderbare Person erklärt unumwunden, daß man sie einsperren und in Ketten und Banden legen könne, wie man wolle, die Gabe des Feuerfühlens würde man ihr damit ebensowenig rauben, als es verhindern können, daß heute da, morgen dort, jetzt nahe, dann wieder in weiter Ferne, der Widerschein eines Brandes den Himmel röthe. Es kam sogar mehr wie einmal vor, daß die Feuerfühlerin ihrem Verhörrichter erzählte, es werde nun bald da oder dort brennen, denn sie sehe so eben die Feuerwolke, höre das Rauschen des Feuerwindes. Man achtete darauf, ließ die bezeichnete Gegend bewachen, um versichert zu sein, daß kein Bösewicht Ursache einer Feuersbrunst werden könne: allein es half nichts, die Flammen brachen doch aus und verzehrten die bezeichneten Gebäude.

Es ist Thatsache, daß die genannte Person im Jahre 1842 den großen Hamburger Brand drei Tage vor seinem Ausbruch voraussagte, obwohl sie kaum wissen mochte, daß es ein Hamburg gab, noch weniger wo es lag. Die Feuerwolke allein, die nur ihr Auge sah, zeigte ihr an, daß in weiter weiter Ferne eine ganze Stadt in Flammen stehen müsse. Aehnliches sagte sie voraus bei andern großen Bränden, die fünfzig und mehr Meilen von ihrem Wohnorte entfernt

entstanden. In der Nähe, d. h. in einem Umkreise von mehreren Meilen, behauptet sie jedes Feuer, mag es noch so klein sein, voraus zu wissen, zu fühlen, wie sie sagt, und zwar ist es ganz gleich, ob die betreffende Feuersbrunst böswilliger Brandlegung, bloßer Unvorsichtigkeit, oder einem Naturereigniß, wie dem Zünden eines Blitzstrahles, ihre Entstehung verdankt.

Als gewöhnliches Zeichen eines nahe bevorstehenden Feuers nennt die eigenthümliche Seherin das Aufleuchten einer Wolke, der Feuerwolke, wie sie spricht. Meistentheils zeigt sich dieses Phänomen ihrem Auge gegen Abend, gleichviel ob der Himmel klar oder bewölkt ist. Sie beschreibt sie als ein brandroth gefärbtes Wolkengebild, das entweder über dem Gebäude, welches den Flammen verfallen soll, unmittelbar sichtbar wird, oder sich gegen dasselbe hinzieht. Entsteht das Feuer in größerer Entfernung, so zeigt die Feuerwolke nur die Richtung an, wo der Brand aufleuchten wird.

Ungewöhnlicher ist die zweite Form der Erscheinung, welche der Seherin sagt, daß eine Feuersbrunst nahe bevorstehe. Dieß ist der „Feuerwind". Hört die Seherin diesen Wind, so zeigt sich die beschriebene Wolke nicht. Der Feuerwind springt auf bei tiefer Windstille, am Tage wie bei Nacht, und ist der begabten Person ebensowohl hörbar als sichtbar. Derselbe entsteht in dem Wipfel irgend eines der Seherin sichtbaren Baumes, schüttelt und rüttelt dessen Aeste wild durch einander, unterscheidet sich aber von jedem andern Winde dadurch, daß sein Rauschen genau dem Knistern, Knattern und pfeifenden Sausen verzehrender Flammen gleicht. Der Feuerwind zeigt der Seherin auch nur den baldigen Ausbruch einer Feuersbrunst an, nicht deren Richtung oder den Ort, wo sie zu gewärtigen ist.

Etwas Weiteres war bis jetzt von der seltsamen Frau nicht zu erfahren. Obige Mittheilungen habe ich zum großen Theil aus ihrem eigenen Munde. Sie brüstet sich nicht damit, sondern sucht sich vielmehr durch die Aeußerung zu

entschuldigen: „Ich kann nichts dafür. Wenns irgendwo brennen soll, seh' oder hör' ichs eben, und dann läßt mirs eben keine Ruhe, ich muß den Leuten sagen, daß es wieder einmal brennen wird."

Das prophetische Wesen, wie der prophetische Ton ist ihr übrigens stark zur andern Natur geworden. Sie prophezeit gern und unaufgefordert, doch hat sie bei andern Prophezeiungen, namentlich den Voraussagungen der Witterung, nicht so viel Glück wie bei ihren unglücklichen Feuergesichten.

Schäfers magnetische Versuche in Betreff der Erscheinungen der Wünschelruthe u. s. w.

Wie die Erscheinungen, die die sogenannte Wünschelruthe gab, nämlich, daß sie in der Nähe von Metallen, Wassern in besondere Bewegungen gerieth, auf dieselbe anschlug, schon im vorigen Jahrhundert wissenschaftlichen Untersuchungen unterworfen wurden, davon kann nachstehende Mittheilung zeugen. Lächerlich muß einem auf diesem Gebiete Erfahrenen vorkommen, wenn vermeint wird (freilich nur von Unerfahrenen in diesem Gebiete), erst durch die odmagnetischen Briefe des Herrn von Reichenbach seien die Erscheinungen der Wünschelruthe vom Boden des Aberglaubens auf das Gebiet der Wissenschaft gehoben worden!!

Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nämlich, machte der Consenior des Ministeriums, Schäffer zu Regensburg, dem die Gabe großer magnetischer Kraft verliehen war, Versuche, die nichts anderes waren, als Versuche mit der Wünschelruthe. Er hat sie unter dem Titel: Versuche mit dem beständigen Elektricitätsträger, in vier Abhandlungen, Regensburg 1780, bekannt gemacht. Mit Versuchen über

den damals neu entdeckten Elektrophor beschäftigt, entdeckte er nämlich: daß, wenn er eine kleine Glocke oder irgend einen anderen schweren Körper, an einen Faden aufgehängt, über einem geriebenen Harzkuchen schwebend hielt, derselbe in Schwingungen sich bewegte, die genau in der Ebene der Mittagslinie, und nie in irgend einer andern Richtung erfolgten; dann aber, wenn er das Pendel zur Seite des Elektrophores hielt, gegen die Mitte desselben gingen. Es entdeckte sich bald, daß das Werkzeug nur als Endursache diese Bewegung bedinge, die das Ziel ihr weisende aber in ihm selbst beschlossen liege. Denn als er das Pendel an einem hölzernen Stative aufgehängt, blieb es über, wie neben dem Elektrophor, völlig in Ruhe; wenn er aber den Finger an den Faden legte, so kam es sogleich, wie zuvor, in Schwingung, und wurde bei Entfernung des Harzkuchens sogleich in Ruhe versetzt. Es entdeckte sich nun bald weiter, daß die unmittelbare Berührung des Fadens nicht nöthig sei, indem er nur seine Hand an einen Theil des Statives legen durfte, um sogleich die Bewegung hervorzurufen. Ebenso war die unmittelbare Nähe des Elektrophors für das Gelingen des Versuchs keineswegs unbedingte Nothwendigkeit, es konnte 24 Fuß vom Pendel entfernt werden, ja eine Mauer oder der Fußboden zwischen beide trennend eintreten; nur durfte der Elektrophor alsdann nicht isolirt sein, oder wenn je, mußte er durch eine Elektrisirmaschine Verstärkung erlangen. Es ergab sich sofort, daß nicht etwa bloß leichte Pendel, sondern Massen bis zu drei Centnern, an Stricken oder Ketten hangend, oder auf einem Wagebalken ruhend, in Schwung gesetzt wurden, und die Bewegung, trotz der Schwere, sogleich mit der Berührung auch nur eines Gliedes der Kette, ganz in derselben Richtung, wie bei der leichteren Masse sich zeigte. Es mußte nun zunächst der Verdacht beseitigt werden, als habe die Hand durch den merklichen Druck oder Stoß dem schwingenden Körper die Schwingung mitgetheilt. Darum wurden einmal an drei Armen, die an einem Stative in bestimmten

Winkeln befestigt waren, drei Glocken über dem Elektrophore aufgehängt; sogleich, wie der Begabte die Hand, zwei Fuß von der mittleren, drei von den seitlichen, an das Stativ gelegt, begann die mittlere in der Mittagslinie, die beiden andern in einer solchen, die senkrecht auf diese stand, ihren Schwung. Wurden aber ein andermal an einem Stativ mit doppelten Armen zwei Pendel aufgehängt, und diesen zur Seite, östlich und westlich, oder nördlich und südlich, zwei Elektrophore gestellt, dann bewegte sich bei der Handauflegung die eine Glocke nach Süden oder Osten, die andere nach Norden oder Westen. Dasselbe geschah in Gegenwart des Prof. Xaver Epp, den die Academie in München 1777 zur Untersuchung abgeordnet, als das Pendel an einem an der Thüre unbeweglich befestigten eisernen Balken aufgehängt und der Elektrophor ihm zehn Fuß fern zur Seite gestellt wurde. Es machte bei der Handauflegung an den eisernen Balken 5—6zöllige Schwingungen, und die Richtungen derselben folgten genau dem Orte, wohin man im benachbarten Zimmer, ohne Beisein Schäffers den Elektrophor gestellt. Es war nun weiter zu untersuchen: ob diese Eigenschaft Schwingungen hervorzurufen, blos an die Hand geknüpft sei, an der sie sich zuerst entdeckt; oder ob sie auch Anderen einwohne, und es zeigte sich bald, daß sie nur sehr Wenigen gegeben sei. Es wurde dazu eine Klappe an die Wand befestigt und das Pendel daran gehängt; weder bei Epp noch auch den meisten Andern rührte es sich bei der Betastung; legte Schäffer aber seine Hand auf ihre Schulter, dann begann es sogleich seine Schwingungen, jedoch meist später und schwächer. Ihm selbst gelang es nicht durchaus und zu jeder Zeit; doch war die Ausnahme selten. Während dreiwöchentlichen täglichen Versuchen wollte etwa nur einmal an einem Nachmittage nichts gelingen; einmal gleichfalls nicht, als zwölf Personen zugegen waren; wobei jedoch sogleich wieder das Schwingen begann, als das Elektophor in ein anderes Zimmer getragen wurde. Es mußte endlich zuletzt auch die Modalität des Einflusses,

den dieß Werkzeug selbst übte, ermittelt werden, und da fand sich: daß für dasselbe stellvertretend auch ein anderer Körper, ein Stuhl, Tisch, oder irgend sonst ein Objekt eintreten konnte, wenn dieses nur eine kleine Zeit mit dem Begabten in Berührung gestanden. Ein Trinkglas, obgleich fortdauernd im Gebrauch, behielt die Eigenschaft, die Schwingungen gegen sich hinzurichten, noch nach dem vierten Tage von einer solchen Berührung an. Setzte man den Elektrophor auf ein Buch, drückte dieses dann einige Augenblicke auf ein zweites, dieses dann auf ein drittes und so bis zum hundertsten, dann theilten sich Alle, ohne die geringste Abnahme in der Wirkung, die Eigenschaft mit, dieselben Wirkungen hervorzurufen, und man konnte sie wieder von ihnen auf ganze Folgen von Tellern oder Gläsern übertragen.

Das ist nun eine reine, wissenschaftlich verfolgte, wohl ausgemittelte und durch unverwerfliche Zeugen * bewährte Thatsache, eine solche, die der weiteren Untersuchung als feste Unterlage dienen kann. Hätte der, an dem sie sich kund gegeben, statt des Pendels, von einer Haselstaude oder irgend einem anderen Baume, eine gabelförmige Ruthe sich abgeschnitten; die beiden Arme der Gabel mit beiden Händen gefaßt und sie um den Theil, in dem beide sich einigten, abwärts, über die Mitte des Elektrophors in der Richtung des magnetischen Meridians gehalten: dann hätte die Spitze derselben in seinen Händen nach vorwärts sich zu beugen angefangen, wäre dann nach rückwärts geschnellt, neuerdings wieder vorwärts gegangen und hätten also um die Fäuste sich bewegt; oder wäre auch wohl, in ihnen lose gefaßt, in einer rottirenden Bewegung umgelaufen. Dieselbe Oscillation hätte wahrscheinlich von aufwärts nach abwärts stattgefunden, wenn er die Gabel horizontal in den Meridian gehalten; die

* Neben Epp hat auch Cölestin Steiglehner, als Augenzeuge der Wahrheit dieser Versuche, im 3ten Band der philosoph. Abhandlungen der bayerischen Academie der Wissenschaften, 1783, Zeugniß gegeben.

Richtung der Bewegung aber wäre gegen die Mitte des Werkzeugs hingegangen, wenn er mit der Ruthe von der Seite her ihm genaht. Das sind aber die Bewegungen, die die Wünschelruthe in der Hand der berufenen Rhabdomanten über Wasser, Metallen und andern Gegenständen macht; und somit ist es die eine und selbe Eigenschaft, die in beiden Fällen nur in verschiedener Weise sich kund gegeben.

Magnetische Heilungen.

Herr Nietsch hat schon in vorigen Heften des Magikons merkwürdige Mittheilungen seiner magnetischen Heilungen gemacht.

Auch die nachstehenden sind sehr beachtenswerth, besonders die auffallend vielen glücklichen Heilungen von unheilbar geschienenen Augenleiden durch den animalischen Magnetismus.

Es scheint der animalische Magnetismus auf Leiden der Augen, hauptsächlich wenn das Uebel im Nervensystem des Auges seinen Sitz hat, besonders deßwegen so vortheilhaft einzuwirken, weil im Nervensystem des Auges wie in dem Unterleib (im plexus solaris) auch eine Ganglienbildung (im Ganglion ciliore) stattfindet, der animalische Magnetismus aber hauptsächlich auf die Nerven mit Ganglienbildung einzuwirken im Stande ist, wie er ja auch die Macht hat, die Sinne, namentlich das Sehen, in andere Sphären des Gangliensystems zu versetzen.

Es kann deßwegen Augenkranken, besonders solchen, wo das Leiden im Nervensystem des Auges seinen Sitz hat, und auch Gehörkranken, nicht genug angerathen werden, sich, besonders wenn alle andere Hülfe vergeblich war, auch noch einer magnetischen Behandlung zu unterziehen.

J. Kerner.

Fortsetzung meiner lebensmagnetischen Heilungen.

(S. Magikon II. 308 und 453, V. 247.)

Ich hatte ein junges, sehr muthiges Reitpferd, welches der Wärter, Matunia, eines Tages, als er ihm Futter geschüttet und sich dann hinter das Pferd gestellt hatte, neckte; dieses, statt Spaß zu verstehen, schlug im vollen Ernste hinten aus und den Wärter dermaßen auf die Stirne, daß er besinnungslos hinfiel. Ich wurde schnell herbeigerufen mit den Worten: Matunia sei vom Pferde todt geschlagen worden. Besinnungslos lag derselbe da und hatte über den Augenbrauen, so groß als der Huf des Pferdes war, eine weit aufklaffende Wunde, die Haut war durchgeschlagen und bis ans Haar hinauf gestreift, ich ließ schnell frisches Wasser bringen, um die Wunde, welche sehr stark blutete, auszuwaschen, wodurch der Todtgeglaubte wieder zur Besinnung kam, doch das Bluten dauerte fort.

Um dieß zu beseitigen, machte ich hier den ersten Versuch, das Bluten zu stillen, ich magnetisirte ihm die Wunde durch Entgegenhalten meiner Hände, und siehe da, das Blut war sofort gestillt; der Verwundete äußerte, daß es ihm sehr wohl thue, und das Gefühl hätte, als ob ein kühler Wind aus der Wunde ströme. Die Wunde wurde mit einem magnetisirten leinenen Tuch trocken verbunden, und heilte so ohne irgend etwas anderes aufzulegen, in kurzer Zeit zu.

Bei der Schaafschur ereignete es sich, daß ein Schaaf beim Umwenden mit den Hinterfüßen so stark zuckte, daß das Band sich löste, und durch das Schnellen der Füße der Scheerin die Scheere aus der Hand schlug, und in einem Bogen weit weg schleuderte; im Herunterfallen traf die Spitze der

Scheere einem anderen Weib in die Hand und durchstach eine Ader, das Blut sprang in mehreren Bogen aus der Wunde, so kam die Blutende halb todt vor Angst zu mir gelaufen, weinte und bat um Hülfe. Mit aller Ruhe faßte ich mit meiner linken Hand die ihrige, hielt den Daumen meiner rechten gegen die blutende Wunde, und das Blut war sofort gestillt. Ein trockner Verband wurde angelegt, und so konnte sie, da es ihre linke Hand war, die Arbeit bald wieder fortsetzen.

Aus dem Dorfe Lassokiz bei Ratibor kam die Frau des Scholzen Gezessik, welche seit längerer Zeit an Kreuzschmerzen litt, so daß sie, schon ganz abgemattet, sich kaum auf den Füßen erhalten konnte, seit vierzehn Tagen hatte sich noch dazu eine heftige Augenentzündung eingefunden. Mit verbundenen Augen brachte sie ihr Sohn an der Hand geführt, und mir Vorstehendes mittheilend bat sie um meine Hülfe.

Ich zweifelte im Stillen, hier helfen zu können, faßte aber auf dringendes Bitten endlich den Entschluß, sie zu magnetisiren. Nachdem ich ihr die Binde hatte abnehmen lassen, konnte sie das Licht nicht ertragen, die Augen waren fest geschlossen, geschwollen und sehr entzündet, ich legte ihr meine beiden Hände auf die Augen, und nun fühlte ich erst, welche Hitze sie in den Augen hatte. Nach einigen Minuten äußerte sie, ein starkes Ziehen in den Augen zu fühlen, wie auch im Kopfe und Kreutze ein fortwährendes Arbeiten und Kribbeln wahrnehme, als ob Ameisen schnell herumlaufen möchten; endlich meinte sie, ach Gott wie wird mir so wohl, es überströmt mich so warm, die Schmerzen aus den Augen sind ganz geschwunden, auch im Kreuze wird es immer besser. Nachdem ich nun meine Hände auf ihren Augen fünf Minuten hatte ruhen lassen, entfernte ich sie, und unbeschreiblich war die Freude dieser Frau, als sie die Augen öffnen und das Licht

wieder ertragen konnte, ohne Schmerzen zu empfinden. Sie fiel auf die Kniee und dankte Gott mit aufgehobenen Händen unter Freudenthränen, für die Gnade, die er ihr durch mich ertheilt hätte, sie konnte des Dankens nicht fertig werden, noch immer vor mir knieend hatte sie, bevor ichs ihr wehren konnte, meine Füße umklammert und küßte sie voll innigstem Dankgefühl. Aufgestanden, sagte sie: meine Füße sind ebenso wie meine Augen geheilt, ich fühle sie so leicht, daß ich glaube, die größte Fußreise unternehmen zu können.

Ein armer, blinder Mann, aus Ruda an der Oder, welcher an der Hand seiner Tochter geführt, betteln ging, ersuchte mich, ihm zu helfen, ich glaubte nicht, daß es möglich wäre, ihm noch helfen zu können, es that mir leid, ihn abschlägig abzuweisen und ihn ohne Hoffnung zu lassen, ich legte ihm so, im Vertrauen auf Gott, meine beiden Hände auf seine Augen, er fühlte während der Berührung großes Wohlbehagen und eine wohlthätige Wärme durch seinen ganzen Körper strömen, blieb aber, wie er gekommen war, blind, und entfernte sich mit der Bitte, noch einmal kommen zu dürfen, ich bewilligte ihm, in acht Tagen wieder zu kommen. Nach dieser Zeit fand sich der arme, blinde Mann, von seiner Tochter geführt, wieder bei mir ein, ich legte ihm wieder, wie oben erwähnt, meine beiden Hände auf; dasselbe Gefühl einer wohlthuenden Wärme überströmte wieder seinen ganzen Körper, alles blieb aber in Betreff seiner Augen beim Alten, und so entfernte er sich dankend, ohne Hoffnung, noch einmal das Licht der Welt zu sehen, an der Hand seiner Tochter, in seine eine Meile weit entfernte Heimath, ohne mich nochmals um Hülfe anzugehen, wahrscheinlich der Meinung, daß ihm nicht mehr zu helfen sei; doch der Mensch denkt und Gott lenkt, auch hier traf dieß Sprüchwort ein.

Nach einigen Tagen sah meine Dienstmagd, Leonore

König, durchs Küchenfenster den blinden Mann herankommen, mit einer Gans unter dem Arm, seine Tochter hinter ihm, ohne ihn zu führen; voll Freude kam die Magd zu mir in die Stube gelaufen, mit den Worten: „Herr, der blinde Mann kommt ohne Führer, er muß sehend geworden sein."

So war es auch, er kam sich zu bedanken, mit Freudenthränen wollte er mir für meine Bemühung eine Gans schenken, ich hatte viele Mühe, den armen Mann zu beruhigen und ihn dahin zu überreden, das mir zugedachte Geschenk für sich zu behalten, magnetisirte ihn nochmals, und mit unendlichen Danksagungen entfernte er sich, und habe ihn nie wieder betteln gesehen.

Eine Bauersfrau aus Gozensin hatte an einer Augentzündung, trotz ärztlicher Hülfe, das eine Auge verloren und war in Gefahr, auch das zweite Auge zu verlieren, indem ein weißer Flecken bereits die halbe Pupille deckte.

Sie kam händeringend, mich um Hülfe anflehend, sie zu retten, damit sie nicht ganz erblinde; ich wollte sie abweisen und rieth ihr, sich an einen Arzt zu wenden, worauf sie mir weinend mittheilte, daß dies bereits geschehen und nichts geholfen hätte, sie hätte ihr ganzes Vertrauen in mich gesetzt und sich vorgenommen, mir einen — Silbergroschen zu schenken, wenn ich ihr hälfe. Ich machte ihr begreiflich, wie ich es keinem Menschen versprechen könne, zu helfen, indem es ganz allein von der Barmherzigkeit und Gnade Gottes abhinge, wenn durch Auflegung meiner Hände, Kranke, die im Vertrauen auf Gottes Hülfe zu mir kommen, geheilt würden. Ich wolle, um sie zu beruhigen und ihre Schmerzen zu mildern, einen Versuch machen, könne aber keine Bezahlung annehmen, da ich niemals dergleichen weder verlange noch annehme. Weinend fiel sie auf die Kniee, umschlang meine Füße und ließ mit Bitten nicht ab, bis ich ihr versprach, einen Versuch

zu machen. Ich legte ihr meine Hände auf beide Augen, sie fühlte bedeutende Erleichterung, als ich nach fünf Minuten meine Hände entfernt hatte, voll Freude entfernte sie sich mit der Bitte, wieder kommen zu dürfen, wenn es nicht besser geworden. Sie kam aber nicht mehr wieder, und wie ich später erfuhr, auf einem Auge ganz sehend geworden, auf dem andern aber blind geblieben.

Aus demselben Orte hatte der Scholze ebenfalls durch eine Augenentzündung ein Auge verloren, das zweite war so entzündet, daß er fürchtete, blind zu werden, denn wie er sagte, dringe nur noch ein schwacher Lichtschimmer in sein Auge. Mit dem Erzpriester Krause in Slawikau verwandt, hatte er sich an diesen gewendet und war zu ihm gefahren, um durch dessen Fürsprache meine Hülfe zu erlangen. Ich wurde daher ersucht, auf einige Minuten zum Erzpriester zu kommen, wo ich den Augenkranken fand. Auf sein dringendes Bitten suchte ich ihm durch Anhauchen und Auflegen der Hände in Gegenwart des Erzpriesters Krause seine Schmerzen zu stillen, welches mir auch in kurzer Zeit vollkommen gelang. Ein magnetisirtes Leinentuch zum Verbinden der Augen ihm mitgebend, fuhr er nach Hause, und ist dadurch auf dem einen Auge gesund und sehend geworden und auch geblieben.

Merkwürdiger als alle diese war folgender Vorfall.

Die Frau des Sekretair Poletta in Ratibor wurde von einer Augenkrankheit befallen und von zwei Aerzten Dr. P. und Dr. L. in R. behandelt, die sie endlich unheilbar am schwarzen Staar erblindet, aufgaben. Auch diese Frau hatte von meinen glücklichen Heilungen Kunde bekommen, und kam mit ihrem Manne zu mir gefahren und bat um meine Hülfe.

Ich sagte es ihnen zu, Versuche zu machen, hatte aber hier auch nicht die mindeste Hoffnung, noch eine Ahndung, daß Hülfe werden könnte.

Ich magnetisirte die Augen durch Anhauchen und Auflegen der Hände, sie fühlte einen warmen Strom aus meinen Händen in ihre Augen übergehen, als ob ein lauer Wind sie anblase, weiter zeigte sich an ihren Augen auch keine Veränderung, sie sahen ganz gesund aus. Die Frau mußte leider blind, wie sie gekommen, wieder nach Hause fahren, bat mich aber, wieder kommen zu dürfen. — Nach acht Tagen kam sie wieder, ich behandelte sie wie vorstehend angegeben, aber ebenfalls erfolglos, so entfernte sie sich, wiederum bittend, sie nicht zu verlassen und ihr zu erlauben, noch einmal kommen zu dürfen. Nach abermals acht Tagen fand sich diese Frau wieder bei mir ein und wurde wieder so behandelt. Als ich mit dem Magnetisiren fertig war, machte ich mit höchster Kraftanstrengung einen Versuch, auf ihre Augen zu wirken. Als ich mit geballten Fäusten, die Daumenspitzen in die äußeren Augenwinkel haltend, auf diese den lebensmagnetischen Strom übergehen ließ, rief sie voll Freude laut die Worte aus: „um Gotteswillen, es wird Licht vor meinen Augen," als ich hierauf meine Hände entfernte, wurde es eben so schnell finster, und als ich die vorige Manipulation wiederholte, und länger anhielt, blieb ein lichter Schimmer, so daß sie mir jede Stelle im Zimmer mit dem Finger zeigen konnte, wo ein Bild an der Wand hing, ohne jedoch angeben zu können, was die Bilder vorstellten, so wechselte es mit Finsterniß ab, bis ich meine Hände zurückzog. Voll Hoffnung, noch einmal sehend zu werden, bat sie mich weinend, die Geduld nicht zu verlieren, und ihr zu erlauben, nochmals wieder zu kommen. So reiste sie wiedrum blind, wie sie gekommen, nach Hause.

Sie war noch viermal bei mir, jedesmal wurde es um etwas besser, so daß sie das siebente Mal vollkommen gut sehend nach Hause fuhr, und bis an ihr Ende (2 Jahre später starb sie) sehend blieb.

Die Freude eines solchen unglücklichen Menschen, der wieder sehend wird, läßt sich mit Worten nicht darthun, es ist, als hätte er eine ganze Welt gewonnen.

Die Müllerin Krischkowsky in Ratibor hatte seit längerer Zeit gegen die sie schrecklich quälenden Gesichtsschmerzen schon alle erdenkliche Mittel angewendet, ohne davon auch nur die mindeste Linderung zu erreichen. In Begleitung ihres Mannes kam sie zu mir gefahren und bat mich, einen magnetischen Heilungsversuch mit ihr vorzunehmen. Die Schmerzen hatten sich, als sie in die Stube kam, um so heftiger wieder eingefunden, und so versuchte ich durch magnetische Striche den Schmerz zu beseitigen. Es wollte längere Zeit nicht besser werden, endlich, nach ungefähr sechs Minuten, schrie sie laut auf, ich frug, was ihr geschehen sei, sie wimmerte und weinte, zeigte mir eine Stelle unter dem linken Ohr und sagte, daß der ganze Gesichtsschmerz verschwunden, dagegen mit größter Heftigkeit plötzlich auf einem Punkt beim Ohr zusammengezogen habe.

Dieß schien mir ein gutes Zeichen, ich verfolgte den Schmerz und machte von der schmerzhaften Stelle ableitende Striche, und nicht eine halbe Stunde dauerte es, so war der Schmerz auch von hier und für immer verschwunden. Später erhaltener Nachricht zu Folge ist auch keine Spur von Schmerz zum Vorschein gekommen.

Ein Maurer war in Ratibor von der Rüstung herunter gefallen und hatte sich am rechten Arm einen Schaden gemacht, den ärztliche Hülfe durch anderthalb Jahre nicht beseitigen konnte; der Arm war und blieb gelähmt, ohne alle

Bewegung, ganz kalt und abgestorben. Den Arm in einer am Halse befestigten Binde hängend, kam er zu mir und bat um meine Hülfe. Es war während der Ernte, wo ich wenig übrige Zeit hatte, mich mit Kranken beschäftigen zu können, auch war vorauszusehen, daß diese Heilung langwierig werden dürfte; um jedoch den armen Mann nicht ohne Trost gehen zu lassen, besichtigte ich den Arm, es war nichts daran zu erkennen, auch fühlte er keine Schmerzen. Ich machte nun einige magnetische Striche von der Achsel bis zu den Fingerspitzen, er hatte aber nicht das mindeste Gefühl einer Wirkung wahrgenommen, dagegen fühlte ich ein starkes Strömen aus meiner Hand. Ich hatte ihm auf dringendes Bitten bewilligt, von acht zu acht Tagen einmal zu mir zu kommen.

Ich hatte mir ein Baquet von verschiedenen Ingredienzien, welche von mir magnetisirt worden waren, zusammengesetzt und ließ den Maurer jedesmal eine Stunde lang bei diesem meinem magnetischen Stellvertreter sitzen, indem die kranke Hand mit einer vollen Leitungsschnur umwickelt wurde. Die gute Wirkung dieses Apparates wurde bald bemerkbar, der Arm fing an, von oben nach unten zu, sich zu beleben, so daß nach siebenmaliger Sitzung der Maurer ausblieb. Vierzehn Tage später ließ er mir sagen, daß sein Arm gut sei, er sei schon wieder in Arbeit und würde einmal Sonntags zu mir kommen, um sich zu bedanken.

Auf eben diese Art heilte ich den Scholzen aus Mistitz. Derselbe war, einen geladenen Kartoffelwagen vorwärts stoßend, mit den Füßen ausgeglitten und dadurch mit dem Ellbogen aufs Wagenrad gefallen, wodurch der Arm so gelähmt wurde, daß er denselben schon zwei Jahre, trotz aller erdenklichen Versuche bei Aerzten und Schäfern, in einer Binde tragen mußte.

Durch mehrwöchentliche Sitzung an lebensmagnetisch gefüllten Baquets (wöchentlich zweimal eine Stunde) wurde er, wie viele Andere mit verschiedenen Leiden Behaftete, völlig gesund.

Des Hofschmieds in Slawikau Lehrjunge, ein sehr gelehriger, junger Mensch, verfertigte sich im Geheimen aus einer Eisenschiene ein Rohr zu einer Pistole, machte auch den Schaft dazu, besorgte sich Pulver, und ging Sonntag Nachmittags mit den beiden Lehrlingen des Ziergärtners auf die Viehhuttung im Oderthale, um zu schießen. Mehrmals hatte er glücklich abgefeuert, endlich wurde das letzte Pulver eingeladen, wonach er auf den Pfropfen kleine Kieselsteine setzte, bis der Lauf ganz damit angefüllt war. So wollte er losschießen, es versagte aber mehrmals, worauf ihm die beiden Andern riethen, lieber nicht zu schießen, und entfernten sich. Er aber meinte, und wenn der Teufel drin säße, so müsse er heraus, kniete nieder und zielte auf eine Weide, es erfolgte ein sehr starker Knall, und der Schießende lag am Boden hingestreckt. Als nun die beiden Gärtnerburschen zu ihm zurück kamen, sahen sie seine Hand blutend, ganz zerrissen, der kleine Finger war ganz weg, nur eine Sehne war zu sehen, die übrigen drei Finger waren mit dem Handteller rückwärts überbrochen, alle Sehnen waren sichtbar, nur der Daumen war unbeschädigt, das Blut strömte in vielen Bogen aus der Hand. Die Burschen verbanden mit seinem Halstuche die Hand, um eine Verblutung zu verhindern, so brachten sie ihn, ganz blaß im Gesichte nach Hause geführt, er wollte die Hand Niemanden zeigen außer mir, ich war ausgegangen und wurde auf sein Bitten gerufen, und fand ihn beim Pferdestalle, knieend, mit dem Kopf auf die Erde gestützt, die Hand unter sich versteckt, wimmerte er vor Schmerzen.

Als er mich hörte, reichte er mir die kranke Hand entgegen, ohne aufzusehen, oder seine Stellung zu verlassen. Ich faßte, die zerrissene Hand zwischen meine beiden Hände und suchte durch magnetische Einwirkung den Schmerz zu mildern, es währte auch nicht lange, so war er eingeschlafen und schlief einen festen, magnetischen Schlaf, der ihn keine Schmerzen mehr fühlen ließ. Er wurde nun in die Stube, ins Bette getragen, ein Zuber mit kaltem Wasser dazu gestellt, und die ganze Nacht mußten die beiden Gärtnerburschen Umschläge machen. Erst am andern Morgen, als er auf den Wagen gebracht wurde, um ihn zum Doktor nach Ratibor zu fahren, erwachte er, und wußte von nichts, was mit ihm vorgefallen. Die Hand wurde ihm abgenommen, nur der Daumen blieb daran, erst nach drei Monaten war er wieder hergestellt, mußte aber das Schmiedehandwerk aufgeben.

Rosenartige Entzündung.

Der Hofschaffner in Slawikau bekam eine sehr schmerzhafte Entzündung in die linke Achsel und Schulter, so daß er die Hand nur mit Mühe bewegen konnte, er kam zu mir, nachdem er zuvor mit verschiedenen Umschlägen die Sache schlimmer gemacht hatte, so daß seine Achsel stark geschwollen, glänzend blauroth anzusehen war. Ich machte einen Versuch, ihm die Schmerzen zu mildern und die Entzündung zu dämpfen, ich hielt ihm die flache, rechte Hand, ohne Berührung, ungefähr einen Zoll über der Geschwulst, dieß konnte er nicht ertragen und entfernte sich jedesmal, wenn ich mich mit der Hand näherte, indem es ihm in dieser Nähe die heftigsten Schmerzen verursachte, als ich jedoch meine flache Hand zwölf Zoll entfernt über der Entzündung hielt, fühlte er ein großes Wohlbehagen, so, als ob ihn ein kühler Wind anwehe,

Nachdem ich ihn noch einmal so behandelt hatte, war er von seinem Leiden befreit.

Der Schäfer Salinger in Slawikau war auf seinem ganzen Körper mit kalten Geschwülsten überdeckt, so kam er zu mir, durch dreimaliges Magnetisiren des ganzen Körpers war er davon befreit.

Halsbräune.

Ich war bei meinem Schwager G. in L. im Jahr 1847 zum Besuch, der älteste Knabe, Adolph, kam aus der Schule und hustete viel. Der Husten kam mir sehr verdächtig vor, weßhalb ich den Rath ertheilte, dem Knaben ungesäumt zum Schwitzen einzugeben, und ihn im Bette zu halten, dieß war in der fünften Nachmittagsstunde. Beim Abendessen meldete eine Magd, daß Adolph sehr krank sei und immer ersticken wolle, wir liefen alle in die Kochstube, wo wir ihn im Bette sitzend fanden, er hatte den Hals bereits so verschwollen, daß er nicht mehr liegen, sondern nur sitzend mit zurückgebogenem Kopfe nach Luft schnappen konnte, ich rieth daher meinem Schwager, so schnell als möglich einen Arzt zu rufen, worauf er selbst in größter Angst, weil er schon früher einen Knaben an der Bräune, trotz ärztlicher Hülfe, verloren hatte, sich aufmachte, um einen Arzt herbei zu holen. Ich hatte mich zum Kranken ans Bett gesetzt, es wurde mir aber nun selbst Angst, daß der Knabe ersticke, ehe ärztliche Hülfe komme, denn es wurde von Augenblick zu Augenblick schlimmer, ich faßte daher, trotzdem ich, meiner eigenen Gesundheit wegen, das Magnetisiren aufgegeben hatte, hier eine Ausnahme machend, den Entschluß, den Knaben zu magnetisiren. Mit

größter Anstrengung suchte ich auf ihn zu wirken, der Erfolg war der günstigste, kaum acht Minuten, und alle Gefahr war vorüber, der bellende Husten war verschwunden, der Kleine hatte sich umgelegt und schien zu ruhen, in diesem Augenblick hörte ich den Schwager mit dem Arzte im Schnellschritt ankommen, sie brachten Blutegel und die nöthigen Medikamente, doch alles war überflüssig, die Krankheit war und blieb zur Verwunderung Aller beseitigt, der Knabe war den folgenden Tag gesund wie früher.

Die Heilung war in vorstehendem Falle plötzlich erfolgt, wogegen sich im nachstehenden Falle die Krankheit widerspenstiger zeigte.

Es war im Winter 1849, als mein neunjähriger Sohn Carl eines Nachmittags zu husten anfieng, der Husten wurde immer schlimmer, so daß ich es für den Bräunehusten erkannte, und zum Magnetisiren meine Zuflucht nehmen mußte. Es war in der Abendstunde, als ich dieß vorgenommen, worauf sich Besserung eingestellt hatte. Mit meiner Frau hatte ich verabredet, daß wir die Nacht hindurch abwechselnd wachen würden, weßhalb ich um neun Uhr zu Bette ging, um nach Mitternacht bei dem Kleinen zu wachen. Kurz vor Mitternacht war es aber wieder schlimmer geworden, meine Frau rief mich, ich magnetisirte den Kleinen wieder, und es stellte sich wieder Besserung ein, worauf meine Frau schlafen ging und ich wachte, auch der Kleine war eingeschlafen, und alles schien vorüber zu sein; es war halb zwei Uhr Morgens, ich hatte mich im Schlafrock auf mein Bett gesetzt und las, nach zwei Uhr wurde ich schläfrig, legte das Buch bei Seite, der Kleine schlief, auch ich lehnte mich im Bette um, und schlief ein, während die Lampe auf einem Tischchen neben meinem Bette brannte. Plötzlich erwache ich durch einen

gellenden Schrei, den ich vernommen zu haben glaubte, springe vom Bette auf, und sehe den kranken Knaben mit geschlossenen Augen, wie ich glaubte, mit dem Tode ringend, denn der Hals war wie zugeschnürt, er schnappte nach Luft und konnte keine bekommen.

Sehr erschrocken, suchte ich mich so viel als möglich zu beruhigen, um mit Ruhe auf ihn wirken zu können, beugte mich über ihn, und aus voller Kraft, mit dem festen Willen, ihm zu helfen, magnetisirte ich ihn. Den gellenden Ton hatte auch meine Frau gehört, sie hatte sich im Bette aufgesetzt, und als sie bemerkte, daß ich mich so sehr mit dem Kleinen beschäftigte, war sie, ohne daß ich es bemerkt hatte, zum Bette des Kindes gekommen, und als sie sah, daß der Knabe im Sterben lag, und von mir auf mehrere Fragen keine Antwort erhielt, fiel sie am Bette des Kleinen auf die Kniee, weinte, und rief den Knaben öfters beim Namen; ich bat sie um Gotteswillen, ruhig zu bleiben, und mich in meiner soviel als möglich gewonnenen Ruhe nicht zu stören, um ihn retten zu können, denn soviel war mir gewiß, daß er nur so und nicht anders gerettet werden konnte. Endlich nach mehreren Minuten, vor mir das sterbende Kind, neben mir die jammernde Mutter, war mir der Angstschweiß ausgebrochen, der Kleine hatte die um ihn weinende und rufende Mutter vernommen, er schlug die Augen auf und sagte das einzige Wort sehr gedehnt — M u t = t e r — und schloß sogleich die Augen wieder, meine Frau weinte noch mehr, ich aber suchte ununterbrochen mit größter Anstrengung magnetisch belebend auf ihn zu wirken, und nach mehreren Minuten großer Mühe hatte ich den Krampf, der ihm die Kehle zuschnürte, bezwungen, der Krampf mußte meiner magnetischen Kraft weichen, und der Kleine kam zu sich. Nach einer Pause sagte er: lieber Vater, wenn du mich nicht gehört hättest, ich hätte sterben müssen, ich konnte nicht rufen, nur mit größter Anstrengung brachte ich einen Ton heraus, Gott sei Dank, jetzt ist mir besser. Dieß war früh Morgens in der fünften Stunde.

Der Krampfhusten war verschwunden, Nachmittags verließ der Knabe gesund das Bette.

Dieß ist derselbe Knabe, welcher beim Zungenlösen durch die Hebamme, dem Tode nahe gebracht, durch Magnetismus von mir gerettet wurde, wie die dritte magnetische Heilung beweist. Magikon 2ter Jahrg. S. 453.

Noch merkwürdiger ist seine Heilungsgeschichte durch die Somnambule, Frau Flößinspektor Scholz. Derselbe Knabe wurde in seinem vierten Lebensjahre sehr krank, welches ein Brief des den Knaben behandelnden Dr. G. in R. beweist, denn dieser Arzt hatte wenig Hoffnung für des Kindes Genesung. Ich schrieb daher an meine Somnambule, und bat um Rath und Hülfe, erhielt aber zur Antwort, daß ihr noch nichts vorgekommen, daher sie mir auch keinen Rath ertheilen könne. Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch kam ein Bote von ihr mit einem Briefe, worin mir mitgetheilt wurde: daß sie in verflossener Nacht eine Erscheinung gehabt. Es wären nämlich drei weibliche Geister zu ihr gekommen, die sie aufgefordert hätten, mit zu gehen, worauf sie mit Blitzesschnelligkeit in meiner Wohnung beim kranken Carl gewesen wären, hier wurde ihr gesagt: sieh, dieses Kind muß sterben, wenn nicht schnelle Hülfe kommt, diese aber soll ihm werden, komme und befolge unsern Rath; mit großer Schnelligkeit führten sie sie zu einem Flusse unweit ihrer Wohnung, hier wurde ihr gesagt: daß so wie sie vom Schlaf erwachen würde, solle sie aufstehen, die Magd mitnehmen, und noch vor Sonnenaufgang einen Krug Wasser aus diesem Flusse schöpfen, dann drei Handvoll Sand ebendaher nehmen und mir zuschicken. Dieses Wasser soll lauwarm gemacht werden, etwas Seife hineinkommen, und damit solle das kranke Kind ganz gewaschen oder gebadet werden, der Sand aber solle zwischen

Leinwand gelegt und naß, wie er ist, eine Handvoll davon dem Kinde auf die Stirne, eine Handvoll auf den Wirbel des Kopfes, und die dritte Handvoll ins Genicke gelegt werden, und so würde, wenn alles genau befolgt würde, das Kind bald wieder gesund werden. Alles wurde auch genau nach dieser Anordnung befolgt, und das Kind war binnen vierundzwanzig Stunden gerettet.

Sehr viele, sehr merkwürdige Heilungen auf die einfachste Art, wurden durch die Somnambule bewirkt, welche anzuführen, ein ganzes Buch füllen würden, unter andern will ich noch folgende anführen.

Herr v. W. in M. bei G. litt seit einigen Wochen an Schlaflosigkeit, viele Aerzte wurden zu Rathe gezogen, keiner konnte helfen, sieben Aerzte waren endlich zu Hülfe berufen, welche Concilium hielten, doch alles blieb beim Alten, der Kranke wurde immer schwächer, kein Schlaf fand sich ein, die ganzen Nächte hindurch quälte sich der Schlaflose, mit offenen Augen lag er da und fand keine Ruhe. Endlich, als nichts mehr helfen wollte, wandte man sich an die Hellsehende, ob noch Hülfe möglich wäre, dieß wurde bejahend beantwortet, doch müsse der Kranke noch Geduld haben, keine Medizin mehr nehmen, dann würde sie die Kur genauer angeben.

Nach einigen Tagen wurde Herr v. W. von der Somnambule benachrichtigt, er möge sich an mich wenden, denn nur durch mich könne ihm geholfen werden. Auch ich erhielt davon Nachricht, mit der Anweisung, daß wenn ich dem Kranken helfen wolle, dieß wie folgt geschehen müsse. Künftigen Freitag müsse die Kur beginnen, punkt neun Uhr müsse ich ihm die Hände neun Minuten auflegen, er würde unter meinen Händen einschlafen, und drei Stunden fest schlafen, nach dem Erwachen müsse ihm ein Glas magnetisirtes Wasser

gereicht werden, welches er dreimal austrinken solle, während des Schlafs solle ich alle seine Wäsche und Kleidung magnetisiren, denn alles, was er am Leibe habe, müsse magnetisirt sein, nur so könne er gesund werden, d. h. wenn dieß neun Freitage hintereinander gemacht würde, wie angegeben. Alles wurde genau befolgt, der Kranke kam zu mir, und als ich ihm am ersten Freitage um neun Uhr die Hände auf den Kopf legte, senkten sich nach einigen Augenblicken seine Augenlieder, und kaum war eine Minute verstrichen, so war er fest eingeschlafen, und schlief sehr ruhig bis zwölf Uhr, wo er, wie gerufen, sehr gestärkt erwachte und zu trinken verlangte. Es wurde ihm das magnetisirte Wasser gereicht, welches ihm sehr gut schmeckte und wohl bekam. So wurde alles genau nach der Anordnung befolgt, und der Kranke war und blieb gesund.

Epilepsiekranke wurden von acht Personen fünf ganz gesund und drei sehr erleichtert, bei einem fünfzehnjährigen Knaben, welcher täglich bis fünfmal den Anfall bekam, blieb gleich nach dem ersten Magnetisiren die Krankheit aus, er bekam während dem Magnetisiren einen sehr heftigen Anfall, ich magnetisirte ihn jedoch so lange ununterbrochen fort, bis er zur Besinnung kam, worauf er mit seiner Mutter nach Hause ging, und da kein Anfall mehr vorkam, nicht mehr wiederkam, sechs Jahre später erfuhr ich, daß er seit jener Zeit gesund geblieben. Bei einem Jäger und einer Tagelöhnersfrau blieben die Anfälle nach dem dritten Magnetisiren aus und kehrten nicht wieder, wogegen bei einem Mädchen erst nach achtzehnmaligem, und bei einem zweiten Mädchen sogar erst nach zweiundvierzigmaligem Magnetisiren die Anfälle ausblieben.

Wechselfieberkranke habe ich Hunderte schon von ihren Leiden befreit. Anfangs schrieb ich mir ihre Namen auf und hatte im ersten Jahre 31, im zweiten 47, im dritten und vierten Jahre 99 Personen geheilt, große Seltenheit war es, wenn einer zum zweiten Male kommen mußte, und nicht sofort vom Fieber frei blieb, später notirte ich die Kranken nicht mehr, und heilte die meisten, ohne sie nur zu berühren. Ich sprach blos einige Worte mit ihnen und faßte sie dabei scharf ins Auge, worauf ich sie in Gottesnamen nach Hause gehen hieß, wodann öfters drollige Zweifel von den Kranken geäußert wurden, und dennoch war das Fieber weggeblieben, ja sogar Denen ist das Fieber weggeblieben, die wegen weiter Entfernung sich schriftlich an mich wendeten. Sobald ich den Brief in meine Hände bekam, und das Nöthige veranlaßte, war das Fieber verschwunden, ohne daß ich darauf zu antworten brauchte, thue ich es, so ist es um so sicherer, besonders wenn sich der Kranke meinen Brief einige Stunden in die Herzgrube legt. Von vielen drolligen Vorfällen der Art will ich nur zweier erwähnen. Zum Wollmarkt in Breslau begegnet mir ein guter Freund, den Kopf hängend, ging er an mir vorüber, ohne mich zu sehen. Ich erkannte ihn erst im Moment des Vorbeigehens, drehte mich um und rief ihm nach, wie gehts? Sie thun so stolz, als sehen Sie mich nicht, worauf er umsah, mich erblickend versicherte, mich nicht gesehen zu haben. Er sagte: mir gehts schlecht, ich bin krank, habe schon längere Zeit das Fieber und kann es nicht los werden, worauf ich ihm erwiederte, wenns weiter nichts ist, das Fieber wird bald weg sein, wenn Sie wollen; dabei sah er mich groß an, frug, ob Scherz oder Ernst, ich versicherte ihm, daß es mein völliger Ernst sei, daß wenn er wolle, ihm sofort geholfen sei. Jetzt ersuchte er mich, mit ihm in sein Quartier zu gehen, dort angekommen, frug er mich, was ich ihm dagegen rathen wolle, worauf ich ihn versicherte, daß er das Fieber nicht mehr bekommen würde. Dieß schien ihm

unmöglich, als ich ihn aber fest versicherte, es würde nicht mehr wiederkehren, frug er, ob er etwas, und welche Speisen, genießen könne, worauf ich ihm sagte, er könne genießen, was er wolle, von jetzt an würde ihm nichts schaden. Hierauf ließ er sich etwas zu essen geben. Es wollte nicht recht schmecken, ich forderte ihn daher auf, mit mir zu gehen, wir würden jeder eine Kuffe ächt bayerisches Bier trinken, dies machte ihn aufs Neue stutzig, er sagte: das doch nicht, mein Arzt hat mir dieß ausdrücklich verboten, ich aber erwiederte: kommen Sie nur, jetzt bin ich Ihr Arzt. Ich ließ Buttersemmeln mit Sardellen geben und tranken Bier dazu, dieß mundete ihm besser, er meinte, nun glaube ich fast, Sie haben Recht, mir ist jetzt bedeutend wohler, wenn ich wüßte, daß das Fieber nicht käme (es sollte den andern Tag früh acht Uhr kommen), so möchte ich die Güter des Hrn. Grafen H. bereisen, und als ich ihn nochmals fest versicherte, mir zu glauben, ging er, um Pferde zu bestellen. Um vier Uhr früh wollte er abfahren, und um acht Uhr wieder zurück sein. Graf H., dem er das Vorgefallene mittheilte, war sehr neugierig geworden, wie der Erfolg sein würde, weßhalb er ihn zum Frühstück einlud. Mein Freund kam um halb neun Uhr an, frühstückte mit ziemlichem Appetit, und das Fieber kam zur Verwunderung Aller nicht wieder. Zwei Tage später besuchte ich in seiner Begleitung den Arzt, mit dem auch ich befreundet bin, die erste Frage war: nun wie gehts mit dem Fieber? gut, sagte Jener, das Fieber ist weg; so, entgegnete dieser, hats also doch geholfen! ja geholfen, auf mich zeigend, der hat mir geholfen — nun, was haben Sie dagegen gemacht? — Sie wissen ja, Herr Doctor, was ich mache, sagte ich scherzend, ein bischen Hokus-Pokus und Alles ist gut.

Einer meiner Knechte hatte das Wechselfieber, dreimal hatte er den Anfall bereits gehabt, als er zu mir kam und

mich ersuchte, ihm etwas dagegen zu geben, ich frug ihn, wie oft hattest Du das Fieber? — dreimal; wann kommt es wieder? — Morgen früh um acht Uhr, war die Antwort, worauf ich ihm sagte, gehe in Gottes Namen, Du wirst das Fieber nicht mehr bekommen, er aber blieb stehen und frug, werden Sie mir denn gar nichts geben? Nein, gehe nur, es ist schon gut — nun das kann doch nicht helfen, brummte er vor sich hin; so ging er fort. Am andern Morgen, kurz vor acht Uhr, war er von seiner Arbeit verschwunden; als er wiederkehrte, frug ihn der Schaffner: wo warst Du denn so lange? worauf er erwiederte: ich war in der Schlafkammer, ich glaubte, das Fieber würde kommen, eine halbe Stunde habe ich gewartet, es kommt aber nicht, es muß doch geholfen haben und von nichts, der Herr muß hexen können. Alle lachten über ihn. Das Fieber blieb weg, er aber konnte nicht begreifen, wie dieß zugegangen.

Keuchhusten.

„Dieser schlimme Husten," sagt der Homöopath Dr. Günther, „ist ein recht augenscheinlicher Beweis, daß alle die vielen Mittel, welche man dagegen rühmt und angepriesen hat, nichts werth sind, denn je mehr diese gebraucht werden, desto längere Zeit hält er an, und desto schlimmere Nachkrankheiten bleiben nach ihm übrig.". — Dr. Hering dagegen sagt: „Es ist eine bekannte Sache, daß dieser Husten, wenn man gar nichts braucht, dreimal sechs Wochen anhält, hat man aber einen recht vernünftigen Arzt, der alle Tage kommt, so dauert er zweimal neun Wochen, und hat man gar keinen Medizinverschreiber, so dauert er nicht viel länger." Bei Anwendung des Lebensmagnetismus hingegen, habe ich bei meinen Kindern schon oft die Erfahrung gemacht, daß dieser böse Husten

längstens binnen 5 bis 6 Tagen allmählig verschwindet, ohne die geringsten Nachtheile zu hinterlassen.

Luftröhrenschwindsucht

gelang mir ebenfalls durch magnetische Einwirkung und den Gebrauch des magnetischen Wassers, bei zwei Personen glücklich zu beseitigen, nachdem zuvor ärztliche Behandlung durch längere Zeit erfolglos blieb und angewiesen waren, das Bad zu besuchen.

Heute, am 17. April 1852, wo ich diese Schlußworte zu vorstehenden magnetischen Heilungen niederschreibe, habe ich mein 50stes Lebensjahr zurückgelegt, mithin die von der Somnambule mir angedrohte gefahrvolle Lebensperiode von beinahe 10 Jahren, während welchen mir alles Magnetisiren untersagt war, glücklich überstanden, und obgleich ich durch Nichtbefolgung ihres Raths mehrmals sehr krank wurde, indem beim Magnetisiren leidender Personen die Krankheit auf mich übergegangen war, immer aber wieder durch die magnetischen Bäumchen gesund wurde. (Vide Magikon 5ter Jahrg. Seite 247.)

Die meisten dieser Heilungen habe ich im Jahre 1841 und 42 unternommen; als mich aber die Somnambule zu wiederholten Malen, besonders aber am 22. September 1842 im hellsehenden Zustande dringend bat, das Magnetisiren zu unterlassen, setzte sie noch folgende Warnung hinzu, indem sie sagte: „Wenn Du das Magnetisiren nicht unterläßt, so hast Du ein schreckliches Ende zu erwarten. — Du wirst ach und weh' schreien, aber kein Arzt, kein Mensch in der ganzen Welt

wird zu finden sein, der Dir helfen könnte; selbst Gott wird Dir nicht helfen, weil Du die von ihm Dir zugetheilte Lebenskraft an Andere verschwendest. — Sieben Jahre wirst Du schrecklich leiden, dann folgt unrettbar Dein qualvoller Tod. — Wenn Du aber das fünfzigste Jahr zurückgelegt haben wirst, dann kannst Du unbeschadet Deiner Gesundheit wieder magnetisiren."

Ich machte ihr hierauf den Vorwurf und sagte: „Du untersagst mir das Magnetisiren, und räthst es doch so Vielen, daß ihnen nur dadurch geholfen werden könne;" worauf sie erwiederte: „Wenn Du mich frägst, muß ich antworten und kann keine andere als solche Mittel angeben, die helfen können, — Du aber hast freien Willen, und kannst thun, was Du willst." — Merkwürdig war es jedoch in allen den Fällen, wo ich auf vieles Bitten eine magnetische Heilung unternehmen wollte, sie jedoch zuvor um Rath frug, ob ich es unbeschadet meiner Gesundheit unternehmen könne, sie mir jedesmal genau angab, wie ich den Kranken behandeln und wie ich vorbereitet sein müsse, um mich nicht zu schwächen oder anzustecken, und immer war es vom besten Erfolge, dagegen ohne ihren Rath meist von nachtheiligen Folgen für mich. So z. B. behandelte ich vor mehreren Jahren den an Rückenmarkschwindsucht leidenden Director H. in R. und empfing von der Somnambule den Rath: ein seidenes Hemde auf dem bloßen Leibe und am Halse drei Schnuren ächter Granaten und drei Schnuren Bernstein, bis in die Herzgrube hängend, zu tragen, auch nichts bei dem Kranken zu genießen — was schon in der Stube desselben gestanden, also nicht eben frisch hineingebracht werde. Ich befolgte anfangs diesen Rath, welchen ich auch dem Kranken kund gethan hatte, und der Kranke besserte sich auch zusehends, bis ein Zufall und eine Röthigung des Kranken, wie meine eigene Unachtsamkeit, mich unvorbereitet mit ihm zusammenführte und ich obendrein unvorsichtigerweise ein mir von ihm offerirtes Glas Wein, welcher, nach dem Geschmack zu urtheilen, in seiner

Stube eine Weile gestanden haben mochte, annahm, aber nicht völlig austrank, weil mir unterdeß die Warnung der Somnambule einfiel. Kaum hatte ich den Kranken verlassen, als ich mich unwohl fühlte und heftig erkrankt zu Hause ankam. Die magnetisirten Bäumchen gaben mir zwar meine Gesundheit wieder (s. Magikon V. 250), ich durfte aber auf das Gebot der Hellsehenden von dieser Zeit an den Kranken nicht mehr besuchen und seine Briefe nicht mehr anrühren (meine Frau konnte sie mir vorlesen). Der Zustand des Kranken verschlimmerte sich wieder mit jedem Tage mehr, bis er ein Jahr darauf starb.

Blümsdorf bei Leobschütz, den 17. April 1852.

Nietsch.

Ekstase durch den Gebrauch des Haschisch.

Als uns im Jahr 1851 vom Buchhändler eine Schrift unter dem Titel: Der Verkehr mit den Verstorbenen von Cohagnet (übersetzt), von Dr. Neuberth, 2 Theile, Hildburghausen, als Neuigkeit übersandt wurde, schickten wir sie zurück und bestellten, weil wir nach oberflächlicher Ansicht manches Wichtige darin zu finden hofften, das Original. Nach Empfang desselben beabsichtigten wir, die Leser des Magikons mit dem Inhalte desselben näher bekannt zu machen; da wir aber unsern Beitrag zum 2ten Hefte des 5ten Bandes bereits eingesandt hatten, ließen wir die Sache noch anstehen, und als wir das genannte Heft noch im Jahre 1851 empfingen, sahen wir, daß ein höchst competenter Mitarbeiter bereits die deutsche Uebersetzung zu jenem Zwecke benutzt hatte. Doch ist es möglich, daß wir später noch auf manchen unberührten Theil jener Schrift zurückkommen, denn sie enthält des Interessanten nicht wenig. Seitdem haben wir aber von demselben Ver-

fasser noch vier andere Schriften erhalten, von denen die älteste, zunächst nach jenen Arcanes de la vie future dévoilés erschienene, den Titel führt:

Sanctuaire du Spiritualisme; étude de l'ame humaine et de ses rapports avec l'univers, d'après le somnambulisme et l'extase par L. Alphonse Cahagnet. Paris 1850. (Hinter dem Titel ist ein Portrait Schwedenborg's eingeheftet, was auf dem Titel nicht erwähnt ist.)

aus welchem wir jetzt unseren Lesern das Wesentliche mitzutheilen gedenken. Bevor wir aber an das Buch selbst gehen, wollen wir sie, weil dieß für die Beurtheilung seiner Schriften nicht unwichtig ist, ein wenig mit dem Verfasser selbst, so gut wir es nach den gesammelten Notizen vermögen, bekannt machen.

Cahagnet ist der Sohn eines Kauffahrtheischiffskapitäns und hat in seiner Jugend bei unverkennbar guten Anlagen doch nur Elementarunterricht genossen, weil ungünstige Vermögensumstände nicht erlaubten, diese Grenze zu überschreiten. Man bestimmte ihn dem Handwerkerstande. Er ist eigentlich Stuhldrechsler, hat sich früher (um 1833) sechszehn Monate in England aufgehalten, später aber abwechselnd in Paris und in Rambouillet. Religiösen Unterricht scheint er in seiner Jugend nicht viel mehr als gar nicht, wenigstens keinen solchen erhalten zu haben, der tiefe Wurzeln getrieben hätte. Von seinem Vater, der über dreißig Jahre Seemann im ganzen Sinne des Wortes, wenn auch von biederem und geradem Charakter, gewesen ist, scheint er keine religiösen Eindrücke empfangen zu haben, und er bekennt selbst, daß er vor seiner Bekanntschaft mit dem menschlichen Magnetismus vollständiger Atheist und Materialist gewesen sei. Seine weitere Bildung verdankt er nur sich selbst und seiner unaufhaltsamen Wißbegierde. Während seines Aufenthaltes in Rambouillet befand sich daselbst ein gut gestellter Beamter, Namens Renard, der am Orte und in der ganzen Umgegend im Rufe

der Zauberei stand. Um zu erfahren, wie viel denn Wahres daran sei, suchte Cahagnet mit dem Manne Bekanntschaft zu machen und gewann bald dessen Vertrauen. Er fand in H. Renard „einen in seinen Beziehungen zur Gesellschaft sehr excentrischen, aber eben so aufgeklärten, als dem Studium und der Verbreitung der verborgenen Wissenschaften ergebenen Mann," der ihm auch den freien Gebrauch seiner mit Büchern, welche auf jene Wissenschaften Bezug haben, reichlich versehenen Bibliothek gestattete. Von diesem ward Cahagnet zuerst in die Mysterien des menschlichen Magnetismus eingeweiht, bekam aber auch zugleich durch ihn einen besondern Geschmack an metaphysischen Speculationen, und seine erste Bekanntschaft mit Schwedenborg's Schriften mag sich wohl auch von jener Zeit herschreiben. In der Anwendung des Magnetismus scheint er bei zahlreichen Kranken sehr glückliche Resultate erzielt zu haben, insbesondere aber ist ihm das seltene Glück zu Theil geworden, mehrere dafür empfängliche Personen in den Zustand des Hellsehens versetzen zu können. Durch sie hat er erst den festen Glauben an Gott und Unsterblichkeit gewonnen, aber es hat auch sein Hang zu metaphysischen Grübeleien reichliche Nahrung erhalten. Das voreilige Streben, manche höchst auffallende Erscheinungen, welche ihm seine Hellsehenden darboten, zu erklären, hat ihn nur noch weiter in's transscendentale Gebiet hineingetrieben, und die Entdeckungen, welche er auf diesem Felde gemacht zu haben vermeinte, haben auch, wie es zu gehen pflegt, in ihm den Wunsch rege gemacht, sie zu verbreiten, und ihnen, wo möglich, Anhänger zu erwerben. Dazu läßt er keine Gelegenheit unbenutzt. Dieses Bestreben zeigt sich auch in dem gegenwärtigen Buche, das, wenn es sich auf seinen wahren Zweck beschränkte, nimmermehr zu 375 Seiten angeschwollen wäre. Es kann uns nicht einfallen, unsere Leser mit der völlig unverdaulichen Metaphysik des Verfassers zu langweilen (wir glauben, er befinde sich noch, wie die Herrnhuther zu

sagen pflegen, im Durchbruche, und werde, wenn ihm Zeit dazu vergönnt ist, seine Ansichten noch gewaltig ändern); vielmehr haben wir die Absicht, ihnen nur des Pudels Kern vorzulegen und zu zeigen, von welcher Art denn eigentlich das Heiligthum des Spiritualismus sei, in welches er seine Leser einführen will. Doch wir wollen ihn selbst redend einführen: unsere Leser werden ihn dabei näher kennen lernen und nebenher manches nicht Unwichtige erfahren.

„Kaum hatte ich Kenntniß vom Somnambulismus, als ich sofort die ganze Wichtigkeit desselben begriff und selbst in diesen glücklichen Zustand einzutreten wünschte. Ich ließ mich von mehreren Personen magnetisiren und fühlte keine Wirkung, die mir Hoffnung gemacht hätte, meinen Zweck zu erreichen. Ich kam auf den Gedanken, ein narkotisches Baquet zusammen zu setzen. In dieser Absicht magnetisirte ich kleine mit Wasser gefüllte Fläschchen; andere füllte ich mit Schwefelblumen, Eisenfeile und Sand. In diese Fläschchen steckte ich einen Leiter, der mit einem in der Mitte des Kastens stehenden Leiter zusammenhing. Die Zwischenräume der so geordneten Fläschchen wurden mit Blüthen, Blättern und Samen von Thymian, Belladonna, zahmem und wildem Mohn, Hanf, Lein, Malven, Eibisch, Kamillen, Melilotus, Flöhkraut, Pfeffermünze, Kopfsalat, Hirse, schwarzer Johannisbeere, Opium, Tannzapfen und Vogelmeier ausgefüllt. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen, die während des Tages angestellt wurden, stellte ich des Abends dieses magische Kästchen unter mein Bett und wickelte um meinen Arm eine Schnur, die von dem Hauptleiter des Kästchens ausging. In dieser Lage erwartete ich irgend eine Wirkung, erlangte aber auch nichts weiter, als einen mehr oder minder schweren und unruhigen Schlaf. Bei meinem Erwachen hatte ich keine Erinnerung an einen somnambulen Zustand. Ich war verzweifelt über den geringen Erfolg, und bin überzeugt, daß bei vielen anders organisirten Personen man entschiedene Wirkungen erlangen würde. Ich befragte darauf die von 1784 bis 1800

erschienenen Werke über Magnetismus und die damals zur Verstärkung seiner Wirkungen angewandten Mittel, und bepackte mich mit Substanzen, denen man diese Kraft beilegte. Ich steckte mir Schwefelstangen unter die Arme, ein Säckchen mit Schwefelblumen und Eisenfeile in jede Hosentasche, ein anderes größeres legte ich auf die Herzgrube, goß sogar oben und unten offene Fingerhüte aus Schwefel, steckte sie an meine Finger, und so ausgerüstet begann ich verschiedene Personen und Thiere zu magnetisiren. Ich verursachte ihnen gewaltige elektrische Erschütterungen und dazu kam noch mein eigenes magnetisches Fluidum, welches sehr schwer und narkotisch ist: ich war ein Wesen, im Stande, wunderbare Dinge zu verrichten. Diese Macht wandte ich nun gegen mich selbst und bewirkte wiederum nichts. Da verfertigte ich folgendes Säckchen, welches nach der Aussage einiger Hellsehenden eine große narkotische Kraft besitzt. Eine halbe Unze trockne Blätter und Blüthen der Belladonna, eine Unze Fraueneis (durchsichtigen Gyps), eine Unze Braunstein, alles gut gepulvert, in ein baumwollenes Säckchen gethan und mit einer Hülle von gewebtem Roßhaar überzogen; dieses Säckchen muß zwischen beiden Handtellern gehalten werden, bis zum vollkommenen Schlaf; man läßt es fallen, um sich zu erwecken. Dieses Säckchen muß fest gestopft und mehr lang als breit sein. Ich spürte keine somnambule Wirkung. Da nahm ich meine Zuflucht zum Zusammendrücken der Karotiden, ohne bessern Erfolg. Ich folgte dem Beispiel einer Ekstatischen, die, wenn ich nicht irre, der Doctor Despine anführt, welche die Fähigkeit hatte, dadurch in diesen Zustand zu kommen, daß sie ihre beiden Mittelfinger einige Zeit in die Grube des Genickes hielt und ein wenig aufdrückte. Ich ermüdete mich sehr in dieser Stellung und wurde nichts gewahr. Ich strengte meinen ganzen Willen an, um, wenn ich könnte, den Lauf des Blutes zu mäßigen oder zu hemmen, weil ich wußte, daß dieß das einzige Mittel ist, welches die Indier anwenden, um jene kataleptische Ekstase hervorzurufen, welche sie Stun-

den und Tage lang in beschaulichem Nachdenken erhält. Ich war nicht glücklicher. — Vielleicht könnten alle diese Mittel auf einen Anderen mit viel größerer Leichtigkeit wirken, als auf mich, wenn er sie versuchen wollte. — Ich glaubte, ich wäre zu sehr mit Elektricität überladen und müßte sie folglich abzuleiten suchen, um etwas Anderem Raum zu verschaffen. Zu diesem Zwecke verfertigte ich eine kleine Büchse, deren Einrichtung und Kräfte ich in einem Buche gefunden hatte. Sie wird auf folgende Weise zusammengesetzt: Man befestiget in einer runden oder viereckigen Holzplatte, je nachdem man der Büchse eine runde oder viereckige Gestalt geben will, etwa 40 ungefähr 1½ Zoll lange stählerne Spitzen von der Dicke einer schwachen Stricknadel, nachdem man vorher die Holzplatte mit dünnem Eisenblech bedeckt hat, um die Stifte desto leichter hinein zu befestigen und zugleich durch die Continuität des Metalls die elektrischen Strömungen zu fördern. Man setzt diese so zubereitete Platte in eine runde oder viereckige Büchse ungefähr in die Mitte so ein, daß die Spitzen, welche sehr scharf sein müssen, dem Niveau der Oeffnung nahe kommen, ohne es zu erreichen, weil sonst der entblößte Körpertheil, an welchen die Büchse angelegt werden muß, verletzt werden würde. Auf dem mit den Stiften besetzten Boden befestiget man einen mehrere Fuß langen Eisendraht, der durch ein kleines Loch in der Mitte nach außen durchgehen muß; dieser Draht, der als Leiter dient, ist dazu bestimmt, den Ueberschuß an Elektricität nach einem Nagel zu führen, den man in die Wand einschlägt, und an welchen man ihn ohne Weiteres befestiget. Das Innere der Büchse muß mit einem isolirenden Stoff, etwa mit Harz oder Harzfirniß überzogen sein; an dem Rande der Büchse müssen zwei Bänder befestiget sein, um den Apparat an der Stelle des Körpers, an welche man ihn anbringen will, festzuhalten. So erwartet man längere oder kürzere Zeit die wohlthätigen Wirkungen dieser Vorrichtung, welche bei rheumatischen Schmerzen oder bei Stockungen nicht zu verschmähen ist. Ich kann und muß

ihre Anwendung rathen: steht sie auch lächerlich aus, so ist sie doch nicht kraftlos. Diese Vorrichtung also legte ich an meine Füße an, und den Leiter meines narkotischen Baquets an den Arm. So magnetisirte ich mich ziemlich lange Zeit und meinte Strömungen herzustellen, die das, was ich wünschte, bewirken sollten. Ich bemerkte wohl deutliche Wirkungen; aber es kam kein Schlaf. Da stellte ich meine Hoffnung auf den Galvanismus. Ich setzte eine Säule von 40 Plattenpaaren, einen Zoll im Durchmesser, zusammen, empfand davon sehr unangenehme Wirkungen und kann zu diesem Versuche nicht rathen. Ich sah, daß ich endlich genöthiget sein würde, zu narkotischen Arzneien meine Zuflucht zu nehmen. Ich hatte einen Freund, einen starken Opiumesser, der sich durch dieses Mittel von einem allgemeinen Nervenleiden befreit hat. Ich bat ihn um eine passende Dosis, wozu er sich mit Vergnügen bereit fand; auch machte er mir eine lockende Beschreibung von den Gemälden, die ich sehen, und von den Gefühlen, die ich empfinden würde. Die Dosis war sehr schwach in Vergleich mit der, welche er täglich verzehrte. Er empfahl mir, in meine Nähe ein Glas mit Essig gesäuertes Wasser zu stellen, für den Fall, daß sich etwas ereignen sollte, glaubte jedoch, ich würde dessen nicht bedürfen. Hoffnungsvoll nahm ich das Opium ein und wartete eine Weile auf seine Wirkungen. Wie groß war mein Erstaunen, als mir sehr schlimm wurde und ich heftige Kopfschmerzen bekam, an diesen Symptomen zu erkennen, daß ich vergiftet sei. Kaum hatte ich noch die nöthige Kraft, meinen Arm nach dem Nachttische auszustrecken, auf dem das Essigwasser stand: ich trank es auf einen Zug aus. Meine Extremitäten waren so eiskalt, daß ich sie nicht bewegen konnte; man gab mir viel stark gesäuertes Wasser; dieß verursachte mir einen starken Trieb auf meinen Harn. Ein anderer Unstern erwartete mich. Ich bekam eine Harnverhaltung, die sechs Stunden dauerte, während welcher ich alle orientalischen Hochgenüsse verwünschte. Aus dieser Verlegenheit zog ich mich nun zwar heraus, aber das

Bedürfniß, Neues zu erfahren, war darum noch nicht in mir erloschen. Einige Tage später, als das Andenken an diese schlimme Nacht aus meinem Gedächtniß geschwunden war, glaubte ich, die Dosis sei zu stark gewesen, und wenn ich klüger wäre, würde ich andere Resultate erhalten. Ich rauchte Opium und bekam heftigen Kopfschmerz. Da ich damals oft an halbseitigem Kopfschmerz litt, glaubte ich, das Opium sei dabei unschuldig, und nahm ein zweites Mal eine geringere Quantität ein. Die Wirkungen waren verhältnißmäßig aber dieselben: es folgte eine Harnverhaltung. Ich habe eine Person gekannt, die einige Tropfen Laudanum in einem Klystiere genommen hatte, und zweimal eine Harnverhaltung bekam. Dieß befestigte mich in der Meinung, daß diese Arznei sehr stark auf die Blase wirke, und berechtiget mich, zu großer Vorsicht bei ihrer Anwendung zu rathen."

„Ich las in einem Werke, daß die Hanfblätter viel narkotische Kräfte besäßen, und säete einiger Körner in einem kleinen Garten, den ich damals hatte. Ich erndtete davon zwei Stengel, einen männlichen und einen weiblichen, von fünf Fuß Höhe. Ich quetschte die Blätter davon, um den Geruch einzuathmen; ich aß davon als Salat und zwar ohne Zuthat, und empfand nichts. Daraus schloß ich, daß der französische Hanf nicht so kräftig sei, als der ägyptische. Jetzt nahm ich meine Zuflucht zu Räucherungen, und verbrannte Weihrauch, Hankörner, Belladonna, Anis, Coriander, Gummilack. Alle diese Gestänke schlürfte ich in vollen Zügen ein und erndtete davon heftige Kopfschmerzen. Noch weiß ich nicht, wie ich alle diese Versuche habe aushalten können. Da ich nun sah, daß ich auf diesem Wege meinen Zweck nicht erreichen könne, entschloß ich mich, zu Geisterbeschwörungen meine Zuflucht zu nehmen. Ich beschwor * meinen Geist, mir

* Der Verfasser sagt, er habe die Formel dazu aus Agrippa entlehnt. Die einzige Schrift des Agrippa, die hier gemeint sein könnte, ist die Philosophia occulta. Sie ist eine seiner früheren Arbeiten, und er hat später nichts weiter über Magie ge-

während des Schlafes zu erscheinen, unterschrieb die Formel und legte sie unter mein Kopfkissen. Von dieser Seite war ich glücklicher. Einige Tage vergingen und ich bekam Visionen, nicht wie ich sie wünschte, aber auffallend und sonderbar genug, um meine Wißbegierde zu beruhigen, und um zu wissen, woran ich mich in Betreff unserer Beziehungen zu den Geistern zu halten hätte. Drei Jahre lang ward ich heimgesucht: meine Nerven waren sehr angegriffen worden von allen jenen Versuchen, verbunden mit andern Umständen einer angeblichen Behexung, deren Opfer ich, der Versicherung meines Hellsehers Bruno zufolge, gewesen war, und wovon eine Erzählung in meinen Arcanes (sie steht T. I. pag. 11 ꝛc.) enthalten ist. Mochte dieß nun wahr oder falsch sein: so viel ist gewiß, daß ich mehr sah, als ich wollte, und daß ich endlich durch Gebet von diesen Heimsuchungen befreit wurde."

„Diese Visionen hatten meinen Wünschen nicht genügt: eine beschauliche Ekstase verlangte ich, um eine einzige Frage aufzulösen: Was ist der Mensch? Ich mußte ein Mittel finden, um diese glückliche Ekstase zu erlangen, und ich hätte den ganzen Rest meines irdischen Daseins dafür hingegeben. — Ich verließ die Gegend, die ich bewohnte, und kehrte nach Paris zurück, um wo möglich auf diesem Herde des Lichts den Strahl zu entdecken, der mich erleuchten sollte. Meine Wünsche wurden erhört. Der Somnambulismus und das Hellsehen sind dort leichter hervorzurufen, als auf dem Lande: man ist dort freier von den Befürchtungen, von denen

schrieben Aber man würde sich sehr täuschen, wenn man dergleichen Anweisungen in diesem Buche zu finden hoffte. Wir kennen es hinlänglich, um denjenigen unserer Leser, die noch keine Bekanntschaft damit gemacht haben, die Versicherung geben zu können, daß man daraus weder Geister citiren, noch hexen lernt. Wenn also der Verfasser wirklich einen solchen Versuch gemacht hat (und aus anderweitigen Gründen möchten wir dieß nicht in Zweifel ziehen), so hat er sich dabei wahrscheinlich irgend eines obscuren französischen Büchleins bedient, welches den Namen des Agrippa fälschlich auf dem Titel führt.

man in der Provinz umlagert wird; nichts scheint da teuflisch, nichts wunderbar, und Vertrauen ist solchen Experimenten sehr förderlich. Dort bildete ich treffliche Seher, und unter ihrer Eingebung schrieb ich meine Arcanes."

„Doch die Versicherung durch einen Dritten ist nie so fest, als die, welche man sich selbst verschafft. Die Fragen, welche man den Geistern durch Vermittelung der Seher vorlegt, können unrichtig wiederholt, ihre Antworten können entstellt werden, weil ihr Sinn nicht gehörig begriffen wird, oder weil der Seher zu solchen Forschungen keine Neigung hat. Ich begann also in Paris meine Versuche von Neuem. Es wurde mir gerathen, mich hinter den Ohren magnetisiren zu lassen; meine Hellsehenden thaten dieß im Schlafe einen Monat und länger: es gelang ihnen nicht. Ich machte ein neues Extract von Hanf; ich rauchte getrocknete Hanfblätter, auch die Blätter der Belladonna; ich athmete 25 Minuten lang Schwefeläther ein: es half nichts. Da meldete mir eines Tages einer meiner Freunde, er habe im Vorbeigehen in der Straße de l'Ancienne-Comédie bei einem Apotheker auf einem großen Aushängezettel die Worte gelesen: Orientalischer Haschisch. Ha! da war ich am Ziel meiner Wünsche. Ich eilte sofort, mir etwas von dieser köstlichen Arznei zu verschaffen. — Der Apotheker gab mir Anweisungen über die Art und Weise, sie zu gebrauchen; ich hatte überdieß schon andere Berichte über die Wirkungen derselben gelesen und glaubte mich hinlänglich unterrichtet. Ich ging nach Hause, benachrichtigte zwei meiner Freunde von meiner kostbaren Entdeckung, und sagte ihnen, an welchem Tage ich dieses narcoticum einzunehmen gedächte. Ich hatte 3 Grammes davon (nach Nürnberger Apothekergewicht ungefähr 2 Scrupel), welche 1½ Francs kosteten. Es war im Winter: das Zimmer, welches ich bewohnte, war kalt und feucht. Diese Bemerkung ist nothwendig, wie ich später erklären werde. Ich nahm die 3 Grammes in einer Tasse schwarzem Kaffee, wie es vorgeschrieben ist. Es war 2 Uhr Nachmittags; bis

$7^1/_2$ Uhr Abends hatte ich noch nichts wahrgenommen. Meine beiden Freunde verzweifelten am Erfolg meines Versuches und gingen fort: ich selbst war überzeugt, daß ich kein Resultat erlangen würde. Kaum waren sie hinaus, als ich mich an's Kamin setzte und gedankenlos in's Feuer sah. Da spürte ich eine Aufregung in meinen Nerven."

Hier müssen wir uns eine Zeitlang von dem Vortrage des Verfassers entfernen, um unsere Leser vor langer Weile zu bewahren. Er erzählt zuvörderst den Gang seiner Ekstase, oder vielmehr seiner Hallucinationen; denn so müssen wir sie nennen, obgleich der Verfasser diese Benennung dafür ablehnt, weil er ihnen einen viel höhern Werth beilegt. Alle seine Phantasien sind von seiner Metaphysik gefärbt: in alle findet sich sein Lieblingssatz: „Alles ist in Allem und überall" verschmolzen, und in Bezug auf seine oben erwähnte Frage: „Was ist der Mensch?" erfährt er endlich, daß der Mensch eine Welt im Kleinen sei; da ist also nichts Neues, sondern nur die alte Geschichte vom Mikrokosmus. Darauf erzählt der Verfasser noch vierzehn Ekstasen von zehn anderen Personen, die sich in seine Behausung begeben haben, um unter seiner Obhut (und zwar einige zwei-, auch dreimal) in jenes vermeintliche Heiligthum einzutreten. Sie haben größtentheils die Protokolle selbst unterschrieben, und dennoch sind wir über die Glaubwürdigkeit derselben sehr im Zweifel, weil wir in allen die metaphysischen Grillen des Verfassers wiederfinden. Uebrigens ist auch offenbar die Wirkung des Haschisch von den Geistesanlagen eines Jeden abhängig. Im Ganzen haben wir meist verworrenes, unerquickliches Geschwätz gefunden und sind unvermögend zu glauben, daß diese durch den Haschisch hervorgebrachten Hallucinationen den Ekstasen der Hellsehenden auch nur im Entferntesten gleichgeschätzt werden können. Zuweilen scheint sich diesem Berauschten ein Blick in die Zukunft zu eröffnen; aber auch dann bleibt man im Zweifel, ob nicht eine Erinnerung an bereits bekannte Prophezeiungen im Spiel gewesen sei. Manches dieser Art

hat aber auch der Verfasser nach seiner eigenen Erklärung, weil er dessen Mittheilung für bedenklich hielt, weggelassen.

Auf diese Beschreibungen der Ekstasen folgen Betrachtungen darüber in drei Abschnitten. Aus den Mystikern des 16ten und 17ten Jahrhunderts, aus Schwedenborg und den Philosophen des 19ten Jahrhunderts (natürlich nur solchen, die ihm in französischer Sprache zugänglich waren) führt er Stellen zur Unterstützung seiner Meinungen an, wobei freilich viele Irrthümer mit untergelaufen sind, wie es nicht leicht anders sein kann, wenn man nur das sieht, was man zu sehen wünscht. Zu dieser apologetischen Arbeit ist ihm, was wir als Curiosum anführen müssen, von einem Freunde auch eine französische Uebersetzung des Sonnenkreises der Seherin von Prevorst gemacht worden, welche er von pag. 309 bis 319 seinen Lesern zum Besten giebt. Wir haben die 4te Auflage der Seherin von Prevorst vor uns liegen, können aber in dem, was Herr Cahagnet eine Uebersetzung nennt, keine solche erkennen. Der gute Freund hat vielmehr da und dort aus den Erklärungen der Seherin über ihre Kreise nur alles das ausgehoben, was er zu verstehen glaubte, und es dem Sinne nach frei in's Französische übertragen. Darum hat er auch keine Figur dazu gegeben. Auch mit den Figuren sind die Kreise der Seherin v. P. für uns nicht leicht zu verstehen: der Verfasser aber, der natürlich nicht weiß, wie es sich mit jener Uebersetzung eigentlich verhält, nennt sie ein Meisterstück des Hellsehens. Auch wir glauben, daß diese Kreise der Seherin Bewunderung verdienen, zweifeln aber, daß der Geist der Seherin v. P. dem Verfasser diese Höflichkeit durch ein ähnliches Urtheil über sein Heiligthum erwiedern würde, wenn jemals Herr Cahagnet durch Vermittelung der Frau Adele Maginot mit ihm in Verkehr treten sollte.

Nach jenen metaphysischen Betrachtungen folgt endlich ein Abschnitt mit der Ueberschrift: „Der Führer des durch Haschisch ekstatisch gewordenen, aus dem wir

noch das Wichtigste mittheilen wollen. Der Verfasser giebt zuerst aus dem Répertoire de pharmacie, par le docteur Bouchardat, tome VI, novembre 1849, pages 129 et suivantes folgende historische Notizen des Herausgebers über diese „kostbare Substanz“:

„Der Gebrauch der berauschenden Zubereitungen aus dem Hanf, den die Araber Haschisch nennen, geht bis in die frühesten Zeiten hinauf. Diese Pflanze, welche aus China und Indien stammt, war lange Zeit ein Monopol der Völker dieser Länder. Als die Perser Verbindungen mit Indien angeknüpft hatten, führten sie den Hanf bei sich ein und machten davon dieselben Anwendungen, wie die Chinesen und Indier. Man kennt den schrecklichen und häufigen Gebrauch, den im Mittelalter einige Fürsten des Libanon davon machten, unter anderen der furchtbare Herrscher, der mit dem Namen des Alten vom Berge bezeichnet wird; durch die Hallucinationen, die er seinen Dienern verschaffte, machte er sie zu seinen mörderischen Absichten geschickt; denn er sicherte ihnen nach ihrem Tode den Genuß aller himmlischen Glückseligkeiten.“

„Obgleich in Aegypten schon durch den Kalifen Ahmet, um's Jahr 815 der Hidschred eingeführt, ist doch der Haschisch den Europäern erst während des Feldzuges der Franzosen nach Aegypten bekannt geworden.“

„Die Personen, welche Haschisch eingenommen haben, wissen, mit welcher Gewalt er auf das Nervensystem wirkt, wie viel wunderliche, excentrische, unglaubliche Ideen im Gehirn einander drängen. In den meisten Fällen empfindet man, wenn die Dosis nicht zu stark gewesen ist, ein Wonnegefühl, welches sich durch die ausschweifendste Heiterkeit kund giebt. Auf diesen Zustand folgt eine Schläfrigkeit und auf diese ein von angenehmen Träumen begleiteter Schlaf. Aber etwas besonders Merkwürdiges, welches dieser Rausch darbietet, ist, daß der Kopf vollkommen frei bleibt und man keinesweges das Bewußtsein dessen verliert, was ringsumher

vorgeht; dieß ist wenigstens die Wirkung, die ich zu wiederholten Malen davon erfahren habe, wenn ich ein wenig von dem wirksamen Stoff, in dessen Besitz ich gekommen war, verschluckte."

„Das Außerordentlichste und Unglaublichste in den Wirkungen des Haschisch ist, ich wiederhole es, jener Zustand der Seligkeit und des eingebildeten Glückes, wovon auch die lockendste Beschreibung kaum einen Begriff zu geben vermag."

„Unter den berauschenden Zubereitungen, welche die Araber aus der Pflanze des Haschisch darstellen, ist die wirksamste das fette Extract, welches gewissermaßen die Grundlage aller andern ausmacht. Da der wirksame Stoff der Pflanze harziger Natur ist, so bedienen sie sich, um ihn aufzulösen, einer fetten Substanz, der Butter. Die beste Bereitungsart ist folgende: Man thut in einen Kessel 6 Pfund verkleinerten Haschisch; man fügt so viel Wasser hinzu, daß die Pflanzensubstanz schwimmt, und läßt sie zur Hälfte einkochen; man fügt 6 Pfund Butter hinzu und unterhält das Kochen 12 Stunden lang, indem man sorgfältig von Zeit zu Zeit das verdampfte Wasser durch anderes ersetzt, um das Anbrennen der Masse zu verhindern. Es ist wesentlich zu bemerken, daß, wenn einmal die Operation beendiget ist, das Product um so besser ausfällt, je geringer nach der angegebenen Zeit die Quantität des zurückgebliebenen Wassers ist. Die mit allen harzigen Theilen des Hanfes geschwängerte Butter hat eine entschieden grüne Farbe; man läßt alles durch ein leinenes Tuch laufen und drückt es stark aus. Beim Erkalten wird die Butter fest und schwimmt auf dem Wasser, welches mit allem gummigen Extractivstoff und dem ganzen Salpeter, den die Pflanze enthält, geschwängert ist. Da dieses Wasser zu nichts taugt, so wird es weggeworfen und man bewahrt die mit dem wirksamen Stoff geschwängerte Butter zum Gebrauch auf."

„Dieses so gewonnene Extract wird nicht leicht in dieser Gestalt genossen, sondern in einer Latwerge, die im Ara-

bischen unter dem Namen dawamesk bekannt ist, welches Arznei mit Moschus bedeutet und dessen Grundlage es ausmacht. Diese Arznei wird auf folgende Weise bereitet:"

„Man setzt an's Feuer: 12 Theile weißen Zucker, 6 Theile Honig, mit hinlänglichem Wasser, damit das Ganze durch Sieden die Consistenz eines dicken Syrups erhalte. Man fügt hinzu: 4 Theile fettes Extract, nebst Haselnüssen, süßen Mandeln und Pinienkörnern, in einen Teig verwandelt, von jedem 1 Theil. Man nimmt das Gefäß vom Feuer hinweg und rührt, um eine recht gleichmäßige Mischung zu bewerkstelligen, mit einem hölzernen Spatel bis zum Erkalten, macht auch das Ganze noch durch einige Tropfen Rosenessenz wohlriechend."

„Diese Latwerge ist diejenige Zubereitung des Haschisch, welche am allgemeinsten gebräuchlich ist. Die Gabe ist ungefähr 2 Loth. Man kann die Wirkung durch Kaffeetrinken, auch durch Tabakrauchen befördern." — So weit Dr. Bouchardat. Herr Cahagnet fährt nun fort:

„Wir mußten diesen aus dem genannten Repertorium entnommenen Artikel hieher setzen, um unseren Lesern zu beweisen, daß die Substanz, die wir ihnen vorschlagen, keine Gefahr bietet, besonders, wenn sie in der Quantität genossen wird, wie wir es angeben. Es giebt in Paris zwei Häuser, in denen man sich den völlig zubereiteten Haschisch verschaffen kann: Hr. Louradour, Apotheker, rue de l'Ancienne-Comédie, Nro. 25, und eine andere Apotheke, rue Notre-Dame de Lorette. Die Wirkungen des Haschisch, welchen dieses letztere Haus verkauft, sind uns nicht bekannt, da wir bis jetzt immer nur den des Ersteren angewandt haben."

„Der Verfasser des obigen Artikels spricht von einer Dosis von 30 Grammes (ungefähr 2 Loth), als ob das Gramme nur etwa 1 Centime kostete und als ob man diese Substanz in so großer Quantität nehmen müßte, wenn sie kräftige Wirkungen äußern soll. Aber das Gramme von dieser Waare gilt ½ Franc, so daß jede Ekstase (zu 30 Grammes)

auf 15 Francs (ungefähr 4 Thlr.) zu stehen kommen würde; wir dagegen versetzen uns in diesen köstlichen Zustand mit 3 Grammes (etwa 2 Scrupel), die auf 1½ Francs (nicht ganz ½ Thlr.) zu stehen kommen. Das ist die Gabe, welche wir immer angewandt haben. Empfindlichere Naturen, wie Frauen, könnten vielleicht mit 2½ Grammes auskommen. Phlegmatische, schwerfällige Naturen dagegen bedürfen 4, auch wohl 5 Grammes. Ueber diese Gränze sind wir nie hinausgegangen und haben mit dieser Dosis immer die gewünschten Wirkungen erlangt."

„Diese Substanz ist, wie der angeführte Berichterstatter bemerkt, eine Art fetter Pomade von grüner Farbe; sie wird gewöhnlich in schwarzem Kaffee aufgelöst, dem sie einen Geschmack mittheilt, welcher für feine Gaumen nicht immer angenehm ist; denn da sie von Kairo, woher sie bezogen wird, bis Paris lange Zeit unterweges gewesen, auch wohl lange in der Officin aufbewahrt worden ist, hat sie einen ranzigen Geruch, der für die Geschmacksnerven nicht angenehm ist. Aber wer sollte sich durch so Geringfügiges abhalten lassen, wenn er an die glücklichen Wirkungen denkt, welche er davon erwartet! Ich pflege diese Art von Sitzungen auf folgende Weise zu leiten: Ich vermehre oder vermindere die Gabe, wie schon erwähnt, je nach dem Temperamente, aber gewöhnlich werden 3 Grammes verbraucht; in eine Tasse gutem schwarzen Kaffee, der sehr warm und gut gezuckert sein muß, mischt man die Substanz und rührt, so daß sie nicht als Oel obenauf schwimmt, trinkt dann das Ganze auf einmal aus und wartet ungefähr 2 Stunden, bis sich die ersten Wirkungen zeigen. Es ist gut, wenn das Zimmer, welches zu dem Versuche dient, trocken und warm ist (der Sommer ist dem Winter vorzuziehen), daß ein Bett bereit stehe, ein Lehnstuhl oder passender Sitz, ein Freund oder höchstens zwei, um über dich zu wachen und dich in der Richtung der Anschauungen zu leiten, die du vor der Ekstase festgesetzt hast." (Wir haben diese Worte zur Erinnerung an

das früher Gesagte unterstrichen.) „Widerwärtigkeit und düstere Stimmung dürfen sich diesem Heiligthume des Glückes nicht nahen! Keine unruhige Weiber, keine schreiende Kinder, keine furchtsame Freunde und, vor allen Dingen, keine Aerzte! Es giebt kein Beispiel, daß eine durch Haschisch bewirkte Ekstase üble Folgen gehabt hätte: es ist also nichts zu fürchten."

„Anderthalb oder zwei Stunden nach dem Genusse des Haschisch scheint die Person Unruhe in Armen und Beinen zu empfinden; die Ohren werden roth, sie empfindet einen Druck an der Stirn, das Blut steigt ins Gesicht, sie geht rasch hin und her, gestikulirt sehr behend, spricht sehr geläufig und lacht aus vollem Halse, ohne zu wissen, warum?

„Auf dieses erste Lachen folgt ein zweites und ein drittes, endlich muß sich die experimentirende Person, sowie die Anwesenden die Seiten halten, denn diese lachen ebenfalls, weil sie sie lachen sehen; es ist ein sympathisches Lachen, welches man zu mäßigen suchen muß; denn hindern darf man es nicht, um den Ekstatiker nicht unangenehm zu stören. Auf dieses unmäßige Lachen folgt ein Zustand vollkommner Ruhe, welcher den Ekstatiker veranlaßt, über das eben Vorgefallene nachzudenken: er weiß dieß nicht zu erklären und sagt oft: Das ist drollig. Da kommt ein zweiter Anfall, dann ein dritter, die zuweilen um 5 bis 10 Minuten auseinander sind. Jetzt kommt der Zeitpunkt der Erscheinungen; das ist sehr oft ein Durcheinander von mehr oder weniger grotesken, mehr oder weniger entzückenden Bildern. Laßt diese weitläuftigen Panorama vorübergehen, wartet bis die heftige Aufregung dieser ersten Zustände ihr Ende erreicht, dann nähert euch dem Ekstatiker und erinnert ihn in den Zwischenräumen zwischen zwei Visionen an die Fragen, die er studiren will, faßt ihn freundlich an der Hand und redet ihm zu, er möge Gott bitten, daß er ihm gestatte, in einen höheren Zustand einzutreten. Jetzt habt ihr einen ekstatischen Somnambül unter den Händen; versteht es nur, ihn zu leiten, erinnert ihn oft

an das, was er zu erfahren sich vorgesetzt hat, ehe er in diesen Zustand eintrat, und laßt nicht ab. Ist der Mann zu Studien geneigt, so wird er auch in die Richtung seiner Studien eingehen; ihr dürft ihm dann nur zuhören und ihr werdet Vieles erfahren. Obgleich diese Ekstasen gewöhnlich von überlustigen Ideen beherrscht werden, so nehmt diese doch nur hin, um zu etwas Ernsterem zu gelangen. Magnetisirt den Ekstatiker ein wenig mit dem Blick; denn in diesem, wenn auch immerhin antimagnetischen Zustande ist der Ekstatiker dennoch gewissermaßen ein magnetischer Schwamm, der in eurer Gewalt steht. Ihr werdet aus ihm machen, was ihr wollt."

„Gebt euch nicht die Mühe, aufzuschreiben, was er sagt: er wird es selbst thun, am folgenden Tage oder acht Tage später. Was er gesehen, kann nicht aus seinem Gedächtniß verschwinden, und ihr werdet von Allem, was vorgegangen, nichts verlieren."

„Erleidet der Ekstatiker etwa Nervenzuckungen, die Krämpfen ähnlich sehen, so fürchtet nichts; er leidet dabei nicht. Ist sein Gesicht dunkelroth, so blaset ihm aus einiger Entfernung auf die Stirn; macht einige magnetische Striche vom Kopfe nach den Füßen; es ist keine Gefahr vorhanden. Hat er Durst, zeigt sich ein weißer Schaum auf seinen Lippen, folgen Nervenkrisen auf einander ohne Ekstasen, oder verlängern sich diese letzteren zu sehr, so reibt ihm die Schläfe mit starkem Weinessig, laßt ihn daran riechen, macht ein Glas Wasser durch einen Theelöffel voll von diesem Essig säuerlich und laßt es ihn trinken: der Zustand wird bald aufhören, so lange er auch gedauert haben möge. Vermeidet alle Arzneien. Die Nacht wird die Harmonie in den Ideen wiederherstellen; seid fest überzeugt, daß sie dabei nicht zu Schaden kommen. Hat die Person sehr reizbare Nerven, so daß sie von diesem Zustande zu leiden scheint, so laßt sie ein Glas Zuckerwasser mit einem Theelöffel voll Pomeranzenblüthwasser gemischt trinken; die Nerven werden sich beruhigen, und

einige Stunden später werdet ihr lachen über euren panischen Schrecken."

„Vor allen Dingen fürchtet nichts von fixen Ideen, daß etwa der Ekstatiker glaube, er sei verrückt oder in irgend einen Gegenstand verwandelt. Nur nicht erschrecken! Der Mensch wird wieder zum Menschen werden. — Man hüte sich, diese Substanz eher als nach vollständiger Verdauung der letzten Mahlzeit einzunehmen: die Verdauung könnte dadurch gestört werden und würde gegenseitig die Ekstase stören. Laßt den Ekstatiker ja nicht, ohne ihn zu begleiten, auf die Straße hinausgehen, ehe er in seinen normalen Zustand zurückgekehrt ist."

„Folgendes sind einige Fälle, die sich mir in meinen Experimenten, außer den gewöhnlich beobachteten, dargeboten haben:

„1. Ich will mit mir selbst anfangen. Ich hatte noch keinen Begriff von dieser Substanz und ihren Wirkungen. Seit ungefähr sechs Stunden hatte ich sie eingenommen, ohne eine Aufregung zu bemerken, als in dem Augenblicke, wo ich schon glaubte, sie könne keine Kraft mehr äußern; ihre Wirkungen begannen, und zwar desto ungestümer, je langsamer sie sich entwickelt hatten. Ich hatte nur noch Zeit, mich ins Bett zu legen; denn ich war in einem Zustande, wo ich keine andere Stellung ertragen konnte; mein Bett war kalt und feucht; es war im Winter; ich wurde afficirt von der Kühle der Betttücher, und die Ekstasen kamen stoßweise und heftig; ich empfand große Schmerzen, die mich sehr beunruhigten. Darauf hatte ich einen Anfall von Tetanus, der lange genug dauerte, um die mich umgebenden Personen in Schrecken zu setzen. Da sie diesen Zustand nicht kannten, glaubten sie, ich würde sterben, und diese Furcht wirkte auf mich zurück; denn, ich wiederhole es, in diesem Zustande ist der Ekstatiker ein wahrer sympathischer und magnetischer Schwamm. Weit entfernt, mich zu beruhigen, verschlimmerte man meine Lage.

Darauf kam ich auf den Gedanken, ich sei verrückt, empfahl mich dem Gebete der Anwesenden und alle theilten meine Besorgniß. Endlich kam ich, nicht ohne Mühe, wieder zu mir selbst, und dieser leichte Zufall hatte keine unangenehmen Folgen. Um ähnlichen Befürchtungen zuvorzukommen, bitte ich Diejenigen, die bei solchen Ekstasen zugegen sein werden, fest versichert zu sein, daß nichts Uebles daraus entstehen kann, und also ruhig zu bleiben; sonst würde die Verwirrung des Ekstatikers verdoppelt werden."

„2. Dem Herrn Gaspart" (Hutmacher, von dessen Ekstase der Verfasser bereits früher das Protokoll gegeben hat) „wurde sehr schlimm und er mußte Galle und Schleim ausbrechen, womit sein Magen überladen war; denn die Quantität des Erbrochenen war bedeutend. So blieb er ungefähr sechs Stunden unwohl. Ich beruhigte ihn durch Magnetismus und ließ ihn ein Glas Zuckerwasser mit Pomeranzenblüthwasser gemischt trinken. Dieses Erbrechen von Galle hatte für die Gesundheit des Mannes glückliche Folgen; denn von diesem Tage an hatte er großen Appetit, verdauete gut und blieb sehr heiter, was ihm vorher gänzlich mangelte."

„3. Ein Anderer, ein geschickter Mechaniker, den ich nur wenig kannte, fand sich unbehaglich. Da er sich in einem Hause sah, das ihm fremd war, so hielt er uns für Diebe und Mörder, die ihn tödten wollten. Diese Idee beherrschte seine Ekstase und reagirte so stark auf seinen Leib, daß er ebenfalls seine noch nicht verdaute Mahlzeit erbrechen mußte. Dieß hatte keine üblen Folgen. Im Gegentheil bekam er am folgenden Tage eine Ekstase, in welcher er sah" (oder vielmehr zu sehen glaubte), „was er zu sehen gewünscht hatte." — „Diese Reaction ist nicht die einzige, die mir vorgekommen ist; es können dergleichen Visionen am folgenden oder auch am dritten Tage wiederkommen. Darum rathe ich Denen, die ein Gewerbe haben, oder Beschäftigungen, welche ihre beständige Gegenwart erfordern, sich den Wirkungen des

Haschisch nur dann auszusetzen, wenn sie über den ganzen Tag und selbst über den folgenden verfügen können. Nicht etwa, daß der folgende Tag dem vorhergehenden irgend ähnlich wäre; aber es treten zuweilen Trennungen der Gedanken ein, Uebersprünge, welche den gegenwärtigen Personen lächerlich scheinen würden, da sie nicht wüßten, welchen Ursachen sie dieselben zuschreiben sollen."

„4. Herr Renier hatte lange vergeblich auf die gewünschte Ekstase gewartet und während fünf Stunden nicht das geringste Merkmal verspürt, daß sie sich einstellen werde. Er ging fort, um in der Nähe seiner Behausung zu Mittag zu essen. Kaum hatte er geendiget, so fühlte er im Innern eine Unruhe, die ihn bewog zurückzukehren, und er that wohl daran; denn Uebelsein, Erbrechen und unzusammenhängende Visionen folgten aufeinander und zwangen ihn, sich ins Bett zu legen. Nach fünfstündiger Ruhe war er wiederhergestellt."

„5. Herr Lecoq" (Uhrmacher für das Seewesen) „erfuhr bei seinem zweiten Versuch mit dem Haschisch dasselbe Unwohlsein, welches aber nur eine halbe Stunde dauerte. Er hatte viel gesprochen, viel gesticulirt, viel geschaut, was ihn so sehr hatte verwirren können."

„6. Herr Blesson nahm mehrere Male nacheinander Haschisch ein, weil er wünschte, eine entscheidendere und ergiebigere Ekstase zu erhalten, als die vorige: es wollte ihm aber nicht gelingen. Er ist der Einzige, den ich habe 5 Grammes einnehmen sehen, ohne Wirkung."

„7. Herr Baude nahm $3^1/_2$ Grammes und erfuhr die Wirkungen davon erst in der folgenden Nacht durch bewundernswürdige Gesichte."

Dieß ist Alles, was ich unter etwa dreißig Versuchen Außerordentliches erfahren habe. Ich habe mich überzeugt, ohne zu wissen, wie weit dieß als allgemein geltend betrachtet werden kann, daß diese Substanz nur physisch und moralisch die Fähigkeiten des Menschen steigert. Der lebhafte, geistreiche Mensch wird es in diesem Zustande noch weit mehr

er faßt Alles schnell auf, und seine Anschauungen geben sich äußerlich durch Geberden zu erkennen, wie im Zustande des Wachens. Der Schwerfällige, Träge, Apathische befindet sich fast in völliger Nullität: er findet in seiner Rede keine Hülfe, um das auszudrücken, was er sieht oder empfindet, und begnügt sich, langsam zu gesticuliren, ohne ein Wort zu sagen; erst am folgenden Tage vermag er sich leichter mitzutheilen."

Hier wollen wir das „Heiligthum" des Haschisch verlassen. Diejenigen unserer Leser, die auch nur einige historische Kenntniß von den Erscheinungen des Somnambulismus und des Hellsehens haben, werden, auch ohne daß wir hier eine umständliche Vergleichung anstellen, aus den vorstehenden Auszügen zur Genüge ersehen haben, daß eine weite Kluft ist zwischen dem durch Magnetismus veranlaßten, oder auch von selbst entstandenen Hellsehen, und jenem durch Haschisch erzeugten Rausche, trotz einer Versicherung des Verfassers von der religiösen und sittlichen Stimmung seiner Ekstatiker.

Unter den früheren Abschnitten des Buches, die mit dem Hauptzwecke desselben wenig oder gar nicht zusammenhängen (mitten unter den metaphysischen Conferenzen), befindet sich auch einer, wo der Verfasser, um von den geistigen Strapazen der Metaphysik ein wenig auszuruhen, sich einmal über Astrologie und verborgene Wissenschaften ausspricht. Er glaubt an den Einfluß der Gestirne auf die Menschen; nicht im Sinne der verrufenen astrologia judiciaria, sondern so wie da und dort in v. Eschenmayer's und Kieser's Archiv, oder bei Justinus Kerner, Pfaff u. a. davon die Rede ist, obgleich ihm diese Quellen nicht zugänglich waren. Von den verborgenen Wissenschaften werden nur die wahrsagenden berührt. Er verwirft das Wahrsagen aus den Linien der Hand und aus den Gesichtszügen, und berührt die übrigen Arten nur mit wenigen, im Ganzen nicht entscheidenden, Worten. Nur

über das Kartenlegen

spricht er ausführlicher.

„Beruhte das Wahrsagen aus Spielkarten bloß auf dem mechanischen Verfahren, so hätte es sich keines großen Erfolges zu erfreuen gehabt; aber unter denen, die es ausüben, finden sich zuweilen Personen, die Anlage zur Ekstase oder zum Somnambulismus haben; diese unterstützt das Kartenlegen in ihren Antworten. Die magnetischen Strömungen, die unserm Körper unaufhörlich entrinnen, dienen ihnen dazu, sich mit unsern Gedanken in Verbindung zu setzen. Mademoiselle Lenormand hatte diese Eigenschaft, und dieß hat ihr als Wahrsagerin einen so großen Ruf verschafft. — Ich habe gelehrte Kartenleger gekannt, die mir gestanden haben, daß ihre Wissenschaft auf den Empfindungen beruhe, die sie bei der Berührung der sie befragenden Personen erhielten. Sie entschlagen sich ihrer eigenen Gedanken und öffnen sich, um durch das Anblicken den Einfluß des Fragenden zu empfangen, und der erste Gedanke, der ihnen dann in den Sinn kommt, ist der des Fremden. So zogen sie sich trefflich aus der Verlegenheit. Andere behalten gern immer dieselben Karten; je älter sie sind, sagen sie, desto mehr sind sie influencirt, sie öffnen uns das geistige Auge. In diesem Falle kann man nur eine magnetische Wirkung sehen. Ich habe einen Freund, der ein solches Spiel Karten besitzt, so schmutzig durch langen Gebrauch, daß man kaum noch die Figuren erkennt: er trifft sehr richtig, wenn er sich dieses Spieles bedient. So bedarf es also zu diesen Wissenschaften großer Uebung, eines anhaltenden Studiums und gewisser Geisteszustände. Es giebt eine Gattung Menschen, die sehr geeignet sind, gute Resultate zu erzielen; es sind diejenigen, welche das zweite Gesicht besitzen, welches für sie ein normaler Zustand wird. Diese bedienen sich der Karten nur als Hülfsmittel und um die Aufmerksamkeit der Fragenden abzulenken; denn zum Sehen nützen ihnen die Karten nicht. Es giebt auch Personen, welche Stimmen hören, und behaupten, einen dienstbaren Geist zu haben, der sie nach ihren Wünschen belehrt. In unsern Tagen sind solche Menschen nicht selten; ich habe deren mehrere

gekannt und mich selbst betreffende Weissagungen von ihnen erhalten, und zwar sehr verwickelte, die durch Schlüsse nicht zu erreichen waren, und die in allen Punkten in Erfüllung gegangen sind. — Man muß Thatsachen nicht bekämpfen, die trotz aller Spöttereien der Welt doch Thatsachen bleiben."

Das zweite Gesicht.

Das neueste Werk desselben Verfassers, das erst im November 1851 die Presse verlassen hat (Lumière des morts), enthält neben Vielem, für diese Blätter nicht Geeignetem, nicht Positivem, auch einen Artikel über das zweite Gesicht, den wir unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen.

„Man sagt, daß in gewissen Ländern das zweite Gesicht oft vorkomme, sowie es in einigen Theilen Frankreichs viel natürliche Somnambulen und Ekstatiker giebt. Ich bin der Meinung, daß, wenn man ernstlicher nachforschte, man finden würde, daß die Fähigkeit des zweiten Gesichts weit weniger selten ist, als man glaubt. — Ich könnte vielleicht eher, als jeder Andere, diesen Zustand beschreiben, weil ich mich oft darin befunden habe und zuweilen noch darin befinde. Als ich diese Fähigkeit in mir entdeckte, wohnte ich in Rambouillet. — Ich hatte mich durch die in meinem Sanctuaire du spiritualisme erzählten Versuche, entweder durch Magnetismus, oder durch narkotische Mittel selbst Somnambul zu werden, sehr abgemattet, als ich eines Tages von dieser Fähigkeit überfallen wurde, die mich eben so sehr in Verwunderung setzte, als sie mir in der Folge Vergnügen gewährte."

„Ich war damit beschäftiget, ein Stück Holz zu behobeln, als ich vor meinen Augen ein Begräbniß vorübergehen sah, in der Richtung des Holzes, auf welches meine Augen geheftet waren. Ich wußte nicht, was ich von dieser Erscheinung denken sollte, die meine Gedanken bis Nachmittags

beschäftigte, wo ich wirklich vor meinem Laden ein Begräbniß, gleich dem der Vision, die ich des Morgens gehabt hatte, vorüberziehen sah, und zwar in derselben Richtung. Ich sprach davon mit Hrn. Renard, der es mir erklärte und mir sagte, dieß sei eine Wirkung des zweiten Gesichts. Von diesem Tage an sah ich einige Jahre hindurch, so lange ich in Rambouillet wohnte, vor meiner Rückkehr nach Paris, alle Begräbnisse, welche stattfinden sollten, aber nicht mehr bloß einige Stunden, sondern einen oder zwei Tage vorher. In dieser Gegend ist es Sitte, die Todten auf zwei Stangen mit der Hand zu tragen: die Männer tragen die Männer, die Frauen tragen die Frauen, die Mädchen und Jünglinge thun dasselbe. So konnte ich leicht vorhersagen: In Kurzem wird ein Begräbniß sein von einer Person, dieses oder jenes Geschlechts, da in meiner Vision, vom Geistlichen bis zu den Trägern, nichts fehlte. Ich setzte alle Diejenigen, denen ich diese kleinen Prophezeiungen machte, in Erstaunen, und ich selbst war nicht weniger verwundert, als sie; weil ich sah, daß sie jedesmal in Erfüllung gingen. Da Hr. Renard wußte, daß ich diese Eigenschaft hätte, so wünschte er sie zu Erkundigungen anzuwenden, an denen ihm viel gelegen war. Mein Freund war nämlich ein großer Liebhaber von alten Büchern: er bestellte deren oft aus Paris, und war zuweilen in großen Sorgen, ob man auch das verlangte Buch finden und ob er in den Besitz desselben gelangen werde. Dann bat er mich, ihm Auskunft darüber zu geben, und ich erlöste ihn aus seiner Unruhe dadurch, daß ich ihm sagte, was ich sähe, und es traf immer genau zu. Ich beschrieb ihm sogar das Format, die Stärke, die Farbe des Buches, ja auch die Stelle, wo es sich unter den übrigen Büchern, die man ihm zuschickte, befinden würde. Es wäre mir unmöglich, die Hunderte von Erfahrungen dieser Art, die ich gemacht habe, und zuweilen noch mache, hier anzuführen."

„Um dieß zu bewerkstelligen, durfte ich mich nur einen Augenblick sammeln: meine Augen bekamen eine gewisse Starr-

heit; allmälig verlor ich den Gegenstand, auf den sie gerichtet waren, aus dem Gesicht, und der gewünschte trat nun zwischen diesen und mich. Dieses Sehen war nicht so objectiv und klar, als das gewöhnliche, aber immer noch klar genug, um alle Einzelheiten aufzufassen. Zuweilen war es mehr oder weniger bleibend, aber nie über 30 Secunden, und ich mochte mich dann anstrengen, wie ich wollte, um es wieder zu erfassen, ich vermochte es nie. Es stand nicht in meiner Gewalt, zweimal denselben Gegenstand zu sehen."

„Als ich nach Paris zurückkam, beschäftigte ich mich weniger mit meinen Begräbnißgeschichten, die für mich gewissermaßen etwas Nothwendiges geworden waren; man hätte meinen sollen, die Verstorbenen hätten das Gelübde gethan, von ihrer schauerlichen Begleitung umgeben, zu mir zu kommen, um mir zu sagen: Auf Wiedersehen! Meine Kränklichkeit und meine bedrängte Lage nöthigten mich, mich mit dringenderen Interessen zu beschäftigen; aber die Verstorbenen, ohne Zweifel ärgerlich darüber, daß ich nicht mehr mit ihnen zu verkehren suchte, bestürmten mich wenigstens ein Jahr lang in meinen Träumen, und des Morgens beim Ausgehen war ich sehr verwundert, auf einen Leichenwagen zu stoßen; jetzt erinnerte ich mich erst, dieses Begräbniß in der eben verflossenen Nacht geträumt zu haben. Seit jener Zeit bis heute ist es mir oft vorgekommen, über Dinge, die ich zu erfahren wünschte, Nachweisungen zu erhalten; nur muß ich bemerken, daß ich denselben Irrthümern, wie die Hellsehenden, unterworfen war. Ich weiß kein Beispiel, daß irgend eins von den Gesichten, die sich meinem Geiste von selbst darboten, nicht in Erfüllung gegangen wäre; aber unter denen, die ich nach meinen Wünschen hervorrief, fanden sich unter 10 ungefähr 7 wahr. Und dieses Verhältniß scheint mir ein überaus günstiges. Was mich bewogen hat, mich über diesen Artikel weitläuftiger auszulassen, ist, daß ich noch gestern Abend mit einer Dame sprach, welche ihr kleines Töchterchen 60 Stunden weit von Paris in die Kost gegeben hat, als

plötzlich dieses Kind zwischen der Mutter und mir vor meinen Augen erschien; ich machte der Dame eine Beschreibung davon und sie fand sie sehr genau. Oft begegnet es mir, daß, wenn ein Hellsehender in die Ferne schaut, ich ihn in seinem Aufsuchen unterstützen kann, dadurch, daß ich diese oder jene Eigenthümlichkeit des Gesichts angebe, die er vergißt oder nicht sieht. —"

„Es ist diese Art von Vision derjenigen ganz ähnlich, welche Hellseher bei ihrem Erwachen haben, wenn man will, daß sie sich an etwas erinnern, oder etwas sehen, was sie in ihrem normalen Zustande zu kennen gewünscht haben. Sie betrachten dann gewöhnlich den Magnetiseur mit gleichgültigem Auge und erklären, daß sie zwischen ihm und sich den in Frage stehenden Gegenstand sehen. So habe ich Hellsehende oft sagen hören, daß sie einen Mann oder ein Haus in meinem Auge sähen, weil ihr Blick in diesem Augenblicke auf dasselbe geheftet war. Die Objectivität meines Auges ging darum für sie nicht verloren; im Gegentheil wurde es für sie eine Art Spiegel, in welchem sich die gewünschte Figur reflectirte. —"

„In den Versuchen, die ich mit Hrn. Renard anstellte dehnte sich mein Gesicht oft bis nach Paris aus, wo mir seine Bücher in den Händen seines Commissionärs erschienen, sowie sie zu andern Zeiten nur einige Zoll weit von mir entfernt zu sein schienen, jedoch ohne daß in dem einen oder andern Falle der Gegenstand näher oder weiter von mir entfernt war. Ich habe viel über diese Erscheinung nachgedacht, ohne zu einem definitiven Urtheile gelangen zu können. —"

„Ich muß noch hinzufügen, daß diese Visionen weit lebhafter und objectiver für mich waren, wenn ich auf einen glänzenden Punkt hinsah, z. B. auf einen kleinen Fehler in einem Glase oder einem Spiegel, ein Bläschen. Ich habe bemerkt, daß, je größer die spiegelnde Oberfläche war, desto nebliger, desto weniger bestimmt in den Einzelheiten erschien der gesehene Gegenstand; hatte sie dagegen etwa die Größe

eines Stecknadelknopfes, so waren die Formen gut gezeichnet und lebhaft gefärbt. —"

„Zu meiner Belehrung und je nach meiner Neugier verfuhr ich auf folgende Weise: Ich wählte den ersten besten spiegelnden Gegenstand und richtete an den Unbekannten meine Fragen; z. B. 1. Werde ich heute Besuche bekommen? 2. Werde ich Briefe erhalten? 3. Wird der und der die Stelle bekommen, auf welche er wartet? 4. Welchen Geschlechts wird das Kind sein, mit welchem Frau L. schwanger ist? 5. Werden wir Unruhen haben? Auf die erste Frage sah ich die Personen, die mich besuchen sollten; aber ich sah auch diejenigen, die mir völlig unbekannt waren, viel leichter als meine Freunde. Auf die zweite Frage sah ich die Briefe, und wenn irgend welche Zeichen oder Merkmale oder ein etwas ungewöhnliches Siegel darauf war, so erschienen mir diese Züge weit deutlicher, als der eigentliche Brief. Auf die dritte Frage sah ich die Person schreiben oder arbeiten. Auf die vierte erschien mir ein ganz nacktes Kind. Auf die fünfte liefen Tausende von kleinen heftig bewegten Personen auf dem winzigen Punkte hin und her. — Sollten die Fragen, die ich that, keine Lösung finden, so konnte ich nichts ersehen. Es ist mir vorgekommen, daß ich mit Beharrlichkeit über eine halbe Stunde lang hinschaute, Kopfschmerzen bekam und nichts erblickte."

„Ich erinnere mich, daß zur Zeit der Besetzung Roms Herr Etienne Mouttet, jetzt Redacteur des Courrier du Havre, alle Abende zu mir kam, um mir Nachrichten von diesem traurigen Kriege zu bringen, und immer glaubte, Rom müsse schon in der Gewalt der Franzosen sein. Da sah ich in ein kleines Stück Glas und sagte ihm: Nein, die Franzosen sind noch außerhalb der Stadt. Dieß schien ihm immer unglaublich, und jedesmal sagte er: „O, dießmal sehen Sie schlecht." Unter diesen Experimenten vergingen ungefähr 14 Tage bis zu dem, wo ich die Franzosen nicht mehr an der Stelle sah, wo ich sie gewöhnlich zu sehen pflegte. Nie hatte ich über

diese Fähigkeit so lange und nach Belieben verfügt: ich selbst war darüber verwundert. Das Gemälde zeigte sich meinen Augen auf folgende Weise: Ich sah diese Stadt, die ich gar nicht kenne, in einer Art von Tiefgrund wie Paris: sie war von einer Reihe Hügel beherrscht, die durch einen Fluß von ihr getrennt waren. Ob dieses Gemälde so eingerichtet war, um mir die beiden Armeen besser zu zeichnen, weiß ich nicht. Die Franzosen erschienen mir auf der andern Seite des Flusses. Ich sah sie gruppenweise in tiefer Dunkelheit, die aber durch das Feuer des Pulvers und verschiedener Explosionen erleuchtet war; dieses Feuer schien mir blutroth, und alle die kleinen Wesen, die sich darin bewegten, sahen mir aus wie kleine Dämonen. Ich sage Dämonen, wegen der Höllenartigkeit des Gemäldes; denn ihre Formen und ihre Kleidungen waren so deutlich zu erkennen, daß man sich nicht täuschen konnte. —"

„Die Richtigkeit dieser Erzählung kann Hr. Mouttet bestätigen; auch noch folgende hinzufügen, welche beweist, daß man nicht nur vermuthliche Dinge sieht, oder solche, die schon nahe daran sind, hervorzutreten; sondern auch Thatsachen, die noch tief im Schooße der Zukunft verborgen liegen und zu deren Hervortreten noch gar keine Aussicht vorhanden ist."

„Hr. Mouttet war seit einiger Zeit ohne Beschäftigung. Als Publicist klopfte er an die Thüren aller seiner Freunde, um eine Anstellung zu finden. Eines Tages, als er sehr in Sorgen war, sammelte ich mich, und durch eine Wirkung des zweiten Gesichts sah ich ihn mit Frau und Gepäck auf einer Eisenbahn nach Westen abreisen. Da sagte ich zu ihm: Sie werden in die Provinz gehen, um eine Zeitung zu redigiren. — Dieß war meine Anschauung. Es war 99 gegen 100 zu wetten, daß diese Vorhersagung nicht in Erfüllung ginge."

„Hr. Mouttet fand einige Tage nachher eine Anstellung bei der Redaction der Zeitung Voix du peuple; weshalb wir

das, was ich gesehen hatte, als einen Irrthum betrachteten. Aber sechs Monate später, als wir am wenigsten daran dachten, wurde er zur Redaction des Courrier du Havre berufen, wo er jetzt ist. Er reiste ab, auf der Eisenbahn, nach Westen, mit Frau und Gepäck, wie ich es geschaut hatte. Als die Sache entschieden war, wollte Frau Mouttet, die schon mehrmals mißlungene Versuche gemacht, sowie ich etwas im Spiegel zu schauen, eines Abends es von Neuem versuchen, und war so erstaunt, eine von der Seeseite stark befestigte Stadt mit vielen Schiffen zu sehen. Dieses Gemälde war so objectiv, so deutlich, daß es einen gewissen Eindruck auf sie machte. Ich hielt es für ein Bild der Stadt Havre. Am folgenden Tage kam diese Frau eben so erfreut, als überrascht, zu mir, um mir zu erzählen, daß sie im Vorbeigehen bei einem Bilderhändler einen die Stadt Havre vorstellenden Kupferstich gesehen habe, welcher der Erscheinung, die sie am vorigen Tage gehabt, auf's Vollkommenste gleiche. Von dieser Zeit an blieb sie fest überzeugt von der Existenz der Gesichte dieser Art, welche sie vorher so sehr bezweifelt hatte. Besonders wichtig schien es der Frau Mouttet, sich Rechenschaft darüber zu geben, wie sie eine so große und so deutlich gezeichnete Stadt in einem kleinen Spiegel von ein paar Zollen habe sehen können. Aber wer vermag es, diese Frage zu lösen? —"

„Bei dem Gesicht, welches ich selbst in Betreff des Hrn. Mouttet gehabt hatte, bieten sich gleichfalls einige nicht geringere Schwierigkeiten dar: denn sollte die Weissagung erfüllt werden, so mußte der Hauptredacteur des Courrier du Havre sterben, wodurch erst die Stelle ledig wurde; er mußte ferner für den Fall seines Ablebens den Inhabern der Zeitung meinen Freund empfehlen; es mußten noch andere Umstände sechs Monate im Voraus für mich feststehen, von denen die Abreise auf der Eisenbahn der geringste war. —"

„In das Gebiet des zweiten Gesichts gehört auch

das Sichselbstsehen.

Es gestattet dem, der damit begabt ist, in einiger Entfernung von seinem materiellen Körper einen andern Körper zu sehen, der ihm ähnlich ist, und ihn einen Augenblick in Ungewißheit darüber läßt, welcher von beiden er ist. Bei den meisten Personen ist dieser Zustand nur ein zufälliger; aber bei einigen ist er auch ein bleibender. Es ist mir mehrmals vorgekommen, wenn ich es am wenigsten vermuthete, bei weit geöffneten Augen meine eigene Gestalt vor mir zu sehen, deren Augen mich mit einem gewissen Ausdruck ansahen, der mein Gemüth in Unruhe versetzte und mich einen Augenblick über meinen Zustand besorgt machte. Ich fühlte, daß bei längerer Dauer dieses Zustandes meine Geistesfähigkeiten bedeutend darunter gelitten hätten; denn er hätte endlich Zweifel an meiner eigenen Individualität in mir erregt und mich folglich in ein falsches Verhältniß mit der materiellen Welt gesetzt."

„Ich habe mehrere Personen gekannt, die dergleichen Gesicht gehabt haben, die übrigens in Krankheiten nicht selten vorkommen. Der ehrwürdige Abbé Mérice hat mir versichert, daß er in einem sehr heftigen Fieber sich auch mehrere Tage lang von seinem Körper getrennt gesehen habe, der ihm daneben im Bette zu liegen schien, und für den er sich wie für einen Freund interessirte. Er betastete sich und suchte sich durch alle Mittel die Ueberzeugung bewirken zu können, sich zu versichern, daß er wirklich ein wägbarer Körper sei, ob er gleich in Hinsicht seines materiellen Körpers (der im Bette lag) dieselbe Ueberzeugung haben konnte."

„Ein junges Mädchen hat mir versichert, daß sie eines Tages (zur Zeit ihrer Regeln) sich selbst in einer Straße von Paris begegnete und sich erst in dem Augenblicke erkannte, wo sie sich auf den Fuß treten wollte: da habe sie sich mit der Gestalt, oder die Gestalt mit ihr verschmolzen."

„Andere, anstatt sich selbst gegenüber zu sehen, sehen sich im Gegentheil auf der andern Seite der Straße, durch welche sie gehen, oder des Ortes, wo sie sich befinden."

„Die im Todeskampfe Begriffenen haben sehr oft diese Fähigkeit. —"

„Die Hellsehenden sehen sich sehr oft in diesem Zustande; sie sprechen dann zu ihrem Körper, wie zu einer zweiten Person. Sie sehen auch wohl den Geist der Fremden, die in demselben Zimmer, in welchem sie sich jetzt befinden, vorher gewesen sind, in ihrer Nähe gegenwärtig, als ob sie noch da wären. —"

Anmerkung des Herausgebers.

Wir sehen aus dem Vorliegenden abermals, wie französische Magnetiseurs das Wesen des Magnetismus durchaus mißkennen und der Meinung sind, daß, wenn sie nur Zustände im Menschen hervorbringen, die mit denen der Berauschung und des Wahnsinns gleich sind, wie z. B. durch die Narkose der Hanfpflanze, sie sich und Andere zu tieferem, untrüglichem, innerem Schauen fähig gemacht, magnetische Seher und Ekstatiker hervorgebracht hätten. Das Abmühen jenes französischen Magnetiseurs nach solchem Zustande ist peinlich und lächerlich zugleich. In neuester Zeit wandte man übrigens den Haschisch in der Medicin mit großem Erfolge an, namentlich bei Heilung des Starrkrampfes, z. B. im Hospitale zu Würzburg.

J. Kerner.

Zur Geschichte der Seele.

Wir entnehmen dem sehr interessanten Buche Georges Moores, betitelt: „die Macht der Seele über den Körper" aus dem Englischen von Dr. Susemihl, folgende interessante Beobachtungen des Seelenlebens:

Wir erfahren täglich, daß die Wiederkehr vergangener Eindrücke gänzlich unabhängig von dem Willen ist, und wir werden oft überrascht von der Deutlichkeit, womit Scenen, die wir längst vergessen hatten, plötzlich wieder erscheinen, ohne daß wir die Ursache ihrer Wiederbelebung entdecken können. Es kann kein Zweifel sein, daß solche Auferstehungen der Gedanken und Eindrücke aus einem beständigen Gesetze unseres Daseins herfließen; aber daß der erkannte Einfluß der Ideenverbindung nicht hinreichend ist, um die Thatsache zu erklären, davon besitzen wir reichliche Beweise in jenen Beispielen erneuerter oder verlorener Erinnerung, welche Fälle in Folge von Krankheiten so gewöhnlich sind. Sir Astley Cooper erzählt von einem Matrosen, der in einem Zustande der Betäubung von einer Verletzung des Kopfes, welche einige Monate dauerte, in das St. Thomashospital aufgenommen wurde. Nach einer Operation genaß er plötzlich so weit, daß er sprechen konnte, doch Niemand im Hospital verstand seine Sprache. Ein walisisches Milchmädchen, welches zufällig in das Spital kam, antwortete ihm, denn er sprach walisisch, welches seine Muttersprache war. Er war indessen länger als dreißig Jahre von Wales entfernt und hatte vor seinem Unfall die walisische Sprache gänzlich vergessen gehabt, obgleich er sie jetzt geläufig sprach und sich an kein einziges Wort in einer andern Sprache erinnern konnte. Als er vollkommen wieder hergestellt wurde, vergaß er sein walisisch und sprach englisch.

Ein Italiener, den Dr. Rush erwähnt, sprach zu Anfang einer Krankheit englisch, dann französisch, aber am Tage seines Todes nur italienisch. — Ein lutherischer Prediger zu Philadelphia erzählte dem Dr. Rush, daß die Deutschen und Schweden, von welchen sich eine große Menge in seiner Gemeinde befand, wenn sie ihrem Tode nahe wären, stets in ihrer Muttersprache beteten, obgleich er gewiß sei, daß viele von ihnen dieselbe seit 50 oder 60 Jahren nicht gesprochen hätten. Coleridge erwähnt ein unwissendes Dienstmädchen, welches im Fieber phantasirte, und mit vollkommener Genauigkeit Stellen aus einer Menge theologischer Werke in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache anführte. Endlich entdeckte man, daß sie früher bei einem gelehrten Geistlichen gedient, der die Gewohnheit hatte, in einem Gange in der Nähe der Kirche auf und abzugehen und dort seine Lieblingsschriftsteller zu lesen.

Dr. Abercrombie erzählt von einem Knaben von vier Jahren, welcher durch einen Bruch des Schädels in Betäubung versetzt war und trepanirt wurde. Nach seiner Genesung hatte er keine Erinnerung von der Operation noch auch von dem Falle; aber im Alter von fünfzehn Jahren gab er im Fieberwahn seiner Mutter eine genaue Beschreibung von der Operation, von den gegenwärtigen Personen, ihrer Kleidung und vielen andern Einzelnheiten.

Dr. Pritchard erzählt von einem Manne, der mit einem Schlegel und Keilen beschäftigt gewesen war, Holz zu spalten. Am Abend verbarg er diese Werkzeuge in einem hohlen Baum und befahl seinen Söhnen, ihn am nächsten Morgen zu begleiten, um einen Zaun zu machen. In der Nacht verlor er seinen Verstand. Nach mehreren Jahren wurde er plötzlich wieder hergestellt und seine erste Frage war, ob seine Söhne den Schlegel und die Keile nach Hause gebracht. Diese fürchteten sich, auf eine Erklärung einzugehen und sagten, sie hätten sie nicht finden können. Da stand er auf, ging auf das Feld, wo er vor so vielen Jahren gear-

beitet hatte, und fand an der Stelle, wo er sie zurückgelassen, die Keile und die eisernen Ringe des Schlegels, da der hölzerne Theil desselben vermodert war.

Der Prediger William Tennant wurde, während er sich mit seinem Bruder lateinisch unterhielt, ohnmächtig und schien todt zu sein. Seine Freunde wurden zu seinem Leichenbegängnisse eingeladen; aber als der Arzt seinen Körper untersuchte, glaubte er Zeichen des Lebens zu bemerken. Er blieb noch drei Tage in diesem Zustande der aufgehobenen Lebensthätigkeit, als sich seine Familie wieder zur Beerdigung versammelte. Während aber alle um ihn herumsaßen, stieß er einen tiefen Seufzer aus und wurde nach und nach wieder hergestellt. Einige Zeit nach seiner Wiederbelebung bemerkte er, daß seine Schwester las und fragte, was sie in ihrer Hand habe. Sie antwortete: „eine Bibel.“ Er entgegnete: „was ist eine Bibel?“ Jetzt fand es sich, daß er alle Bestrebungen und Handlungen seines frühern Lebens vergessen habe. Man unterrichtete ihn langsam wieder im Lesen und Schreiben und dann begann er unter der Aufsicht seines Bruders Latein zu lernen. Eines Tages, als er eine Lektion aus dem Cornelius Nepos wiederholte, fühlte er eine plötzliche Erschütterung in seinem Kopfe. Darauf sprach er so geläufig lateinisch, wie vor seiner Krankheit, und sein Gedächtniß war in jeder Hinsicht vollkommen wieder hergestellt.

Ein Geistlicher von vierzig Jahren verschluckte, während er Wein trank, das Siegel eines eben erhaltenen Briefes. Einer seiner Gesellschafter bemerkte, daß er unruhig war, und rief, um einen schlechten Witz zu machen: „Es wird Ihnen die Eingeweide versiegeln.“ Diese Worte wirkten auf sein Gehirn, während er von dem Schrecken ergriffen war, und der Mann wurde plötzlich wahnsinnig. Von dem Augenblick an war er der Melancholie preisgegeben, und in wenigen Tagen weigerte er sich, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen, indem er als Grund angab, er wisse, daß nichts durch ihn hindurchgehen werde. Die reichliche Wirkung eines kräftigen

Purgirmittels, welches sein Arzt ihn zu nehmen nöthigte, überzeugte ihn nicht einmal, daß seine Eingeweide nicht versiegelt seien. Freundliches Zureden und Drohungen waren gleich unwirksam; sein Geist wollte nicht zugeben, daß irgend etwas in seinen Magen hinunter könne und er starb an dieser tollen Idee.

Dr. George Cheyne berichtet einen Fall, der eine sehr interessante Erläuterung des willkürlichen Einflusses des Geistes auf den Körper liefert, indem derselbe die Lebensthätigkeit und Sensibilität modificirt. Ein gewisser Oberst Townsend, der zu Bath wohnte, ließ die Doktoren Baynard und Cheyne und einen Herrn Sprine kommen, um ihnen über eine seltsame Empfindung, die er seit längerer Zeit gehabt, Bericht zu erstatten, nämlich, daß er zu sterben vermöge, wenn er wolle, und dann vermöge einer Anstrengung wieder ins Leben zurückversetzt werden könne. Er bestand so sehr darauf, in ihrer Gegenwart den Versuch zu machen, daß sie sich endlich genöthigt sahen, einzuwilligen. Alle drei fühlten seinen Puls, welcher deutlich und wie gewöhnlich schlug. Dann legte er sich eine Zeitlang auf den Rücken und bald waren sie nicht im Stande, durch die genaueste Untersuchung das geringste Lebenszeichen zu entdecken, und endlich waren sie überzeugt, daß er wirklich todt sei. Eben waren sie im Begriff, ihn zu verlassen, indem sie dachten, man habe doch das Experiment zu weit getrieben, als sie eine leichte Bewegung des Körpers bemerkten. Nach und nach kehrte die Pulsation des Herzens zurück und er war völlig wieder hergestellt. Am Abend desselben Tages aber legte er sich auf dieselbe Weise nieder und starb wirklich. Krankheit des Herzens bei unnatürlicher Aufmerksamkeit auf dieses Organ, verursachte diese Erscheinungen. Cordan muß an einer ähnlichen Krankheit gelitten haben, denn er sagt: „Wenn ich es wünsche, kann ich aus meinem Körper heraustreten, so daß ich durchaus keine Empfindung habe, als wenn ich in einer Ekstase wäre. Wenn ich in diesen Zustand eintrete, oder richtiger gesprochen, wenn ich in die

Ekstase mich versetze, fühle ich, wie meine Seele aus meinem Herzen herausgeht und es, so wie den übrigen Körper, gleichsam verläßt durch eine kleine Oeffnung, die sich zuerst im Kopfe und besonders im Hirnlein bildet. Diese Oeffnung, welche die Rückenwirbelsäule hinunterläuft, kann nur durch große Anstrengung offen gehalten werden. In dieser Lage fühle ich nichts weiter als das einfache Bewußtsein, daß ich außer meinem Körper existire, von welchem ich auf bestimmte Weise getrennt bin. Aber ich kann nur wenige Augenblicke in diesem Zustande bleiben."

Wie psychische Eindrücke, namentlich die Furcht, der Schrecken, einen gewaltigen Einfluß bald von nachtheiliger, bald von wohlthätiger Wirkung auf den Körper äußern können, zeigen folgende Beispiele:

Den Aerzten von Montpellier wurden jedes Jahr zwei Verbrecher zur Sektion übergeben. Einmal stellten sie den Versuch an, welche Wirkung die bloße Erwartung des Todes auf eine völlig gesunde Person hervorbringen würde. Sie sagten dem Gegenstande ihres Experiments, sie würden die leichteste Methode anwenden, ihm das Leben zu nehmen, indem sie seine Adern in warmem Wasser öffneten. Sie verbanden ihm daher die Augen, setzten seine Füße ins Wasser, kniffen ihn, anstatt ihm die Adern zu öffnen, und sprachen dann mit einander, als ob sie das Leben mit dem Blute dahinfließen sähen. Der Mann saß still, sie entblößten sein Gesicht — er war todt. —

Der berühmte Boerhave hatte eine Anzahl Patienten, die in einem Hospital epileptische Zufälle bekommen hatten aus Sympathie für eine Person, die in ihrer Gegenwart in Convulsionen niederfiel, behandelt. Dieser Arzt war in Verlegenheit, wie er handeln sollte, denn die sympathetischen Anfälle waren ebenso häufig und hartnäckig, wie die, welche von körperlichen Krankheiten herrührten. Da er aber bedachte, daß sie durch einen Eindruck auf den Geist hervorgebracht worden, so beschloß er, sie durch einen noch stärkeren Ein-

druck zu vertreiben. Er befahl daher, Eisen glühend zu machen, und bei der ersten Person anzuwenden, die einen neuen Anfall haben würde. Die Folge war, daß keine von diesen Personen später von dieser Krankheit ergriffen wurde. —

Ein Officier in der indischen Armee litt an Asthma, mußte das Bett hüten und konnte nur in aufrechter Stellung athmen; aber ein Trupp Mahrattas brach in das Lager, und da er den gewissen Tod fürchtete, so sprang er mit bewundernswürdiger Schnelligkeit hinaus, bestieg sein Pferd und wendete seinen Säbel mit großem Erfolge an, obgleich er ihn am Tage zuvor nicht aus der Scheide ziehen konnte.

Dr. Zimmermann erzählt die interessante Thatsache, daß während des Brandes in Hamburg im Jahre 1842 viele Kranke von ihren Betten aufstanden und große Kraft und Energie zeigten. Einige waren dauernd geheilt. — Aber die sanfteren und angenehmeren Gemüthsbewegungen bewirken zuweilen dieselbe anscheinend wunderbare Herstellung. Herr Kingdon, Mitglied der medicinischen Gesellschaft in London, erzählt von einem bejahrten Manne, der an zitternder Lähmung litt. Dieser Mann war seit langer Zeit nicht im Stande zu gehen. Das Kind eines Freundes wurde zu ihm gelassen, um ihn zu besuchen, und er ergötzte sich so sehr über dasselbe, daß er aufstand, durchs Zimmer ging, etwas Papier nahm, zu einem andern Theile des Zimmers ging, das Papier mit kleinen Muscheln füllte, die er dem Kinde gab, und sich dann ebenso gelähmt, wie vorher, wieder niedersetzte.

Zum Schlusse theilen wir noch eine Anekdote mit, welche, wenn sich deren Wirklichkeit durch weitere ähnliche Beobachtungen bestätigen würde, ein interessanter Beitrag zum Seelenleben der Thiere wäre.

Wenn man den Berichten glauben darf, so werden auch Thiere hie und da von Selbstmordsgefühlen bewegt. So wird in den Reisen des Monsieur Violet, deren Wahrheit Capitain Marryat verbürgt, erzählt, daß er Pferde gesehen, die einen Selbstmord begangen, weil sie von den andern

Pferden tyrannisirt und von der ganzen Heerde als Ausgestossene behandelt worden. Wenn sie ihres Parialebens überdrüssig sind, gehen sie um einen großen Baum herum, als wollten sie sich überzeugen, ob derselbe auch hart genug sei, messen ihre Entfernung und stürzen sich mit Heftigkeit auf denselben los, zerbrechen ihren Schädel und befreien sich zugleich vom Leben und vom Druck. Er sagt, daß die Eichhörnchen zuweilen eines unter ihrer Zahl verfolgen, bis es sich selbst tödtet; und er fügt hinzu: „Eines Tages, während wir ein außgestoßenes Eichhörnchen beobachteten, entdeckten wir ein junges, welches langsam durch die nahen Gesträuche kroch, es hatte eine reife Frucht im Munde und sah sich jeden Augenblick um, als ob es beobachtet würde. Endlich kam es in die Nähe des Ausgestossenen und legte vor ihm die Gabe nieder, die es dem Elend und dem Alter darbrachte. Wir beobachteten dieses Schauspiel mit Gefühlen, die ich nicht beschreiben kann. Es zeigte sich so viel milde Dankbarkeit auf der einen Seite und Glück auf der andern, als ob es sich über seine gute Handlung erfreue. Sie wurden indeß von den andern Eichbörnchen beobachtet, die zu Dutzenden auf sie zusprangen; das junge entfloh mit zwei Sätzen, das andere unterwarf sich seinem Schicksal. Ich stand auf. Alle Eichhörnchen verschwanden, außer dem Opfer, aber dießmal verließ es gegen seine Gewohnheit den Strauch, näherte sich langsam dem Ufer des Flusses und kletterte auf einen Baum. Eine Minute später bemerkten wir es am äußersten Ende eines Zweiges, der über das rasch fließende Wasser hinausragte und wir hörten einen klagenden Schrei. Es sagte dem Leben und dem Elend Lebewohl."

Anmerkung des Herausgebers.

Im magnetischen Schlaf ereignet es sich bekanntlich auch sehr oft, daß längst vergessenes Erlerntes, und namentlich schon längst vergessene Sprachen, auf einmal wieder ins Gedächtniß kommen und in diesen Zuständen wieder geläufig gesprochen

werden, aber mit dem Erwachen aus dem magnetischen Schlafe, wie vor diesem, wieder auf einmal vergessen sind. Im magnetischen Zustande geht aber auch oft die Erinnerung ganzer Zeitabschnitte des Lebens (wie es z. B. auch bei der Seherin von Prevorst der Fall war), die Erinnerung an mehrere Monate und was in denselben geschah, gesehen, gesprochen und sonst gethan wurde, an alle Personen, die man in solchen kennen lernte u. s. w. völlig verloren, aber es stellt sich auch hier die Erinnerung oft plötzlich, nach Erscheinung eines Krampfes mit dem Erwachen, oder wenn ein anderer Grad des Schlafwachens sich einstellt, wieder her. Oft sagt das Schlafwache den Eintritt und die Dauer eines solchen Zustandes voraus.

Wie Krankheiten, die durch Sympathie ansteckend sind, z. B. Epilepsie, Krämpfe, durch einen mächtigen Eindruck auf den Geist geheilt werden können, wie in Boerhavs Fall, zeigt auch folgendes Beispiel. Eines meiner Kinder (fünf Jahre alt) das einmal zufällig die Krämpfe der Seherin von Prevorst mit ansah, verfiel bald darauf, als es durch etwas erzürnt wurde, in die ganz gleichen Krämpfe. Da war meine Frau so verständig, und schlug es sogleich in Liebe tüchtig durch und sagte zu ihm: erhältst Du wieder Krämpfe, so werde ich Dir die Schläge noch tüchtiger geben. Das Kind bekam nie wieder Krämpfe. Andere Mädchen, die auch diese Krämpfe der Seherin mit ansahen, wurden ebenfalls angesteckt und haben sie jetzt, nach 10 Jahren, noch.

J. Kerner.

Letzte Gefühle eines an der Hundswuth gestorbenen Arztes.

Am 11. April hat die Wuth den Dr. Vanel, einen jungen Arzt von 33 Jahren, binnen 24 Stunden in der Gemeinde Livron hingerafft. Vierzig Tage vorher hatte ein junger Hund, den Herr Vanel aufzog, ihn oberhalb des Daumens in die linke Hand gebissen. Die Mutter des jungen

Hundes war an der Wuth verendet. Herr Vanel brannte die Wunde augenblicklich aus. Derselbe Hund biß sofort noch einige andere Personen, welche drei Tage darauf starben. Herr Vanel brannte die Wunde noch einmal und zwar tiefer aus, und nahm sogar einen Trank, den der Volksglaube in ähnlichen Fällen anräth. Ungeachtet seiner vielen moralischen Kraft konnte sich Herr Vanel doch der fixen und trostlosen Idee, bezüglich seiner Verwirrung, nicht entschlagen. Er zählte die Tage, sagte die Symptome voraus und sah sich unwiderstehlich der gefürchteten Katastrophe entgegengehen. In der Nacht vom 9. auf den 10. April zeigten sich Zuckungen, wie heftige Aufregung und verzweifelte Symptome. Ein muthiger und würdiger Freund brachte die Nacht bei ihm zu und verließ ihn bis zu seiner Todesstunde nicht. Hr. Vanel behielt bis zum letzten Augenblicke seine ganze Vernunft und Geistesgegenwart. „Meine Glieder sind alle nur ein Chaos von Schmerzen, der Tod ist da, allein mein Geist ist frei, er sitzt in meinem Gehirne, er ist im Besitze aller Fähigkeiten, wie in den gesündesten Tagen meines Lebens und zeugt von seiner Unsterblichkeit.“ Dann reichte er den Umstehenden die Hand und sagte: „Fürchtet mich nicht; ich war kein Wild, ich beiße euch nicht, ich will Niemanden etwas zu Leide thun.“ Vor Flüssigkeiten, die man ihm eingeben wollte, schrack er zurück und hauchte endlich seinen Geist aus.

Letzte Worte Sterbender.

Napoleon hauchte seinen Geist aus, indem er rief: „Feldherr;“ Byron: „Laßt uns schlafen;“ Nelson: „Einen Kuß;“ Nero: „Und so bewahrt ihr mir die Treue?“ Alfieri: „Drücket mir die Hand, mein Theurer, ich sterbe;“ Minister Chesterfield: „Gebt mir einen Stuhl;“ Haydn: „Gott erhalte den Kaiser;“ der berühmte Physiolog Haller: „die Ader

schlägt nicht mehr;“ Goethe: „Licht, mehr Licht;“ die Königin Elisabeth von England: „Alle meine Schätze für eine einzige Minute;“ Cardinal von Beaufort: „Wie, gibt es denn kein Mittel, den Tod zu unterjochen?“ Hugo Grotius: „Laßt uns ernst werden;“ Tasso: „In deine Hände, o Herr!“ Anna Boleyn, indem sie ihren Hals mit den eigenen Fingern maß: „Er ist klein, sehr klein;“ Thomas Morus, da er das Schaffot bestieg: „Ich bitte euch, helft mir hinaufsteigen, denn um hinabzusteigen habe ich Hülfe nicht von Nöthen;“ Walter Scott: „Es ist, als fühle ich mich neu geschaffen;“ Jefferson: „Ich empfehle meine Seele Gott und meine Tochter dem Vaterlande;“ Washington: „Es geht gut;“ J. G. Adams: „Die letzte Sache, die man auf Erden macht;“ Harrison: „Ich wünsche, daß ihr die wahren Grundsätze der Regierung begreift und sie den Menschen bekannt machet, sonst verlange ich nichts;“ Taylor: „Ich versuchte, meine Pflicht zu thun;“ Friedrich V. von Dänemark: „Auch nicht ein Tropfen Blutes klebt an meinen Händen;“ Mozart: „Sprich nicht von Trost, meine Emilie, nun denn, nimm meine letzten Noten, setze dich ans Piano und singe mir die Hymne der heiligen Mutter Gottes, daß ich ein anderes Mal diese Töne vernehme, die mir durch so lange Zeit ein Vergnügen und eine Stärkung waren;“ Karl II.: „Habt Acht, daß Nelly nicht Hunger leidet;“ Mirabeau: „O, daß ich sterbe bei den Tönen einer himmlischen Musik!“

Die letzten Worte des Bruders des Herausgebers dieser Blätter, eines im Leben treu und tapfer gewesenen Generals waren im Sterben: „Gott hat kommandirt und da hat der Mensch kein Wort!“

Einfluß magnetischer Kraft auf einen Löwen.

Aus Hamburg schreibt man: Vor einigen Tagen verfügte sich ein hiesiger bekannter Magnetiseur zu dem Inhaber

der großen Menagerie in St. Pauli und suchte von ihm die Erlaubniß zu erwirken, allein und unbewaffnet in den Käfig des Löwen zu gehen. Natürlicher Weise wollte Herr Kreutzberg diese Verantwortlichkeit nicht auf sich laden, gestattete dem Magnetiseur aber auf dessen dringende Bitte, in seiner Begleitung dem Löwen einen Besuch abzustatten. Sobald der Fremde eintrat, fixirte er den König der Thiere mit den Augen und legte dreist seine Hand auf des Löwen Kopf, ohne daß dieser die geringste feindselige Bewegung oder Miene machte. Später ließ er den Löwen über einen Stock springen und nöthigte ihn, verschiedene Kunststücke zu machen, welche den Beweis lieferten, daß er die vollkommenste Herrschaft über ihn erlangt hatte.

Ein der weißen Frau ähnlicher Todtenbote in gewissen Familien in Irland.

Unter dem Namen Banschee besteht in Irland der Volksglaube an ein gespenstisches Wesen, welches sich an gewisse Familien von höhern Ständen binden soll. Die Banschee, ähnlich unsrer weißen Frau, warnt nicht blos mit der Stimme, sondern erscheint auch sichtlich in der Gestalt eines Weibes. Zuweilen ist sie jung, meistens aber sehr alt, ihre langen, verworrenen Haarflechten auf den Schultern und über das grausenhafte Angesicht hängend; ein weites, weißes Gewand, wie ein Leichentuch, verhüllt die Glieder und den Leib. Sichtbar ist die Banschee nur den Angehörigen eines alten irischen Stammes, und diese verläßt sie nie und nirgends auch nicht im tiefsten Elend, in welches so viele Nachkommen celtischer Dynastien versunken sind. Die O'Tooles, die O'Sullivons, die O'Reardons und viele andere, einst mächtige Geschlechter, welche jetzt zur Classe der kleinen Pächter heruntergesunken sind, haben ihre Banschee. Die neuen Geschlech-

ter sächsischer Einwanderer, wie reich und mächtig sie auch sein mögen, müssen dieses gespenstischen Gefolges entbehren. Im Dingle wird noch vom Volk ein Spottlied gesungen auf ein paar reiche Kaufleute, die einen geisterhaften Ton, der sich zufällig hören ließ, zu ihrer großen Seelenangst auf sich bezogen, wo sie dann durch die ächt irische Improvisation eines Anwesenden damit getröstet wurden, daß die Geister von Ihresgleichen gar keine Kenntniß hätten.

Stirbt eines aus einer von einer Banschee begleiteten Familie, läßt sich vorher ein lauter durchdringender Schrei hören.

Anzeige vom Tode des Mädchens von Orlach.

Der schwäbische Merkur vom 2. Juli 1852 enthält folgende Todesanzeige:

„Ihre Leser dürfte vielleicht eine Todesanzeige interessiren. In der vorigen Woche starb in dem unweit von hier gelegenen Orte Belzhaag nach neunjähriger glücklicher Ehe mit Hinterlassung von drei Kindern, Magdalena Gronbach, zu Anfang der dreißiger Jahre durch die Schrift von Dr. Justinus Kerner, das Mädchen von Orlach, weit und breit bekannt. In ihrem früheren Zustand befragt, ob sie wohl ein hohes Alter erreiche, gab sie, bezüglich der Schwarze (ihr behaupteter dämonischer Alterego), die Antwort, das vierzigste Jahr werde sie nicht ganz erreichen, und sie erreichte es wirklich nicht ganz, auf den 12. September hätte sie dasselbe zurückgelegt. Seit einigen Jahren kränkelte sie und starb an der Lungenschwindsucht."

Die Geschichte des Mädchens von Orlach habe ich im Jahr 1835 in meinen „Geschichten Besessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete kakodämonisch-magnetischer Beobachtungen u. s. w." gegeben.

Von einem Nachdrucke wurde sie aus diesem Buche in einem eigenen Schriftchen abgedruckt, das aber ohne die Erklärungen, die nur im größeren Buche zu lesen sind, sehr mangelhaft bleibt. Ich weise daher diejenigen, die diese merkwürdige Geschichte vollständig zu lesen wünschen, auf jene in der Braun'schen Buchhandlung zu Karlsruhe im Jahr 1835 erschienene größere Schrift.

Ein ergötzlicher Unsinn.

Es steht in der Kirchengeschichte des Joh. Heinrich Kurtz, eines bekannten theologischen Stimmführers, folgendes: „Der Pietismus in der deutsch-evangelischen Kirche." „Der Pietismus war in der evangelischen Kirche auch während der kirchlichen Hungerjahre von 1750 bis 1814 nicht völlig ausgegangen, sondern hatte, von manchen Entartungen geläutert, im Anschluß an die Brüdergemeinde Zuflucht und Nahrung gefunden, auch in Württemberg sich selbstständig und in eigenthümlicher theosophischer, chiliastischer Weise ausgebildet, **wozu später noch eine, besonders von Justinus Kerner** gepflegte, höchst bedenkliche Geisterseherei, mit allerhand Offenbarungen aus dem Hades und über ihn, sich gesellte. (!!!) In der That wie aus einer Irrenanstalt geschrieben!!!

Eine neue Schrift aus dem Gebiete des Innern.

Joseph Jouberts Gedanken, Versuche und Maxime. Uebersetzt von Franz Graf Pocci. München, bei Kaiser. 1851.

Diese, so betitelten Gedanken, Versuche und Maxime, sind Goldkörner, ja Perlen und magische Steine aus der

tiefsten Tiefe eines innern Lebens geschöpft, und wir sagen dem edlen Pocci den innigsten Dank für die Mittheilung dieses reichen Schatzes.

Nur einem Mann von gleichem tiefen innern Leben, wie der Verfasser dieser Aphorismen war, konnte die Uebertragung derselben aus der französischen Sprache in die unsere so wohl gelingen. Man sieht, daß der Uebersetzer sie alle tief in seinem Innern mitempfand, ja, daß viele von ihnen auch zum Voraus schon in seiner Seele lagen.

In ihm, wie in dem Verfasser dieser Gedanken und Maxime, ist ein tiefes inneres Leben und Schauen, ein richtiges Verständniß der Natur und ungetrennter Zusammenhang mit ihr. Pocci zeigte dieß auch schon in hunderten, der Natur mit aller Treue nachgefühlten, kindlichen Darstellungen in Bildern und Worten.

Nur Menschen, die sich noch nicht, wie unsere Gehirnphilosophen und gelehrte Glasköpfe, von der Nabelschnur der Mutternatur abtrennten, sondern die in inniger Verbindung und Umgang mit ihr blieben, erhalten auch noch ihre Eingebungen und werden zu ihrer würdigen Erzeugnisse fähig.

Der edle Uebersetzer dieses reichen geistigen Nachlasses Jouberts, möge dem Leser dieser Blätter hier selbst einige Nachrichten von dem Leben jenes gottbegeisterten Mannes geben und sie mit seinem Urtheile über den Werth des von ihm dem deutschen Publikum mitgetheilten Schatzes bekannt machen.

Dieß geschieht in einer Vorrede zu besagtem Buche, die also lautet:

„Dieses in Deutschland meines Wissens wenig gekannte Buch, habe ich in keiner andern Absicht zu übersetzen versucht, als um einerseits auf dasselbe aufmerksam, andererseits es Jenen zugänglich zu machen, welche der französischen Sprache nicht kundig sind. Ich möchte Jouberts Gedanken einer Reihe der edelsten, an goldenen Faden gereihten Perlen vergleichen, in deren mildem Glanze sich ein tiefes inneres Leben

in Gemeinschaft mit der wohlwollendsten Weltanschauung spiegelt. Es sind Betrachtungen, welche von dem, der sie niedergeschrieben, nicht für die Veröffentlichung bestimmt waren, erst nach dessen Tode hat eine liebende Seele die hinterlassenen Aufzeichnungen gesammelt und geordnet.

Joseph Joubert war kein sogenannter berühmter Mann. Geboren im Jahre 1754 zu Montiguä (im Perigord), wo dessen Vater Professor der Medicin war, hatte er sich, nachdem er im vierzehnten Lebensjahre seine Vaterstadt verlassen, in Toulouse dem Studium des Rechts gewidmet. Da dieses jedoch seiner lebhaften Einbildungskraft nicht zusagte, ergriff er mit lebendigem Eifer jenes des klassischen Alterthums und trat zu diesem Behufe in das dortige geistliche Collegium, wo er, später selbst als Lehrer beschäftigt, bis zu seinem sieben und zwanzigsten Jahre verblieb. Der Zustand einer zarten körperlichen Beschaffenheit veranlaßte ihn, sich auf zwei Jahre wieder in seine Vaterstadt zurückzuziehen. Schon vom Jahre 1774 an hatte er begonnen, in ein Tagebuch Einzelnes aus innerem beschaulichem Leben niederzuschreiben; selbst in den Stürmen der Revolution war ihm dieses ein Bedürfniß geblieben.

Im Jahre 1778 begab sich Joubert nach Paris, wo er mit Marmontel, la Harpe, d'Alembert, Diderot und Andern in wissenschaftlichen Verkehr trat. Seine Lebensanschauungen, seine Richtung blieben unverrückt ein und dieselbe, sie waren begründet auf eine warme und tiefe religiöse Grundlage — und deßhalb unerschütterlich, mochte auch von Außen was immer kommen. In näherer Verbindung blieb er stets mit Fontanes, Chateaubriand und Molé. Im Jahr 1790 wurde Joubert von seiner Vaterstadt zum Richter gewählt, welches Amt er mit treuer Gewissenhaftigkeit ausübte, bis er in Folge jener sich entwickelnden Schreckensperiode sich veranlaßt sah, diesen Wirkungskreis zu verlassen. Er vermählte sich mit einer theuren Freundin im Jahre 1793 zu Paris, entfloh aber den Gräueln dieser Stadt und zog sich nach Villeneuve

zurück, wo er bei einigem geistigem Verkehr mit Dr. v. Beaumont, in der Stille eines häuslichen Lebens und in philosophischer Betrachtung jene Seelenruhe, jenen Frieden fand, deren Ergebniß uns seine Aufschreibungen bieten. Nachdem er allmählig zu kränkeln angefangen, entfloh sein milder, liebenswürdiger Geist am 4. Mai des Jahres 1824 in jene Räume, in welchen er die Verwirklichung seiner idealen Beschaulichkeit gefunden haben wird. Jouberts Aufschreibungen erschienen unter dem Titel: „Pensées, Essais et Maximes“ zu Paris im Jahr 1842 gesammelt und herausgegeben von Paul Raynal.

In dieser Uebersetzung wurde der letzte Titel (XXXI), welcher ganz besonders die französische Literatur zum Gegenstande hat, als von minder allgemeinem Interesse weggelassen, ebenso die in der angeführten Ausgabe befindliche Correspondenz, so, daß die Uebersetzung lediglich als ein abgeschlossenes Ganzes von Jouberts „Gedanken“ dem Leser geboten werden kann. —

Manche Sätze, an und für sich schon im Urtexte dunkel, konnten um so weniger in der Uebersetzung klarer gegeben werden. Große Schwierigkeit bot die Präcission und Kürze des Ausdruckes dar, wie auch die Feinheit und der Doppelsinn so mancher Wörter, deren analoge Bezeichnung im Deutschen sich kaum finden ließ. Abgesehen davon, wird wohl dem Uebersetzer die freundliche Nachsicht, um welche er bittet, nicht versagt werden, insoferne guter Wille auf wohlwollende Anerkennung hoffen darf. Möge insbesondere die deutsche Jugend dieses Buch zur Hand nehmen; Ein reicher, warmer Quell christlicher Philosophie wird sich ihr erschließen, wenn nicht von vorneher schon kalte Abstraktion und anmaßende Seichtheit das religiöse Element von sich weisen, welches allein in jene Bahn einlenkt, die uns zur unwandelbaren Wahrheit führt.“

Zum Beweise für den reichen geistigen Inhalt dieses Buches, theilen wir den Freunden des innern Lebens und

einer wahren Naturphilosophie, nachstehende Aphorismen aus ihm mit.

Es sind dieselben aus verschiedenen Kapiteln des Buches, aber ohne lange Auswahl genommen: denn wo so viel Herrliches vorhanden, ist jede Auswahl schwer. Die meisten sind aus der ersten Abtheilung, die den Titel führt:

„Von Gott, von der Schöpfung, von der Unsterblichkeit der Seele, von ewiger Strafe und Verdammniß," und aus dem 19. Kapitel, betitelt:

„Vom Raum, von der Zeit, vom Lichte, von der Luft, der Atmosphäre, den Feldern, den Thieren, Blumen u. s. w."

Sie folgen in Nachstehendem.

Ohne den Gedanken der Unsterblichkeit ist dem Leben die Schönheit genommen, dieß ist hinreichend. Wenn dieser Gedanke in Wirklichkeit auch nur für das letzte Alter ein unschuldiges und ernstes Spiel wäre! Sich einen Himmel bauen, einen Ort des Friedens und der Genüsse im Raume und in der Ewigkeit — wäre dieß schon nicht besser als das Spielzeug der Kindheit und die Luftschlösser des reifen Alters? Es ist aber dieß noch ein viel größeres Gut: der Vorgeschmack einer unendlichen Glückseligkeit.

Unsere Unsterblichkeit ist uns geoffenbart durch eine unserem Geiste angeborne und infundirte Ahnung. Gott selbst, indem er ihn erschaffen, legt dieses Wort in ihn, gräbt ihm diese Wahrheit ein, deren Züge und Klänge unverwüstlich sind. Allein hierin spricht Gott geheimnißvoll zu uns und erleuchtet uns im Stillen. Um ihn zu vernehmen, bedarf es des inneren Schweigens; um dieses Licht zu erblicken, müssen wir den äußern Sinn schließen und in uns schauen.

Man soll den Menschen von der Zerstörung sprechen, nur um sie an die Dauer zu mahnen; vom Tode, nur um sie auf das Leben hinzuweisen, denn der Tod strömt zum Leben und die Zerstörung (Verwesung) stürzt sich in die Dauer.

Unser Fleisch ist wie die Substanz einer Frucht, unsere

Knochen, unsere Membranen, unsere Nerven sind nur das Zimmerwerk für den Kern, der uns umschließt wie ein Gehäuse. Durch eine Entblätterung entfällt die körperliche Hülle, allein der Kern, den sie enthält, das unsichtbare Sein, das sie umschließt, bleibt unzerstörbar. Das Grab verschlingt uns, doch es absorbirt uns nicht, wir sind verzehrt, doch nicht vernichtet.

Der Lehrsatz, daß wir für die Ewigkeit bleiben werden, wie wir im Sterben sind, zwingt den Menschen, jeden Augenblick so zu sein, wie er für immer bleiben will.

Mir scheint, daß in der fernen Zukunft eines anderen Lebens diejenigen am glücklichsten sein werden, die während ihrer Lebensdauer auch nicht einen Augenblick gehabt haben werden, dessen sie sich nicht mit Freuden erinnern können. Dort oben, wie hier unten werden unsere Erinnerungen ein gewichtiger Theil unserer Freuden und Leiden sein.

Nichts in der geistigen Welt geht verloren, wie in der materiellen Welt Nichts zu nichte wird. Alle unsere Gedanken und alle unsere Empfindungen sind hier nur der Anfang jener, die anderswo vollendet werden.

Wird Gott die schönen Gedanken schönen Handlungen gleichstellen? Werden diejenigen, die sie gesucht haben, die sich darin gefallen, an ihnen gehangen haben, belohnt werden? Wird der Philosoph und der Politiker für seine Pläne jenen Lohn erhalten, wie der gute Mensch für seine guten Werke? Haben nützliche Werke ein Verdienst in den Augen Gottes wie gute Sitten?

Allerdings vielleicht; allein der erste Preis ist nicht so gesichert, wie der zweite, und wird nicht ein gleicher sein, darüber hat Gott unserer Seele weder Hoffnung noch Gewißheit gegeben; es bestimmen uns verschiedenartige Beweggründe. Und dennoch kann ich mir vorstellen, daß Bossuet, Fenelon, Platon ihre Werke vor Gott bringen; selbst Pascal und La Bruyere, selbst Vauvenargue und Lafontaine, denn ihre Werke malen ihre Seele und können ihnen im Himmel angerechnet

werden. Allein es scheint mir, daß J. J. Rousseau und Montesquieu die ihrigen nicht darzureichen gewagt hätten; denn sie haben nur ihren Verstand hineingelegt, ihre Laune und ihre Anstrengungen.

Was Voltaire betrifft, malen dessen Werke allerdings auch seine Seele, und sie werden ihm angerechnet werden, denke ich; doch ihm zum Nachtheile.

Wenn wir unsere Sterblichkeit abgelegt haben werden, so werden wir nicht mit unsern Augen sehen, sondern mit unserem Gesichte; wir werden nicht mit den Ohren hören, sondern mit dem Gehöre; kurz — wir werden unsere Sinne nicht mehr haben; doch unsere Eigenschaften zur Vollkommenheit gelangt, werden sie dann leicht vermissen.

Die Frömmigkeit ist eine erhabene Wahrheit, die alle andern übertrifft; eine Art besonderer Begabung (Genie), welche den Geist beflügelt.

Im vollsten Sinne des Wortes ist das Herz das Lebensprinzip; so kömmt es, daß die Andacht zum Leben hilft.

Die Frömmigkeit ist dem Herzen, was die Poesie für die Einbildungskraft, was eine schöne Metaphysik für den Geist ist. Sie nimmt unser ganzes Gefühlleben in Anspruch.

Die Frömmigkeit fesselt uns an das Mächtigste, — an Gott; und zugleich auch an das Schwächste, als da sind: Kinder, Greise, Arme, Kranke, Unglückliche und Betrübte. Ohne sie ist das Alter den Augen anstößig, sind Gebrechen abschreckend und wird der Blödsinn widerlich. Mit ihr sieht man im Greise nur das hohe Alter, im Gebrechen nur das Leiden, im Blödsinne nur das Unglück, man fühlt nur Ehrfurcht, Mitleiden und den Wunsch, Erleichterung zu gewähren.

Die Liebe zu dem Nächsten ist eine Art Frömmigkeit. Vor ihr verschwindet die körperliche Abneigung so sehr, daß man sagen kann, es übe die Betrübniß auf die Frommen eine Art Anziehungskraft aus.

Das Licht ist wie eine göttliche Feuchtigkeit.

Das Licht ist Gottes Schatten; die Klarheit ist der Schatten des Lichtes.

Nichts in der Materie kann schön sein, als durch den Eindruck des Gedankens oder der Seele, ausgenommen das Licht. Dieses ist durch sich selbst schön oder vielmehr durch den Eindruck seines unmittelbaren Anfangs, welcher Gott ist.

Der Wiederschein ist für die Farben, was das Echo für die Töne.

Falsche und ächte Diamanten haben gleichen Schliff und gleiche Durchsichtigkeit; allein in dem Lichte der ersteren liegt eine Freiheit, eine Freudigkeit, welche sich in dem der letzteren nicht findet, die Wahrheit fehlt. Nur das Wahre ist schön.

Des Diamanten Seele ist das Licht.

Die erste Helle des Tages ist erfreulicher, als jene der Stunden, welche ihr folgen. Sie hat so zu sagen einen wesentlichen Charakter von Heiterkeit, womit sie unsere Stimmung ohne unser Zuthun tingirt.

Das Gold ist die Sonne der Metalle.

Man nimmt den Gewittern eine ihrer Nützlichkeiten, indem man den Menschen die religiöse Furcht raubt, welche sie ihnen allenthalben von Natur aus einflößen.

Die Luft ist tönend; der Ton ist losgelassene, vibrirte, gestaltete, articulirte Luft.

Lärm ist unterdrückter, ungestalteter Ton. Er durchschneidet die Luft und beunruhigt sie; der Ton schwebt in ihr und bezaubert sie. Jener beunruhigt, dieser beruhigt uns; wir sind Instrumente, welche der Ton stimmt und der Lärm zerstört.

Die Düfte sind wie Seelen der Blumen, selbst im Reiche des Schattens können sie empfunden werden.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens,

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner

Fünfter Band. Viertes Heft.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1853.

Carl August v. Eschenmayer.

(Von Justinus Kerner mitgetheilt.)

Von einem langen und tiefen Studium der Philosophie in die Kreise des innern Lebens und christlicher Offenbarung übergehend, nahm Eschenmayer, besonders in den spätern Jahren seines langen reichen Lebens, großen Antheil an allen Vorkommnissen und Erscheinungen, die ihren Ursprung aus dem innern Leben und aus dem Nachtgebiet der Natur nahmen, so schenkte er z. E. den Eröffnungen der Seherin von Prevorst und ihrer Persönlichkeit die größte Theilnahme, wie auch später dem mir in meiner Praxis öfters vorgekommenen Besessensein, einem dämonisch-magnetischen Leiden und dessen Behandlung durch magisch-magnetisches Einwirken.

Nicht sowohl die Blätter von Prevorst, als auch vorliegendes Archiv verdanken der Theilnahme des Verstorbenen einen Theil ihres reichhaltigsten Blätter-Inhalts.

So werden auch unsere Leser noch gerne etwas aus dem Leben dieses edlen Mannes vernehmen.

Nekrologe von ihm gaben zwei seiner Freunde, freilich nur mehr in Württemberg gelesenen Blättern, Herr Dekan Wetzel in Kirchheim im württemb. Staatsanzeiger und Herr Professor Eyth in Schönthal, der mehrere Jahre mit Eschenmayer zusammen in Kirchheim lebte und ein treuer von ihm sehr geliebter Schüler in Tübingen war. Wir wollen für die auswärtigen Leser aus diesem letzten Nekrolog einige Auszüge hier geben. Auch bestimmen wir für unsere

Leser: „Einige historische Notizen zum Lebenslaufe Professor Eschenmayers," die derselbe kurz vor seinem Tode mit eigener Hand, wahrscheinlich zum Behufe eines Lebenslaufes für den Redner auf seinem Grabe, niederschrieb.

Interessant möchten auch besonders für seine vaterländischen Freunde, seine Notizen über sein Jugendleben in der Carlsakademie in Stuttgart und sein Urtheil über diese so erfolgreich gewesene Erziehungsanstalt in unserm Vaterlande sein. Er sprach sich hierüber in einem Briefe an mich aus, den ich hier auch in getreuem Abdrucke wiedergebe. So theile ich auch den Verehrern Eschenmayers hier einige Auszüge aus andern seiner an mich in verschiedenen Jahren gerichteten Zuschriften mit, die den tiefen Denker, den warmen christlichen Glaubigen und den eifrigen Theilnehmer an allen Erscheinungen aus den Kreisen des innern und besonders des magnetischen Lebens, klar zu erkennen geben. Es folgen nun zunächst:

Einige historische Notizen zum Lebenslauf des Prof. Carl August Eschenmayer.

Der Verstorbene (schrieb Eschenmayer selbst) ist geboren zu Neuenbürg in Württemberg im Jahr 1768 den 4. Juli. Sein Vater war Oberamtspfleger daselbst und zugleich Stabskeller in Enzberg, mit dem Titel als Rath. Seine Mutter war eine geb. Traub von Mühlacker, die er schon im neunten Jahre verlor, die aber ein unauslöschliches Andenken ihrer Liebe und Güte in ihm zurückließ. Seinen Vater verlor er während der Studienzeit. Seine Schuljahre brachte er theils in der lateinischen Schule seiner Vaterstadt, theils in Vaihingen zu, wo Präzeptor Roth, nachmaliger Rector in Stuttgart, als vorzüglicher Lehrer geachtet war. Nach den Schuljahren wurde er zum Kaufmann bestimmt. Ein naher Anverwandter, Kaufmann in Lyon, wünschte Einen der Söhne seines Vaters bei sich zu haben. Dazu wurde er als der

Jüngste ausersehen. Nun sollte er vorher die französische Sprache erlernen und einige Vorkenntnisse mitbringen, wozu er auch in der Akademie zu Stuttgart, die er von der Stadt aus besuchte, hinreichende Gelegenheit fand.

Diesem schon gereiften Plane machte die französische Revolution schnell ein Ende und so waren für ein zweckmäßigeres Studium einige Jahre verloren. Auf Anrathen mehrerer Freunde ging er nun ganz in die Akademie, um sich dem Studium der Medicin zu widmen. Nach Aufhebung der Akademie i. J. 1793, wo der Herzog Carl starb, war er genöthigt, sein Studium in Tübingen zu vollenden. Im J. 1798 promovirte er und bezog nach erstandener Prüfung das Praktikat in Kirchheim. Hier kam er in die Bekanntschaft des edeln, ihm unvergeßlichen Herrn Barons von Palm, welcher unermüdet im Wohlthun schon große Summen Geldes, wie er einmal selbst sagte, mehr als 150,000 fl. auf studirende Jünglinge verwendet hatte. Auch ihm bot er vollends zur praktischen Ausbildung eine großmüthige Unterstützung an, wozu er Göttingen wählte.*

Kaum auf das Praktikat in Kirchheim zurückgekehrt, bekam er einen Ruf als Oberamtsarzt in Sulz, dem er auch folgte. Im J. 1798 verehelichte er sich mit der Tochter des Kameralverwalters Bilfinger in Kirchheim — eine 32jährige sehr glückliche Ehe, die aber im Jahr 1830 durch den Tod getrennt wurde.

Im Jahr 1800 bewarb er sich um die erledigte Oberamtsarztstelle in Kirchheim und wurde auch damals noch von der Stadt- und Amtsversammlung dazu erwählt. Dieses Amt besorgte er 12 Jahre, aber nun bekam seine Lebensbahn eine andere Richtung, wozu er Einiges voraus bemerken muß.

---

* Eschenmayer erwähnte dieses seines Wohlthäters bei seinen späteren Vorlesungen über Moral immer ausdrücklich und ausführlich mit Liebe und Dank, wenn von der Wohlthätigkeit die Rede war, ein Beweis seines edlen, dankbaren Herzens.

Schon in der Akademie faßte er eine Vorliebe für philosophische Studien, welchen er seine Freistunden widmete. In Tübingen machte er sich an die damals herrschende Kantische Philosophie und hatte bei dem Prof. Abel mit dem nachmaligen Präsidenten von Weishaar ein Privatissimum in der Kantischen Lehre. Seine Dissertation handelte von der Kantischen Naturmetaphysik und wurde für Schelling, welcher damals in Jena eine neue Epoche für Naturphilosophie gründete, Veranlassung, einen lange dauernden Briefwechsel mit ihm zu unterhalten, der auch die persönliche Bekanntschaft nach sich zog.

Neben seiner ärztlichen Praxis fand er immer noch Muße für philosophische Studien. Einige Schriften und Abhandlungen in Zeitschriften wurden gut aufgenommen und mögen den damaligen Administrator der Universität Freiherrn v. Wangenheim bewogen haben, ihm eine philosophische Lehrstelle in Tübingen anzutragen, wozu er auch im Jahr 1811 nach Bewilligung einiger Bedingungen ernannt wurde. Durch die Beförderung des Prof. Abel zum Prälaten wurde ihm das Fach der praktischen Philosophie übertragen, dem er auch 25 Jahre als Lehrer vorstand.

Indessen rückte das Alter herbei und nahe an 70 Jahren bat er um Pensionirung, nach deren Bewilligung er sich in ein lange gewünschtes Stillleben nach Kirchheim im Jahr 1836 zurückzog und ein unverhofftes hohes Alter erreichte.

Im Rückblick auf diese Lebensskizze kann er nur seinen unaussprechlichen Dank der göttlichen Vorsehung darbringen, daß sie ihn schon früher als Waisen ohne Führer und berathende Freunde an allen Klippen und Gefahren der Jugend vorbeiführte, ihm fast überall ohne sein Mitwirken die Lebensbahn öffnete und ihn ohne Sorgen, Kummer, Krankheit und traurige Herzenserfahrungen das hohe Alter noch ungeschwächt an Sinn und Geist erleben ließ.

Seine literarischen Arbeiten übergeht er jedoch mit der Bemerkung, daß er schon frühe erklärt hatte, wie eitel jede

Bemühung ist, die höchste Wahrheit und Weisheit in der Philosophie zu suchen. Vielmehr sollte jeder den Spruch des Apostels Paulus beherzigen: „der Geist des Menschen weiß wohl, was im Menschen ist, aber Niemand weiß, was in Gott ist, außer der Geist Gottes.“ Dieser Geist ist zugleich der Geist der Wahrheit und er allein offenbart uns die höchste Wahrheit in der christlichen Religion.

Eschenmayers Notizen über sein Jugendleben in der Akademie zu Stuttgart.

Kirchheim, den 18. Oktober 1849.

Lieber!

Dein Bilderbuch aus der Knabenzeit hat mich sehr ergötzt und zugleich viele Reminiscenzen aus meiner Laufbahn in der Akademie zu Stuttgart hervorgerufen. Ich war mit deinen beiden Brüdern zu gleicher Zeit in der Akademie. Georg war schon am Ende des Cursus, den ich erst anfing. Als Chevalier * hatte er einen besondern Tisch und Schlafsaal und dadurch war der persönliche Umgang wie abgeschnitten. Nur eine nähere Berührung ist mir noch erinnerlich. Mein Aufenthalt fiel in die Jahre 1789—93 bis zur Aufhebung, also gerade in die große Epoche der französischen Revolution. Du kannst Dir leicht denken, welche Sympathie die Wörter: Freiheit und Gleichheit, die der Moniteur zu einem stereotypen Schilde führte, auf uns unfreie, von Offizieren und Aufsehern bewachten Jünglinge damals wirkten und einen so großen Kontrast mit unsern deutschen dynastischen Formen bildeten. Auf die feurige Seele Deines Georgs,

* Er wurde dieß durch den ihm als Auszeichnung verliehenen akademischen Orden.

den mir meine Commilitonen gerade so schilderten, wie er in Deinem Buche leibt und lebt, waren jene Wörter wahre Zauberwörter. Bald bildete sich ein geheimer akademischer Klubb, in den auch ich gezogen wurde, und da war es, daß ich mit deinem Georg, mit Pfaff u. s. w. zusammenkam. Dieser Klubb, der sich mit Straßburg in Correspondenz setzte, war für uns ein um so gefährlicheres Wagstück, weil unsere Zusammenkünfte leicht durch die Trüffelnase des Lieutenant Nieß ausgespürt werden konnten. Doch blieb es unentdeckt, und mit dem Tod des Carl Herzogs hörte ohnedieß alles auf. Das: Olim masis nunc mulis, dessen Plakat ich selbst an dem vordern Portal, das in die Hörsäle führte, angeheftet fand, wurde unter Herzog Ludwig bald in's Werk gerichtet. Nach der Aufhebung der Akademie zerstreuten sich Alle in die weite Welt. Dein Bruder Georg war nach Frankreich gezogen und ich hörte nachmals Vieles von seinen Schicksalen und seinen Verbindungen, besonders mit Reinhard und Reinhold, erzählen. Pfaff wurde Praktikus in Heidenheim und bekam einen Ruf nach Kiel. Ich und sieben Andere, die noch nicht absolvirt hatten, mußten nach Tübingen ziehen und die medicinische Fakultät, die auf Einen, sage Einen, Zuhörer (Braun von Güglingen) herabgeschmolzen war, wieder auffrischen.

Mit Deinem Bruder Carl war ich im gleichen Schlafsaal, welcher fünfzig Zöglinge faßte, wovon Jeder sein Cabinet, sein Bett, seinen Bücherständer, Pult, Tisch und Sitz hatte. Wir waren nach der Größe rangirt; daher war Dein Bruder weiter nach oben gerückt. Meine Länge reichte bloß bis in die Mitte des Schlafsaals. Auf einer Seite hatte ich eine große Nische, in welcher das gemalte Bild des Herzogs in Lebensgröße stand. Auf der andern Seite war der nachmalige General Theobald,* mit dem ich viel Verkehr

* Theobald starb als Generalmajor im württemb. Generalstab und zeichnete sich durch wissenschaftliche Bildung aus, — kam aber in Sachen des Glaubens mit Eschenmayer nicht überein.

hatte, mein Nachbar. Wenn wir auf das Tempo der Aufseher die Lichter bälder löschen mußten, ehe der Schlaf kam, so unterhielten wir uns mit Aufgaben, welche ich durch arithmetischen Schlüsse, er aber durch Algebra zu lösen suchte Das war immer eine Freude, wer die Auflösung zuerst hatte. Theobald war immer ein origineller Mann durch sein ganzes Leben. Als ihm einmal in der Ständekammer der Bischof sagte: Wie er höre, so seie er auch Katholik; so erwiederte ihm Theobald: Ja, er mache aber keinen Gebrauch davon. Diese Rede war dem wohl verständlich, dem er seine frühere Bildung erzählte. Er wurde nämlich in einem erzkatholischen Seminar in Heidelberg erzogen, wo er nicht nur das geschmackloseste Zeug lateinisch auswendig lernen, sondern auch bei Festen und Prozessionen den Figuranten (Jesus in der Rose) machen mußte. Dieß brachte ihm einen solchen Ekel bei, daß er ihn auch nachher nicht mehr ganz überwinden konnte. Die Akademie entwickelte schnell seine Talente, so daß er bald Chevalier wurde.

Deine charakteristischen Züge aus dem Leben des Carl Herzogs könnte ich mit einer schönen Sammlung von Anekdoten vermehren, die sich theils als Tradition unter den Akademisten fortpflanzten, theils solche, die wir selbst erlebten. Unter den Letztern ragt besonders ein Zug hervor, der, weil er jetzt beinahe 60 Jahre alt ist, mehr aus dem Gedächtniß verwischt scheint.

Gerade zu der Zeit, wo die französische Revolution ihre glühende Lava am meisten auswarf, machte der Herzog eine Reise nach England und nahm seinen Rückweg über Paris, wo er sich verweilte, um die große Umwälzung, die allen Fürsten so feindlich war, in der Nähe zu sehen. Was gewiß damals kein deutscher Fürst gewagt haben würde, aber auch Keiner mit der Schlauheit und Gewandtheit des Geistes auszuführen im Stande gewesen wäre, das war ihm eine leichte Rolle. Sein Name hatte wegen seines weltberühmten *Instituts*, in welchem eine Menge Franzosen der angesehensten

Familien ihre Bildung empfingen, auch in Frankreich einen guten Klang. Beim Eintritt in Frankreich steckte er und sein Gefolge die französische Nationalkokarde an den Hut und legte alles ab, was an den fürstlichen Stand erinnern konnte. Dieser Besuch machte natürlich damals Aufsehen. Die Häupter der Revolution begrüßten ihn als Einen, der auch in Deutschland den Liberalismus aufbringen werde. Wo er sich sehen ließ, wurde er bewillkommt und selbst die Fischweiber, die damals eine große Rolle spielten, ließen den Citoyen Duc de Würtemberg hoch leben. Aber so war es nicht in seinem Herzen. Auf dem Rückwege ließ er den ganzen Plunder von Kokarden mitten in den Rhein werfen. Es zeigte sich bald, daß er mit Paris bloß Komödie gespielt hatte. Er blieb nachher so absolutistisch wie vorher. Seine Klugheit war übrigens doch von Nutzen. Als General Custines damals Speyer eingenommen hatte und Miene machte, über den Rhein zu gehen, so kam die ganze würtembergische Gränze in Allarm. Das Oberamt berichtete es, und nun kam der Befehl, der Oberamtmann solle alle Schultheißen versammeln. Ich war gerade mit Erlaubniß des Herzogs in Neuenbürg, um meinen sehr kranken Vater zu besuchen. Der Herzog kam selbst und hielt eine Rede an die Versammlung, worin er Alle versicherte: Er habe eine solche Vorsorge getroffen, daß kein Franzose die würtembergische Gränze berühren werde, was auch damals nicht geschah. Man sagte nachher, er habe den Custines mit Geld abgefangen.

Du redest von vielen Personen, die ich kannte. Der Maler Koch, welchen der Herzog als Hirtenknaben aus Tyrol seiner Talente wegen aufnahm, war ein ächter Natursohn, der sich nie recht in die Disciplin fügte. Er verfertigte viele satyrische Gemälde, in welchen manche uns unfreundliche Personen sprechend getroffen waren. Ich selbst veranlaßte ihn, den Leichenzug des Schieferdeckers Bauer, der damals starb, zu malen, worin er auch seine reiche Phantasie walten ließ. Dieser Schieferdecker, dessen Geldquelle kein Mensch

wußte, war ein berühmtes Original von Grobheit, Völlerei und doch auch Dienstfertigkeit. Im Adler nahm er immer den obersten Platz ein; von den Bouteillen, die er trank, steckte er die Pfröpfe ein und bezahlte nachher nach der Zahl der Pfröpfe. Auf ihn machte Schubart die Grabschrift:

Hier liegt Herr Bauer, Schieferdecker;
Erbarm' dich Sein, o Sünder-Wecker!
Nimm seine Schuld nicht zu genau,
Er war halb Mensch, halb Sau.

Uebrigens zog dem Maler Koch die Satyre viele Strafen zu, welchen zu entgehen er die Flucht ergriff. Er wurde nachher ein berühmter Maler in Rom.

In der letzten Epoche sahen wir eine Menge fremder Gäste. Alle Emigranten, die nach Stuttgart kamen, besuchten die Akademie. Alle Besucher kamen in unsern prächtigen Speisesaal, wo 500 Zöglinge bequemen Tischraum fanden. Unsere Ordnung, Reinlichkeit, Uniformirung und militärische Präcision in Schritt und Tritt mußte auf jeden Fremden einen günstigen Eindruck machen. Unter den damaligen hohen Fremden ist mir noch lebhaft erinnerlich der General Dumourier, der, nachdem er mehrere Siege erfochten hatte, der Tyrannei der Umsturzpartei zu entgehen, die französische Fahne verließ; ferner der Graf Artois, der nachmals eingesetzte, aber auch vertriebene König Charles X. Schiller kam gleich nach dem Tode des Herzogs aus seiner Verbannung nach Stuttgart und besuchte uns. Wie mag es ihm zu Muthe gewesen sein, die Jugendstätte seiner Bildung noch einmal betreten zu können! Ich sah ihn da zum ersten und letzten Mal.

Ewig Schade für die Anstalt, in der aus allen Staaten von Europa tüchtige Jünglinge gebildet wurden. Zu meiner Zeit waren sogar Amerikaner da. Obgleich die militärische Maschinerie auch mir ärgerlich war, so bildete sie doch den Sinn für Ordnung und für Achtung der Vorgesetzten, was heutzutage gänzlich fehlt. Unsere Jugend sollte ebenso dressirt werden, dann würden sie nicht in so viele Verirrungen

gerathen. Der Herzog hatte doch die rechte Methode, brauchbare Menschen zu ziehen. Jetzt sind es lauter vom Eigendünkel aufgeblasene Gesellen, die ihren Phantomen nachjagen, und Ruhe und Glück darüber verscherzen. Die Hauptsache in der Akademie war nicht der äußere Zwang, sondern die innere Lernfreiheit, wozu die Akademie hundertfache Auswahl darbot. Man verlangte bloße Beschäftigung; von welcher Art sie war, fragte man nicht. Neben dem Fachstudium konnte Jeder seinem Hang nachgehen. Ich hatte täglich viele Stunden, die ich ungestört dem Selbststudium der Philosophie widmen konnte, wozu mir die Aphorismen und die Anthropologie von Plattner den ersten Anstoß gaben. In Tübingen ging ich in die Kantische Philosophie über, aus deren Naturmetaphysik ich das Thema meiner Dissertation wählte, die mich nachher in einen vieljährigen Briefwechsel mit Schelling brachte. Obgleich wir die ganze Woche in die Akademie gebannt waren, so fehlte es nicht an Unterhaltungen mit Spiel und Scherz. Unsere Hörsäle waren parterre und stießen an die Planie, wo an heitern Tagen die ganze schöne Welt lustwandelte. Da konnte Jeder von den schönen Mädchen sich sein Ideal wählen. So wählte Theobald ein Ideal, das er die göttliche Dina nannte. Es war eine geborne Wächterin. Auch von deinem Georg sagte man, daß seine häufigen Besuche in die Stadt, wozu er als Arzt besondere Erlaubniß hatte, nicht alle dem Klinikum gegolten hätten. Wo ist jene ideale Liebe, jenes reine Wohlgefallen am Schönen jetzt noch zu finden? Meistens schließen jetzt nur materielle Interessen Bündnisse.

Du sprichst auch von dem unglücklichen Wolf auf Hohentwiel. Dieser Wolf war unser Major in der Akademie, — ein strenger, muthiger, sehr diensteifriger, ziemlich unparteiischer, aber höchst cholerischer Mann. Feigheit war gewiß nicht die Uebergabe der Vestung, wohl aber einerseits Ueberraschung bis zur Unbesonnenheit und andererseits der höchsterbärmliche Zustand der invaliden Besatzung, wie ich von einem Augenzeugen erzählen hörte. Für sein vielbelastetes

Leben in der Akademie ohne Vorwurf und Tadel hätte ich ihm Gnade angedeihen lassen.

Und nun noch ein Wort über die damalige französische Republik.

Der Enthusiasmus Deines Georgs war nicht der gewöhnliche, der so leicht verpufft. Er war gepaart mit dem Adel der Seele und mit starker Kraft des Willens. Es trieb ihn hinaus in's Land der Freiheit, von der er glaubte, sie lasse sich in Frankreich verwirklichen. Anfangs zwar schien sie eine Sonnenblume zu sein mit vielen noch unentwickelten Knospen, welchen man zur Reife Zeit lassen müsse. Lange wogte der Kampf des Guten mit dem Bösen, der Girondisten mit der Bergpartei. Diese gewann es durch die Gewalt der rohen Masse. Und nun folgten die Proscriptionen, die Permanenz der Guillotinen, die Füssiladen und Nayaden, und, was immer den Fluch der Blutschulden vollendet, der Bürgerkrieg. So wurde aus dem Ideal der Republik das Scheusal des Terrorismus geboren und das Madonnabild der Freiheit verwandelte sich in ein Medusenhaupt.

So wurde Dein Georg, wie wir Alle, bitterlich enttäuscht, und ich wenigstens nahm mir die Lehre daraus, daß uns zu einer Republik alle Tugenden fehlen, alle Laster aber sich noch mehr steigern würden, wie wir es in Baden erlebt haben. Ich lobe mir mein Alter, das nun im 82. Jahre steht, um bald nicht mehr sehen zu dürfen, wie der Völker-Aussatz immer weiter um sich greift, bis Leib, Seele und Geist angesteckt sind und mit einander verderben. Glaube mir, Freund! Alles, was unsere kleinen und großen Staatsärzte anwenden, sind nur Palliativmittel, welche die Krankheit zwar aufhalten, aber nicht heilen.

Dein Bilderbuch berührt öfters unsern Freund Conz,* der mein nächster Nachbar war und mit dem ich täglichen Umgang hatte, und ihn wegen seiner vielen guten Eigenschaften liebgewann. Bei Gastmahlen wurde er gewöhnlich

* Bekannt als Dichter.

die Zielscheibe, besonders von Autenrieth, dem er aber manchmal tüchtig hinausgab. So kam es einmal vor, daß ihn Autenrieth wegen seiner Eloquenz zu necken anfing (Beide sprachen gewöhnlich per Er mit einander); Canz setzte sich in Positur und erwiederte: O Autenrieth! sei nur Er still; weiß Er, daß Er mir eine Katze erspart. Alle am Tisch merkten auf. Canz fuhr fort: Meine Mäuse haben Seine Disputationen gefressen und sind alle daran krepirt. Nun ließ Autenrieth ihn in Ruhe. Ein andermal nahm Canz bei einer Festrede das Lob eines alten Dichters zum Thema, womit er bei seiner schwerfälligen Sprache die Zuhörer lange hinhielt. Autenrieth rügte es und sagte: Ein so langes Lob würde der Verstorbene selbst nicht ausgehalten haben. Canz erwiederte: Wenn ich Ihn einmal zu loben habe, werde ich kürzer sein. Ordnung und Reinlichkeit in Kleidung und vielen andern Dingen war nicht seine Sache, und er schien geglaubt zu haben, ein Dichter dürfe sich nirgends anders waschen, als an Bandusiens Quelle. In der letzten Zeit bekam Canz geschwollene Füße, wobei er aber nicht wußte, warum ihm die Stiefel zu eng werden, bis ich ihm den Schaden entdeckte. Um die Abendstunden im Museum ließ er sich trotz der angeschwollenen Füße nicht gerne bringen, sie waren sein einziges Labsal; daher wurde mir die Aufgabe, ihn im Hin- und Hergang zu unterstützen. Er starb nach schneller Abnahme seiner Kräfte an der Wassersucht. Wer ihn näher kannte, mußte ihn schätzen.

Lieber! Man muß 80 Jahre alt werden, um einzusehen, daß Alles leer und eitel ist vom absoluten Wissen und ihren Weisheitsschulen an, bis zur gemeinsten Diatribe, und daß nichts in der Wahrheit besteht, als das Wort Gottes und das Leben, das sich nach ihm einrichtet. Während die Weltmenschen glauben, es werde Alles einen höhern Schwung erreichen, sehe ich nichts, als eine Vorbereitung zum förmlichen Abfall vom Worte Gottes, und ich höre schon die Flügel der Engel rauschen, welchen befohlen ist, die sieben

Zornschalen auf das sündliche Menschengeschlecht, das zum Christenthum sich rechnet, auszugießen. Es muß Alles erfüllt werden, was die h. Schrift für die Zukunft verkündigt. Das zu erforschen, ist jetzt noch meine einzige Beschäftigung.

Lebe wohl und grüße herzlich Dein ganzes Haus.

Dein Eschenmayer.

Aus Eschenmayer's späterem Leben, besonders was er für die Wissenschaft und als Lehrer war, mögen nun seines Schülers und Freundes Eyth dessen Nekrolog von Eschenmayer entnommene Worte hier Raum finden.

„Als akademischer Lehrer wirkte Eschenmayer längere Zeit hindurch nicht nur anregend, sondern — man darf dieß wohl behaupten — begeisternd. Der Grund hievon lag nicht in einer hohen Gelehrsamkeit; denn bei allem Reichthum seines ausgebreiteten Wissens in den verschiedensten Gebieten besaß er dieß nicht einmal, aber er hatte mit Einem Worte Geist und Gemüth. Er war kein trockener Denker nach Aristoteles Art und Weise, aber es lag nach Inhalt und Form etwas Platonisches in ihm, etwas Originales, dem Höheren mit ganzer Seele Zustrebendes, das die Herzen gewann, und zwar um so mehr, weil auch die äußere Erscheinung der ganzen Persönlichkeit mit dem feingeschnittenen, edlen Angesicht, dem mildsamsten Auge, dem wallenden schwarzen Haupthaar zwar nichts Imposantes, aber etwas durchaus Ehrwürdiges und Liebenswürdiges hatte, das selbst im bloßen Tone der Stimme hörbar wurde und etwas Tiefes, fast Geheimnißvolles in der Brust des Mannes ahnen ließ, aus welcher diese Stimme hervordrang. Nicht unerwähnt soll die Freundlichkeit und Herzlichkeit bleiben, mit welcher er sich denjenigen Jünglingen widmete, die einen näheren Umgang mit ihm suchten. Mit solchen war er oft auf dem benachbarten Oesterberge, am Sonntag Morgen, oder am dies academicus, unter Gottes freiem Himmel beisammen,

las mit ihnen wohl auch eine neutestamentliche Schrift, sprach und lebte dabei wie ein Vater unter seinen Kindern. In der späteren Zeit mußte freilich auch der Verewigte erfahren, daß „Alles seine Zeit hat." Im Jahr 1836 wurde er mit auszeichnender Anerkennung seinem Wunsche gemäß in den Ruhestand versetzt. Von nun an lebte er in seinem geliebten Kirchheim, wo er sich angekauft hatte, noch 16 Jahre lang ein stilles friedliches Leben, das nur Gott und dem Wohle der leidenden Menschheit gewidmet war. Gutes thun, oder Kranke mit ärztlichem Rathe unterstützen, war seine größte Freude, im kleinen Kreise vertrauter Freunde war es ihm so herzlich wohl; weitere Vergnügungen suchte er nicht mehr. Zuweilen schrieb er noch mit zitternder Hand Briefe und kleinere Schriften, welche beurkunden, daß sein Geist nicht mit dem Körper gealtert war. In seiner letzten Schrift: „Betrachtungen über den physischen Weltbau" (August 1852), nimmt er gleichsam von der Welt mit den Worten Abschied: „wie ich einst meine Studien als Zeitgenosse, Verehrer und Freund Schellings mit der Naturphilosophie anfing, so will ich sie auch, nachdem ich als Lehrer manchen Gang durch das philosophische Gebiet gemacht, damit endigen." Er erhebt in dieser Schrift sein sehnendes Auge zu der oberen Lichtwelt, in die er bald eingehen sollte. Eine beschwerliche Halskrankheit rückte ihn seinem Ende entgegen, das er mit christlicher Ruhe herannahen sah. „Ich habe es lange gut gehabt; es darf wohl etwas an mich kommen!" waren die Worte des edlen Dulders. Und er starb, wie er gelebt hatte. — Ueber Eschenmayers Bedeutung als Arzt fügen wir nur einige fragmentarische Aeußerungen seines vertrautesten Freundes, J. Kerner, bei, dieser sagt unter Anderem: „Als scharfblickender tüchtiger Arzt bewährte er sich auch durch seine Beobachtungen über den Croop der Kinder, die er in einer klassischen Schrift veröffentlichte. Die magnetischen Erscheinungen faßte er gleichfalls in ärztlicher Hinsicht auf und begründete mit Kieser und Esenbeck das für dieses

dunkle Gebiet der Natur vieles Licht gebende Archiv für den thierischen Magnetismus. Mit großem Eifer nahm er sich ferner der Erscheinungen bei den Somnambülen, besonders der Seherin von Prevorst an. Namentlich interessirten ihn als Naturphilosoph jene aus ihrem innersten Leben hervorgegangenen Eröffnungen über die Verhältnisse des Leibes, des Nervengeistes, der Seele und des Geistes; sie ließen ihn hier mehr Wahrheit finden, als in jeder Gehirnphilosophie."

Es bleibt uns jetzt nur noch die Aufgabe übrig, die philosophische Stellung und die Leistungen eines der ehrwürdigsten, verdienstvollsten Veteranen der Wissenschaft, Philosophen und Naturforschers, mit wenigen Zügen näher zu bezeichnen. Hiebei erwähnen wir vor Allem, daß er den ersten bedeutenden Impuls zu der Richtung, die er später in der Naturwissenschaft eingeschlagen hat, durch die Vorträge des Staatsraths Kielmajer erhielt, welcher durch seine tiefgegründete Theorie der Einheit des organischen Bildungstypus und der Gegensätze seiner Entwicklungsstufen der Schöpfer der vergleichenden Physiologie unserer Zeit geworden ist. Doch schloß sich Eschenmayers erster Versuch einer naturwissenschaftlichen Construction, den er in der Dissertation: principia quædam disciplinæ naturalis, imprimis chemiæ ex metaphisica naturæ substruenda 1796 darlegte, an Kants Naturmetaphysik an, in deren prinzipienmäßige Construction der Materie er schon frühe mit lebhaftem Interesse einging. Schon durch diese Abhandlung und noch bestimmter durch seinen zwei Jahre später 1798 in Tübingen erschienenen „Versuch, die Gesetze magnetischer Erscheinungen aus Sätzen der Naturmetaphysik zu entwickeln," bewies er im Gebiete der *Natur*wissenschaft eine Schellings Naturphilosophie verwandte Forschung. Dagegen trat er dem eigentlichen Identitätssystem des Letzteren aus innerster Ueberzeugung in ähnlicher Weise wie Jacobi entgegen, mit dessen Gefühlsphilosophie er durch seine selbstständige Geistesrichtung in Beziehung auf das Uebersinnliche in Hauptpunkten harmonirte. Mit derselben

Entschiedenheit, womit Jacobi gegen alle Versuche: die Philosophie des Geistes zu demonstriren, oder die Wissenschaft des Absoluten zu construiren, polemisirte und alle Ueberzeugung von der Wahrheit der Ideen Gottes, der Vorsehung, der Freiheit, der Unsterblichkeit, der Sittlichkeit auf einen innern Sinn oder ein unmittelbares Vernehmen und mithin auf einen Glauben gründete, den er als ein Wissen aus unmittelbarem Geistesgefühl bezeichnete: — mit derselben Entschiedenheit suchte Eschenmayer nachzuweisen, daß das Gebiet des Unbegreiflichen und Unerklärbaren die Potenz des Heiligen, die Sphäre der Religion im Gegensatze zur demonstrativen Wissenschaft bilde. Während jedoch Jacobi den positiven, specifischen Christenglauben an die geschichtliche Offenbarung Gottes in seinem eingeborenen Sohne gegen den allgemeinen, nicht einmal dem Heidenthum fremden Glauben an seine innere Offenbarung im Gemüthe des Menschen zurücksetzte und allen Werth auf die Geburt Gottes in uns legte und über der Göttlichkeit der Menschheit die Gottheit ihres Mittlers und Erlösers verkannte, überzeugte sich Eschenmayer, daß das unvollkommene sündhafte Menschengeschlecht das Ideal, welches der Gottmensch verwirklichte, aus sich selbst nicht erzeugen konnte, und daß deßhalb jene thatsächliche Offenbarung Gottes in unserem Vorbilde und Erlöser die nothwendige Voraussetzung unserer Versöhnung und Wiedergeburt ist. Aus diesem Grunde ist ihm der Gottmensch der Schöpfer eines neuen ewigen Lebens, dessen Geburt in uns durch die uns ihm ähnlich machende Gemeinschaft mit ihm bedingt ist. Demnach war dem Verewigten Christus der Mittelpunkt alles wahren Lebens und Wissens, und in diesem Sinne forderte er noch in seinen, im späten Alter geschriebenen „Grundzügen der christlichen Philosophie 1840", daß „die Philosophie, nachdem sie an der Verdunkelung des Geistes durch den Abfall von Gott Theil genommen und ihre ganze Kraft und Kunst auf das sich selbst wissende Ich, bis zur Apotheose des menschlichen Geistes, verwandt habe, jetzt

auch an der Integration des Geistes durch das christliche Prinzip sich selbst integriren und neues Leben gewinnen solle. Derjenige, welcher der Menschheit aus ihrem Abfall emporhalf und die abgebrochene Gemeinschaft mit Gott durch Versöhnung und Rechtfertigung wiederherstellte, hat auch der Philosophie den Weg vorgezeichnet, den sie wandeln soll, indem er in einer neuen Offenbarung uns die Herrlichkeit Gottes zu Gemüthe führt, die höheren Gegensätze, die das Selbstbewußtsein nicht in sich findet, deutlich entwickelt, den Glauben zum Schauen vorbereitet, die Ideen zum Dienste der Heiligen auffordert und die moralische Freiheit in ihre verlorenen Rechte wieder einsetzt. Christus ist dadurch, daß er die Wiedergeburt der ganzen Menschheit begründete, ihr zweiter moralischer Schöpfer geworden, und darum geht der Weg zur Seligkeit nur durch Ihn. Und so erhalten wir jetzt im Glauben an Christum als Erlöser erst das wahre christliche Element für die Philosophie. Wie der Schöpfer dem Geiste des Menschen die Harmonie der Ideen eingepflanzt hat, die, in der Seele reflectirt, in drei Strahlen als Wahres, Gutes und Schönes sich entfaltet, wovon jeder eine eigene Sphäre in der Seele sich bildet, die für das Wahre in der Erkenntniß, für das Schöne im Gefühl und für das Gute im Willen sich darstellt: so hat der Schöpfer gleichfalls diese Ideen in die Natur entlassen, jeder ihre Sphäre angewiesen und sie substanzialisirt, so daß das Wahre in der physischen Ordnung, oder dem Reiche der Bewegungen, das Schöne in der organischen Ordnung oder dem Reiche des Lebens, das Gute in der moralischen Ordnung oder dem Reiche der Zwecke sich in allen seinen Typen, Formen und Gestalten verwirklicht. Ueber diesen Ideen aber steht das Heilige in seiner transcendentalen Ordnung, wohin uns allein der religiöse Glaube leitet und führt.“ Die Philosophie der Religion ist demnach das Erste, und die Gesammtphilosophie ist nichts anderes als die Entwicklung der Ideen. — Nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit und Richtung war Eschen-

mayer selbst im Alter der höchsten Kraft und Reife mehr ein durch Wort und Schrift anregender Genius, als ein systematischer Denker. Aber er ersetzte und übertraf in gewissem Sinne die systematische Durchbildung und Wirksamkeit von Schulphilosophen durch die Innigkeit seines reichen Gemüths, die Tiefe seiner originellen Auffassung und die Schönheit seiner Darstellung. Einer großen Schaar von Zuhörern und Verehrern ist er ein edler, treuer Führer zur Erkenntniß höherer Wahrheit durch seine gemüthvollen Vorträge geworden, und während jeder Leser von edlerem Sinne in seinen, die verschiedensten Gebiete der Natur- und Geisteslebens umfassenden und beleuchtenden Schriften durch eine Fülle von gehaltvollen Gedanken und geistreichen Ansichten überrascht wird, überzeugt sich der Kenner von dem inneren Zusammenhange seiner Forschungen mit den tiefsinnigsten Versuchen, die Mysterien des Lebens, so weit sie erkennbar sind, dem Verständnisse zugänglich zu machen. — Ohne zu leugnen, daß der Verewigte in seinem späteren Lebensalter jenem Zuge nach einer geheimnißvollen Tiefe, den er mit einigen seiner gemüth- und geistvollsten Mitforschern theilte, in weiterem Umfange sich überließ, als es vielleicht manche seiner unbefangenen Verehrer wünschen mochten, müssen wir doch auf's Entschiedenste behaupten, daß er durch seine ganze Gesinnung und Wirksamkeit seinen hohen Lebensberuf: die göttliche Wahrheit des Christenthums theoretisch und praktisch nachzuweisen, und eine höhere, von religiös-sittlichem Geiste durchdrungene Lebens- und Weltanschauung zu begründen, in der reinsten segensreichsten Weise erfüllt hat. Sein inniger Glaube an den alleinigen Mittler und Versöhner der Welt, seine selbstverleugnende aufopfernde Liebe, die sein ganzes Dasein und Wirken beseelte, seine tiefe und reiche Auffassung der Offenbarung Gottes in der Schöpfung, Erlösung und Heiligung der Welt, endlich seine Hoffnung und Ahnung der einstigen Vollendung der streitenden zur triumphirenden Kirche: diese Vorzüge des reichbegabten, hocherleuchteten Mannes sichern

ihm eine bedeutende Stelle in der Geschichte der religiösen und wissenschaftlichen Entwicklung seines Jahrhunderts. Der literarische Pöbel, der ihn wie alle Forscher, welche dem Zeitgeist nicht huldigten, sondern dessen Tendenz bekämpften, zur Zeit seines Lebens verkannte, wird den Verewigten bald vergessen. Aber die gerechtere Nachwelt wird seinen Namen und sein Verdienst neben dem mächtigen Umschwunge hervorheben, welcher durch den Sieg der positiven christlichen Wissenschaft über den Kriticismus, die Ichheitslehre und die Apotheose des Weltgeistes begründet wurde.

Es mögen nun hier noch einige Aphorismen aus Eschenmayers Briefen an den Herausgeber dieser Blätter nachfolgen, Goldkörner, die vom Verlorengehen er durch Aufnahme verhüten möchte.

1) Vom 15. August 1827.

Wie die meisten Menschen von Jugend auf gewöhnt werden, von Geistererscheinungen zu denken, wissen wir zur Genüge, und auch wir haben früher nicht anders gedacht. Ja, wir würden wahrscheinlich noch so denken, wenn nicht Thatsachen vorlägen, welche die Realität dieser Erscheinungen verbürgten. Mit dem großen Capitel von Visionen und Selbsttäuschungen und Phantasmen können wir uns einmal bei dem, was wir wissen, nicht mehr abfertigen lassen. Ob aber Einer aufstehen und uns eine so künstliche Combination aller der Umstände und Zufälle vorhalten wird, daß die Sache auf einem nach unsern Naturgesetzen anpassenden Wege erklärt werde, müssen wir jedenfalls abwarten. Bis dahin werde ich aber meinen Glauben an diese Thatsachen um so weniger aufgeben, weil er mir für die moralische und religiöse Tendenz sehr ersprießlich wird und schon geworden ist.

In meiner angewandten Physiologie habe ich die Stärke und die Nothwendigkeit unserer Naturgesetze auf eine Weise gewürdigt, wie Wenige vorher; aber ich habe auch ihre Grenzen kennen gelernt, und weiß, wo sie nicht mehr anwendbar sind und uns nicht mehr befriedigen können. Wer sich mit dem Evangelium beschäftigt und Glauben daran hat, muß dieses schon zum Voraus zugeben, weil es in der That lächerlich sein würde, alle jene Erscheinungen und Lehren, welche Christus äußerte, unter Naturformeln bringen zu wollen. Wer keinen Glauben daran hat und jenen höhern Zusammenhang leugnet, — sollen wir uns wohl um das Urtheil desselben viel bekümmern? Es hat von jeher Zeiten und Menschen gegeben, welche auf eine besondere Weise auf den Glauben zu wirken gekommen waren, damit wir über dem elenden politischen Drängen und Treiben und etwa auch über dem Bischen Moral, was uns Menschen vereint, nicht das ewige Heil der Seele vergessen sollen. Auch unsere Zeit, die ganz in den politischen Strom der Welt sich versenkt hat, bedarf wieder eine solche Anregung, gleichviel, woher sie komme. In unsere Zeit fallen allerdings große Lösungen, aber eben daher auch große Verirrungen, wofür uns doch nur Eines schützen kann, und dieß ist und bleibt das Evangelium.

Vom 29. November 1827.

Das Geisteswesen ist ein noli me tangere, das, welche Seite man ihm abgewinnen will, zur Verdammung kommen wird; es hat eine Proteus-Natur, die, wenn man sie recht fest zu packen meint, Einem unter der Hand wieder entschlüpft. Die Gestalten sind so glatt durchscheinend und luftig und fein, daß selbst die Sonnenstrahlen, wenn man sie spalten würde, ihre Feinheit nicht erreichen könnten. Wir strecken unsern geistigen Arm nach ihnen aus, haschen sie und halten die Hand fest zu, und wenn wir unsern Fund nun den Leuten zeigen wollen, siehe, so ist nichts darin, nicht ein-

mal eine Seifenblase, die doch noch eine Spur im geronnenen Dunste zurückläßt. Ich kann Dir nicht helfen, Du mußt nun einmal durch das Reich des Nichts hindurch. Tröste Dich mit dem großen Philosophen Hegel in Berlin. Denn da dieser das Nichts dem Sein gleichsetzt (sollte dieß bloß in Berlin möglich sein?), so wirst Du auch aus Nichts etwas machen können. Es mag leicht sein, daß Deine Gestalten aus dem Reiche des Nichts noch mehr Gehalt haben, als jene abstracte Formeln aus dem Reiche des Unsinns, denn die Null ist doch noch besser, als das Weniger des Nichts. Lasse Du nur Deine Gestalten vorbeidefiliren, das Publikum liebt das Schattenspiel und lebt ja selbst in der Schattenwelt. Seitdem unser Himrath die Materie wegdemonstrirt und nur noch die Kraft zum Erscheinen übrig gelassen hat, so brauchen wir keine dicke körperliche Gestalten mehr. Je unkörperlicher, desto reiner die Erscheinung.

---

3) Vom 27. Merz 1828.

Ich habe nun auch das Buch: „Wahrnehmungen einer Seherin von Friedrich von Mayer", gelesen und finde viel Treffliches und Herrliches darin. Diese Seherin ist ein Beweis, wie das innere Gefühlsleben sich für die Erkenntnißseite des Menschen aufschließen kann, wenn zugleich ein frommer Sinn und Kenntniß der heiligen Schrift sich hinzugesellen. Es ist voll Sentenzen und thut beinahe geschwätzig damit. Uebrigens kann ich doch versichern, daß mir die H.* noch weit mehr werth ist, als alle diese Sentenzen. Auch bei H. hat sich das Gefühlsleben, in welchem im Grunde Alles verschlossen ist, erst alsdann, nachdem das magnetische Band gelüftet war, gegen die Erkenntnißseite gewendet, und hat uns durch die Darstellung der beiden Kreise und ihrer Wechselwirkung einen Blick in eine Tiefe thun

* Die Seherin von Prevorst.

lassen, welche die Quelle aller jener Sentenzen ist, welche jenes Buch enthält. In die Wahrnehmungen eine Ordnung zu bringen und sie zu einem System zu verarbeiten, würde sehr schwer halten, während die H. uns durch die Anschauung der beiden Kreise schon die ganze Grundlage eines Systems gegeben hat. Allein die erstere Seite der H. ist die Aufhellung eines Zwischenreichs, dessen Erscheinungen, wenn sie uns auch noch so unbedeutend, zum Theil kindisch vorkommen, doch in moralischer und religiöser Beziehung eine tiefe Bedeutung erhalten werden; besonders läßt sich die Wahrheit des Nervengeistes in ein so helles Licht setzen, daß dadurch alle die biblischen Stellen von Wiederauferstehung eines verklärten und unverweslichen Leibes allein ihre Bedeutung erhalten können.

---

4) Vom 18. Mai 1828.

Die Geschichte mit der Gräfin Maldeghem* ist eine herrliche Erscheinung, sie beweist nicht nur die Gewalt der geistigen Correspondenz, sondern auch die Wirkung des Gebets auf eine auffallende Weise. Könnten wir sie mehr zergliedern, wir würden erstaunen über den Zusammenfluß von Bedingungen, unter welchen eine solche Erscheinung möglich wird. Durch die H. correspondirt offenbar eine höhere und tiefere Welt mit uns. Die Polarität sowohl ihrer Lebens- als Seelenkraft muß bei ihr viel weiter aus einander gerückt sein, als bei andern Menschen. Wir sind bloße Indifferenz-Menschen, die vom täglichen Brode sich nähren; allein Christus sagt: Der Mensch lebt nicht allein vom Brode, sondern von einem jeglichen Worte, das aus dem Munde Gottes gehet. Darum sollten wir während des täglichen Berufs

* Siehe die Geschichte der Heilung der Gräfin von Maldeghem in den Eröffnungen der Seherin von Prevorst. I. Theil. S. 163.

unser Leben nicht nur vom Brode, sondern auch vom Worte Gottes zu erhalten suchen. Eine solche Annäherung gibt uns Deine Seherin, welche wirklich zeigt, daß unser Leben eben so gut himmlische als irdische Speisen zu genießen vermag. Auch wir könnten gewiß unsere Polarität weiter aus einander rücken, wenn wir mehr nach himmlischer Speise trachteten, das heißt: wenn wir unser Leben und unsern Beruf so einrichteten, daß wir immer eingedenk wären der tiefern Wahrheiten des göttlichen Worts, so würden unsere Fühlfäden, die immer nur in's Zeitliche eingetaucht sind, sich verlängern und uns vom Ewigen und Unsichtbaren mehr Kunde geben. Ein solcher verlängerter Fühlssinn ist der Glaube, aber wo sind die Menschen, welche glauben? Ich spreche nicht vom dogmatischen Glauben, denn dieser will gescheidt sein und den Glauben selber wieder wissen. Alles Wissen aber kehrt sich nur auf uns selbst zurück. Wenn wir daher einen Gott im Wissen haben wollen, so müssen wir ihn in unsere Begriffe hereinziehen, und dann nimmt er auch die Natur unserer Begriffe an. Glaube mir, das Unendliche und Ewige in den bloßen Begriff aufgenommen, ist ebenso leer und gehaltlos, als es unserem Auge eine bodenlose Tiefe ist. Ganz anders verfährt der verlängerte Fühlssinn, den wir Glauben nennen, er läßt Gott, wo Er ist, das heißt, über alle Begriffe erhaben, und nimmt nicht Gott selbst, sondern nur die Strahlen seiner Offenbarung in sich auf, d. h. er hält sich blos an Christum und sein Evangelium. Aus diesem erhalten wir freilich auch ein Wissen, aber ein solches, das vom Anfang bis zum Ende sich immer dem Glauben unterordnet. Ich nenne den Glauben, der über der Armuth unseres Wissens erst aufgeht, aber den Reichthum des Evangeliums in sich trägt, den wahren lebendigen Glauben, und nach diesem sollen wir trachten.

---

5) Vom 10. Januar 1828.

Daß die Frau H. (die Seherin von Prevorst) die Lebenskraft von Andern einsaugen, und, wie Du es nennst, ein entlehntes Leben führt, so ist doch dieß Leben in keinem Verhältniß mehr mit der Macht der Einflüsse von außen. Eben weil dieß Leben nicht aus der Kraft der Organe geschöpft ist, so ist keine vollständige Ausgleichung zwischen Action und Reaction mehr möglich; sondern ein beständiges, sich immer mehr vermehrendes Deficit, das endlich gegen den Bedarf und Verbrauch ein Minimum wird, und dieß ist der Tod. Die H. zeigt dieß selbst in der Annahme ihrer Lebenszahl, aus der bald mehr, bald weniger Zeit herausfällt, bis endlich der Zeiger auf keine Zeit und Bewegung mehr hinweist, dieß ist in ihrem Lebenskreise der geradegehende Strich, er bedeutet, daß keine Bewegung und mithin keine Zeit mehr seie, sondern die Ewigkeit.

---

6) Vom 7. April 1830.

Der Schlag auf mein Herz ist geschehen, mein liebes Weib ist nicht mehr. Unbezwingbar war ihr Uebel, sie selbst fühlte es seit geraumer Zeit am Besten und bereitete sich mit einem ächten Christenmuth zu dem entscheidenden Schritt. Ihre letzte Stunde hatte viel Belehrendes für mich in Beziehung der Scheidung von Geist, Seele und Leib. Sie starb bis auf den letzten Augenblick mit dem vollsten Bewußtsein — ein Beweis, daß Seele und Geist sich zugleich vom Leibe trennten. Als die Momente dieser Trennung heranrückten und das Band schon halb gelöst war, sagte sie zu uns: der Herr ist mir nahe. Zuletzt, wo sie nur noch stammeln konnte, sagte sie: „Der Erlöser und Heiland ruft mich zu sich,“ und mit diesen Worten verschied sie.

Schon vor zehn Tagen sagte sie zu uns, wie sehr freue

ich mich, die Ostern im Himmel feiern zu dürfen; — wie schön gewährt wurde ihr diese Freude? Und vor vier Tagen sagte sie: Wenn die Morgensonne aufgeht, gehe ich unter. Sie starb heute am 7. April Morgens 5½ Uhr, wo beinahe die Kalender-Rechnung damit zutrifft.

---

7) Vom 14. November 1834.

Ich antworte nur auf eine ächte Kritik, wie man sie bei **Menzel** findet, aber nicht in den politischen Tagblättern. Ich lese kein anderes Tagblatt, als den Merkur, dessen politische Jungfrauschaft mich schon seit vierzig Jahren fesselt, und die allgemeine Zeitung, aber nicht in den raisonnirenden Artikeln, sondern nur in gewissen Thatsachen, die ich selbst auslege und an mein System anreihe. Jeder glaubt wirklich der Repräsentant der öffentlichen Meinung zu sein, und doch ist sein Ausspruch weiter nichts als der Schrei der augenblicklichen Aufwallung, die er beim Lesen einer Schrift empfindet.

Die Aufklärung, deren Acker ich auch eine Zeit lang gepflügt, ist doch nichts anderes, als eine vornehme Ignoranz, der es, wie Plato sagt, beständig an den Schultern juckt, die Flügel zu schlagen, die aber sich nicht über den Boden zu erheben vermag. Sie treibt die meisten Pfifferlinge in dieser Welt, die nach jedem Regenschauer tausendweis aufschießen, aber am Licht der Sonne wieder vergehen. So auch der liberale Herr, der die Censur gegen uns auffordert. Ich betrachte die Sphäre solcher Urtheile, wie den Hintertheil einer Dresch-Maschine, wo die Leute sehr geschäftig sind, das Stroh zu sammeln, während die Aehren vornen abfallen. So ist es mit den Tagblättern, sie sammeln bloß das Stroh Deines Buchs, aber kennen die Aehren nicht. Da halte ich es lieber mit dem wackern Freunde Spleiß von Schaffhausen, der in dem großen Versammlungssaal der

europäischen Zunftlade zu Stuttgart das geistige Intermezzo gab. Er wies die Naturforscher auf die Schriftforschung hin und zeigte, daß die wahre Natur in der Schrift und die wahre Schrift in der Natur zu finden sei. Er mahnte unsere Kräutersucher an eine himmlische Botanik, wo die Blumen nicht verwelken, sondern aus ihrer Asche wieder aufstehen, wozu er das Recept angab. Du hast ihm Bravo gerufen, aber schwerlich haben's die Andern verstanden, wo es hinaus wolle. Laß uns, Freund! mit Spleiß botanisiren, wo die exotischen Gewächse einer andern Sphäre stehen und bald als Scheusale, bald als Ideale aufschießen. Es sind freilich nur Wenige, die mit uns in das Reich der Unnatur hinab- und in das Reich der Uebernatur hinaufsteigen. Die Meisten beriechen bloß die irdischen Blumenbeete, legen ihre Eier in die Tagblätter und schaukeln auf den leichten Wellen des Lebens herum, ohne zu wissen, daß ihr Schiffchen in das finstere Land treibt. Diese Finsterniß lehrt allerdings Dein Buch, aber es lehrt zugleich auch, wie man sich davor hüten solle. Dieß kommt dem Weltmenschen ungelegen, und ebenso auch den modernen Theologen und Philosophen, welche sich schon nahe daran glaubten, das Farbenbild ihrer Aufklärung zwischen den Satan und Christus hineinzustellen, und diese Extreme wie die zwei äußersten Farben ihres Regenbogens abzuspiegeln.

Was hat denn Dein Buch verbrochen? Es gibt in einem Theil bloße Thatsachen, die wir mit ansahen, im andern Theil gibt es Reflexionen, um die Möglichkeit dieser Erscheinungen zu erklären. Was gibt's denn hier zu verbieten? So lange die Kunst nicht erfunden ist, das Geschehene ungeschehen zu machen, und den wissenschaftlichen Geist als Modehändler auf die Jahrmärkte der Aufklärung zu schicken, so lange wird auch die Freiheit der Rede bestehen.

Uebrigens sind mir diejenigen, welche die Thatsachen läugnen, noch lieber, als jene Abart von Skeptiker, welche

in Allem Visionen und Täuschungen sehen, wie ich selbst einmal einem solchen Skeptiker in folgendem Gespräch zuhörte:

A. Die Thiere fressen Knochen. B. Kein Thier frißt Knochen. A. Ich sehe meinen Hund täglich fressen. B. Bloße Augentäuschung. A. Ich höre ihn die Knochen zermalmen. B. Bloße Ohrentäuschung. A. Man sieht, wie sie die Knochen verschlucken. B. Bloßes Spiel der Schlundmuskeln. A. Warum stehlen denn die Hunde die Knochen? B. Aus bloßem Zeitvertreib. A. Warum hat denn mein Hund Ihnen letzthin Ihren Braten gestohlen? B. Das war unverschämt, aber wir müssen distinguiren. Der Hund frißt Fleisch, aber keine Knochen. Ich aber meine, wie man den Aerzten das Beobachten und den Schriftstellern das Schreiben verbieten kann, so sollte man dem Hunde auch das Fleischfressen verbieten.

---

8) Vom 7. Juli 1830.

Der Unterschied zwischen Magnetismus und Magismus beruht für mich auf physischem Grund. Was zur verschlossenen und bei den Seherinnen sich öffnenden Tiefe des Gefühllebens der Seele gehört, rechne ich noch zum Magnetismus; was hingegen zum Centrum des Geistes und zur Höhe des geistigen Schauens, wo die Gnadensonne hereinleuchtet, gehört, das rechne ich zum Magismus. Wo diese Höhe ist, ist allerdings auch jene Tiefe, aber umgekehrt gilt es nicht. Es verlaufen eine Menge magnetischer Geschichten, wo auch nicht einmal jene Höhe erreicht wird.

---

9) Vom 20. Juni 1833.

Nun mußt Du auch von der alten Literatur der Hexen- und Teufelsgesindel hören. Infortunatus, Vallesius, Codranchius

und Delirius ist das Hexen- und Teufelsgesindel ganz systematisch geordnet, in allen Richtungen verfolgt, mit allen Citaten von Plato an durch Kirchenväter und die römische Kirche hindurch bis auf die Zeit gedachter Schriftsteller versehen, und mit so vielen Beispielen aus allen Zonen belegt, daß man fast glauben muß, der Teufel spiele eine größere Rolle in der Welt, als der gesunde Menschenverstand. Viel Lug und Trug steckt unter Wahrem, aber es ist schwer zu sichten, weil Unglaubliches mit Glaublichem so sehr vermischt ist, daß wir immer versucht sind, beides mit einander zu verwerfen oder anzunehmen. Es ist ein wahrer Augias-Stall, der einen Herkules verlangt. Wer mag wohl glauben, wie hier erzählt ist, daß ein Magus den andern in einer Wette, wer der stärkere sei, mit Haut und Haar völlig aufgefressen habe? Die Sucht, Alles, ja selbst den blanken Unsinn, der sich je in der Geschichte seiner Repräsentanten fand, in die Bücher aufzunehmen, macht die Critik für die wirklichen Thatsachen so schwer. Unsere Aufklärungszeit hat zwar dieß Alles verwischt, und das Kind mit dem Bad ausgeschüttet, aber sie hat das Gute gebracht, daß die Critik der Thatsachen strenger jetzt sichtet, als es in jenen obscuren Jahrhunderten der Fall war. Thatsache bleibt ewig Thatsache und ist unabhängig von Zeit, Ort und Meinung. Ist sie von der Art, daß sie unsere Erklärung übersteigt, so haben wir kein Recht, sie zu verwerfen, vielmehr müssen wir unsere Erklärung zu ihr erheben, und wer dieß nicht kann, der halte die Hand auf den Mund und bescheide sich, nicht zu urtheilen. Delirius hat allein drei dicke Bände darüber geschrieben, und gewiß Alles gesammelt, was vor ihm geschrieben war.

Was ich über den Zauber sage, ist erstlich sehr kurz, und zweitens unverfänglich. Ich führe bloß den theoretischen Satz durch, daß eine Vergegenwärtigung der Seele in einem nicht sichtbaren atomischen Scheinkörper an fernen Orten möglich sei, und daß diese Vergegenwärtigung sowohl an der Grenze der Unnatur als dämonische Wirkung, als an der

Grenze der Uebernatur, wie bei der Verklärung der Somnambülen, stattfinden kann.

---

10) Vom 1. September 1833.

Wenn ich ein armes Thier mit Fluchen und Peitschenhieben martern sehe, geht mir immer ein Stich durch's Herz, und dieß hat seine Bedeutung für die arme Seele des Quälers. Denn sicher macht der Wirth zur Pforte der Hölle bei jedem Fluch und Peitschenhieb einen Strich an die schwarze Tafel; kommt dann die arme Seele, so schiebt er ihr die Rechnung in's Herz hinein, und dann dringen alle die Flüche und Peitschenhiebe von einem heraus und treiben und jagen die Seele, als Roß figurirt, unaufhörlich auf den höllischen Feldern herum, und es ist keine Ruhe Tag und Nacht, bis die Flüche und Peitschenhiebe alle heraus sind. Dieser Zustand ist gewiß keine bloße Vision von mir, es gehört zum göttlichen Strafrecht, und steht sonnenklar in der Bergpredigt: „Mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr wieder gerichtet werden, und mit welcherlei Maaß ihr messet, wird euch gemessen werden."

Wie gut wäre es, wenn die Pfarrer den Bauern, die ihre Thiere schänden, bei Gelegenheit der Auslegung dieser Verse einen solchen Zustand recht eindringlich schilderten und zeigten, daß nichts verloren gehe, sondern jeder Fluch und Peitschenhieb sich gegen sie selbst kehre, und sich an ihnen doppelt bezahlt mache, wie es in der Offenbarung heißt: „Gebt ihr (der armen Seele) ihre Werke zwiefältig wieder heim."

---

11) Vom 19. Januar 1846.

(In diesem Briefe erzählt Eschenmayer die gelungene magisch-magnetische Kur eines besessenen Mädchens durch den

von mir auch früher in derlei Krankheiten gebrauchten Dürr von Kirchheim, bei dem die Kraft durch magisch-magnetisches Einwirken so lange andauerte, bis er sich dem Trunke ergab, allerdings aber auch zum Theil dadurch verführt, daß er seine Nerven durch Ausübung jener Heilungen sehr geschwächt hatte.)

Dürr erzählte mir von der Kur eines besessenen Mädchens in Vaihingen auf den Fildern, mit dem Beisatz, daß ihn dieser Fall sehr mitgenommen habe. Da ich auf seine neueren Kuren wenig Vertrauen setzte, und seine Erzählung wie gewöhnlich confus war, so ließ ich die Sache vor Ohren gehen. Ich wurde aber nachher von der Wahrheit der Kur überzeugt, indem das geheilte Mädchen und ihre ältere Schwester, welche den schon kranken Dürr besuchten, auch zu mir kamen und mir die Geschichte der Krankheit und ihrer Heilung sehr genau erzählten. Es sind viele merkwürdige Umstände darin, aber ich will Dir nur die Hauptmomente erzählen.

Das 14jährige Mädchen wurde von einer Krankheit befallen, die sich anfangs bei jedem Genuß von Speise in einem heftigen Aufstoßen, Würgen und Erbrechen des Genossenen, mit sonderbaren Tönen vermischt, äußerte.

Der Gebrauch der Arzneien half nichts, so daß Dr. Ulmer mit dem Schultheißen des Orts in Hinsicht der Mittellosigkeit der Eltern um Aufnahme des Mädchens in das Catharinen-Hospital bat, was auch bewilligt wurde. Es wurden nun viele Versuche mit dem Mädchen gemacht, aber Alles umsonst. Der dasige Arzt untersuchte die Krankheit und war Zeuge der sonderbaren Zufälle. Nach 42 Tagen wurde das Mädchen ungeheilt nach Haus gelassen, wo das Uebel in heftige Ausbrüche, wie bei einer Tobsucht, überging, in der das schwache sieche Mädchen eine ungeheure Stärke äußerte. In dieser Zeit wurde Dürr um Rath gefragt. Der Vater brachte das Mädchen selbst hieher.

Bei dem ersten Angriffe trat das Dämonische heraus,

und gab sich in dreierlei Stimmen kund, wovon jede sich für eine verstorbene, dem Dorfe wohlbekannte Person ausgab. Nach diesem Erfund ließ Dürr das Mädchen wieder heimziehen und ging nachher selbst dahin, um den Exorcismus vorzunehmen. Nach einem dreitägigen Kampf gelang es ihm, das Mädchen von allen ihren Zufällen zu befreien. Nur blieb noch einige Zeit ein dem Somnambulismus ähnlicher Zustand zurück, in welchem das Mädchen in Schläfe verfiel, die sie jedesmal voraussagte, Visionen hatte, mit Engeln in Verkehr kam und von diesen in höhere und tiefere Sphären geführt wurde. Wo das Mädchen hier war, hatte auch dieser Zustand nachgelassen, und mir schien es gänzlich hergestellt. So hat nun dieser räthselhafte Mensch mit seinem Ende die Wahrheit einer Kraft besiegelt, die die Welt nicht glauben will, und die ihm nichts als Spott, Verläumdung und Verfolgung zuzog. Er hinterläßt seine Frau und seine Kinder in bitterer Armuth. Selbst zu den Leichenkosten mußte ich beisteuern. Noch wenige Tage vor seinem Tode reichte ihm Decan Bahnmaier das Abendmahl. Es war dieß zugleich ein Act der Versöhnung mit ihm, was mich sehr freut. Wir mögen nun über diesen seltsamen Mann urtheilen, wie wir wollen, das viele Gelungene von ihm können wir nicht läugnen, und dieß müssen wir seiner starken, theils magnetischen, theils magischen Glaubenskraft zuschreiben. Das viele Mißlungene hingegen ist kein Beweis von Mangel dieser Kraft, es kann seinen Grund in ganz anderen Beziehungen haben, die wir nicht ergründen können; der Herr hilft nicht immer, wenn wir auch mit aller Kraft des Willens und Glaubens das Werk beginnen, und dazu hat Er gewiß seine weisen Absichten, die wir zwar nicht kennen, aber ehren sollen. Ich kenne gegenwärtig sechs weibliche Personen, bei welchen der Exorcismus zwar die Natur der Krankheit entschieden an den Tag brachte, aber nicht heilte. Darüber ließe sich viel reden, ohne zum Ende zu kommen. Jenes Arztes Kuren mit dem Stecken der Schulmeister beweisen bloß, daß die Dämonen

noch mitleidiger sind, als solche Aerzte, und lieber von den Kindern weichen, als sie der Tyrannei solcher Menschen aussetzen. Die oben erzählte Geschichte des Mädchens widerlegt all das dumme Geschwätz von der Annahme einer Krankheit, die aus einem boshaften Nervensystem hervorgehe.

---

12) Vom 4. August 1838.

Du hast recht, der Magnetismus und der homöopathische Dynamismus grenzen nahe zusammen und erkennen zuletzt ein Princip. Ich bin bereits über die schwierigsten Punkte hinweg und habe sie der Idee des Lebens angepaßt. Offenbar wirkt der qualitative Geist auf magnetische Weise, wie ein Ferment, das sich Alles zu assimiliren strebt, da hingegen in der massenhaften Zubereitung der Arzneien der Geist gelähmt und erstickt wird. Wohl hatte die Seherin recht, wenn sie diesen qualitativen Geist aus allen Substanzen herausfühlte, er ist es allein, was heilend wirkt. Zuletzt muß die Arzneikunst doch zum Magnetismus zurück und sich Raths bei ihm erholen. Der Doktorhut wird überhaupt in nicht später Zeit einen magnetischen Zuschnitt erhalten.

Auf der Alma (Tübingen), wo die Perücken noch nicht lange abgelegt sind, tragen die Pillenschachteln, die Kräuterpressen und die dickleibigen Mixturen noch den Sieg davon. Mit einem Milliontel Gran eine baumstarke Maschine kuriren wollen, heißen diese Männer eine Narrheit und erlauben sich wohl auch die Ironie, daß es die Homöopathen noch so weit bringen werden, die Leute in dem tausendsten Theil eines Wassertropfens baden zu lernen.

---

13) Vom 28. September 1839.

Das Magische, was manche Erscheinungen des Lebensmagnetismus an sich tragen, wird uns nicht nur auf eine

höhere Physiologie führen, sondern auch auf übrigens gesetzmäßige Verbindungen mit höhern Wesen leiten. Der wachende Mensch hat nur in den stillen Augenblicken der innigsten Selbstbeschauung eine Ahnung davon, der von der organischen Fessel mehr losgebundenen Psyche (es ist das, was die Seherin Geist nennt) hingegen ist diese höhere Verbindung mehr aufgeschlossen. Es kommt mir immer vor, als seien die Somnambülen da, um uns an die Wahrheit der Christus-Lehre zu erinnern, welche in den reinsten und einfachsten Zügen für diese höhere Gemeinschaft uns befähigen lehrt.

---

14) Vom 21. April 1840.

Der Tod deines lieben Bruders wird alle schmerzen, die ihn näher kannten. Selten ist der Glaube bei einem Kriegshelden, der im Waffengetümmel erzogen ist, aber ebendaher um so achtungswürdiger. Ich habe ihn lieb gehabt, weil er ein aufrichtiger, biederer, besonnener, für alles Gute empfänglicher und auch den Mysterien unserer Zeit zugänglicher Freund war. Es that mir immer wohl, frei mit ihm von Dingen reden zu können, welche die Welt belacht, weil sie dieselbe nicht begreift, obgleich sie ihr als Thatsachen fast täglich aufgedrungen werden.

Als Mathematiker liebte er klare Sätze und Beweise, und überließ den Glasköpfen, wie du sie nennst, die Hypothesen, als Verehrer der Religion wußte er aber auch, daß es transcendente Größen gibt, für die wir keine Gleichung haben. Diese mystischen Größen sah er bei dir nicht wie ein bloßer Gaffer, wie sie in dein Haus kommen, sondern als Forscher, dem es um thatsächliche Wahrheit zu thun ist. Dein Bruder dachte nicht wie Hegel, welcher den Satz aufstellt: „Der wahre christliche Glaubensinhalt ist nicht durch Geschichte und die sinnlichen Begebenheiten, wie der Wunder,

Auferstehung, Himmelfahrt, sondern durch Philosophie zu rechtfertigen." Dein Bruder dachte vielmehr, der Philosoph müsse sich nach der sinnlichen Beglaubigung richten, und das, was das Auge sehe, das Ohr höre und der verständige Sinn vernehme, müsse der Maßstab unseres Urtheils werden. Widerspreche eine beglaubigte Thatsache oder Begebenheit irgend einer angenommenen Theorie des Philosophen, so dürfe nicht die Thatsache, sondern die Theorie müsse aufgegeben werden." Und dieß ist der wahre Sinn, den freilich unsere kritischen Schalksknechte nicht haben.

Dich trifft freilich der Verlust eines solchen Bruders dreifach, weßwegen ich dich auch bedaure, Ihn wollen wir den Frieden des Herzens gönnen, den Er jetzt gefunden hat.

Der Magnetismus hat seine Extravaganzen, in welchen er in die böse Magie umschlägt, und dieses müssen wir verhindern und dagegen zu warnen suchen. N. N. war bei mir, sein auch magnetisirender Freund konnte nicht abkommen. Er erzählte mir außerordentliche magnetische Wirkungen, die diese zwei junge kräftige Männer immer noch mehr auf die Spitze zu treiben suchen. Aber eben hier liegt die Gefahr, daß sie auch in die böse Magie gerathen können, ohne es zu wollen. N. N. sprach von Bannen, Sichunsichtbarmachen, Aufheben der Schwere, um auf dem Wasser gehen zu können; eine Art Hexenprobe. Lauter Dinge, die ehemals zur Schwarzkunst gehörten. Es ist kein Zweifel, daß die Naturkräfte auf eine ungeheure Weise durch Combination gesteigert werden können, was Wir ja selbst schon in den Eisenbahnen, Telegraphen und andern Erscheinungen erleben. Die stärkste Potenz aber ist doch der Nervengeist und in diesem Gebiet, das der Magnetismus uns geöffnet hat, mögen allerdings noch manche Eroberungen gemacht werden, die uns wunderbar erscheinen, weil wir sie nicht mehr unter die gewöhnliche physischen und organischen Gesetze bringen können. Ich erinnere mich noch gut, wie die Seherin einmal zu uns sagte: „Ihr wisset nicht, was für eine Kraft der Schöpfer in euch

gelegt hat. Würdet ihr damit haushalten, sie schonen und nicht vergeuden in sinnlichen Begierden und Genüssen aller Art, so würdet ihr große Dinge damit verrichten können." Die Seherin meinte den Nervengeist und sie hat Recht. Wir leben so verschwenderisch mit ihm, daß er ganz unserer Sinnlichkeit unterthan wird und seine ursprüngliche Kraft nicht äußern kann. Der Nervengeist umkleidet die Seele auch nach dem Tode und alle Wirkungen, welche der böse oder gute Geist ausübt, geschehen durch ihn. Dadurch aber, daß er im Tode von der Materie entbunden wird, vermehrt sich seine Kraft und Geschwindigkeit auf eine unglaubliche Weise. Die Hauptsache aber ist, daß sowohl die böse als die gute Macht sich diese Kraft noch im Leben unterwerfen kann. Von der bösen Macht geschieht es in dem Zauber, in den Besitzungen und Lügengeistern. Von der guten Macht geschicht es in den magnetischen Heilungen, in den Ekstasen und in den Schutzgeistern.

Wir sehen aber hier, daß vielleicht diese Verwandtschaft mit dem Nervengeist uns in die Irre führen kann, wenn wir nicht auf unserer Hut sind. Da sich der Satan in einen Engel des Lichts verstalten kann, so können wir oft glauben, wir seien in einem guten Thun begriffen, während wir aber von lauter Lügengeistern umgeben sind, die uns oft durch ihre Kräfte etwas Wunderbares gelingen lassen, wovon wir glauben, wir hätten es bloß mit unschuldigen Naturkräften zu thun. Die Gefahr, sich auf diese Art zu versteigen, ist nicht gering, und man kann nicht genug davor warnen. Ein Beispiel davon sind eben die Geistercitationen, die in dem recensirten Buche stehen. Wer das christliche Princip nicht zum Schutze hat, wird leicht eine Beute des Satans.

Niemand weiß besser die scheinbare Magie der Naturkräfte zu benützen, als der Satan durch seine Verbündete. Schlage nur die Stellen auf, 1) Matth. 24, 24. 2) Offenbarung 13, 11—17 und 19, 20.

Da wirst Du finden, wie der Satan die Naturkräfte

zu Zeichen und Wundern zu benützen versteht, um die Menschen zu verführen.

---

15) Vom 24. Mai 1840.

Lieber! Der Glaube will eine eigene Verfassung im Menschen, die aber unter Tausenden kaum Einer in sich hervorbringen kann. Wir alle gehen durch eine heillose Schule hindurch, welche den Menschen recht viel aus sich selbst zu machen lehrt, so daß sein Vertrauen auf Kunst und Wissen größer wird, als sein Vertrauen auf Gott. Gelingt es dem Menschen auch nachher, das Wissen durch den Glauben zu überwinden, so kann dieser doch nie mehr zu jener Kindlichkeit zurückkehren, welche keine Zweifel kennt und die Möglichkeit des Andersseins ausschließt.

Jener inhaltschwere Spruch: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Reich Gottes kommen," spricht uns Allen das Urtheil. Das Kind will nichts für sich sein und hat einen unbedingten Glauben an seinen Vater, anders aber wird es schon im Knaben und noch mehr im Jüngling und Mann, sie wollen Alles aus sich sein. Dahin führt unsere Erziehung mit dem prahlerischen Reichthum des Wissens. Darum muß jenseits eine umgekehrte Methode sein, welche uns die Armuth unsers Wissens und den Reichthum des Glaubens lehrt. Wir müssen wieder Kinder im Glauben werden, um des Gottes-Reiches fähig zu sein. Ich gebe keinem das Vorrecht, daß er mehr von den Wahrheiten der christlichen Religion überzeugt und mehr eifrig sei, den Geist aus dem Buchstaben des Worts zu ziehen, als ich, und doch fehlt mir jener kindliche Glaube, welcher alle Sorgen auf den Herrn wirft, und in Gott täglich den Vater erkennt, dem wir beim Reichthum unbedingt vertrauen sollen. Darum wirken wir auch nichts mehr durch den Glauben. In Gasner war an die Kraft des Namens Jesu ein solcher Glaube, daß ihm das Gegentheil unmöglich schien, und dar-

um war ihm auch vergönnt, die Wunderkraft desselben vor unsern Augen zu zeigen, was vor ihm und nach ihm keiner mehr leisten konnte. Es mag allerdings sein, daß in solchem Grade, wie bei Gasner, der Glaube eine Gabe des Geistes ist, und daß er als Werkzeug dazu ausersehen war, aber dennoch müssen wir annehmen, daß Christus an alle Glaubige jene Worte gesprochen hat, welche Mark. C. 16. V. 17 und 18 stehen. Der Glaube sollte ein starker Baum in uns sein und allen Stürmen Trotz bieten. Er ist aber nur eine schwanke Gerte, die von jedem Winde hin und her geweht wird. Doch ist es schon gewonnen, wenn das Reis Wurzel faßt, um einst als Baum zu erstarken, aber verloren ist es, wenn auch das Reis fehlt, weil, wo kein Reis gepflanzt wird, auch kein Baum werden kann.

---

16) Vom 16. Oktober 1836

schrieb Eschenmayer, nachdem er den Lehrstuhl in Tübingen verlassen und sich nach Kirchheim zurückgezogen hatte:

„Wir beide taugten nicht mehr für einander. Seitdem ich gelernt habe, daß der Welt Weisheit Thorheit bei Gott ist und umgekehrt, daß die göttliche Weisheit Thorheit bei den Menschen ist, seitdem war ich entschieden, mich von der Universität zu trennen, sobald es sein könnte. Dieser Zeitpunkt ist mit meinem Dienst und Lebensalter eingetreten, und nun werde ich mich der wenigen Jahre noch freuen, die mir der Himmel vergönnen will.“

---

17) Vom 11. Juni 1847.

Ich stehe schon lange müßig am Markte und wartete auf den Ruf in ein besseres Reich.

Nächsten Monat trete ich in mein 80stes Jahr. Eine

lange Erfahrung liegt hinter mir, die jedenfalls bessere Zeiten enthält, als die sind, welche uns von allen Seiten bedrohen. Schmerz und Empörung ergreift mich, wenn ich den allgemeinen Abfall wie eine Meeresfluth hereinbrechen sehe, und die am Ruder stehenden Menschen nur als müßige Zuschauer erblicke, statt daß sie die Risse des Dammes zustopfen sollten.

Das Schicksal hält jetzt noch die vier Ungeheuer, Schwert, Pest, Theurung und Revolution gefangen in sich; aber ein Blitzstrahl von oben wird das Gefängniß öffnen, und sie werden die halbe Welt umkehren. Denn die Sünde des Abfalls schreit zum Himmel und Gott gedenkt ihrer Frevel.

---

18) Vom 24. Dezember 1847.

Ich stehe jetzt im 80sten Jahr. Mein Geist will des Mannes Alter noch nicht aufgeben, doch sind seine Ausläufe wenig mehr auf diese Welt gestellt. Mehrere kurze Abhandlungen der Schilderung unserer Zeit in Beziehung auf Zukunft gewidmet, liegen im Pult, sollen aber erst nach meinem Hingang an's Tageslicht kommen. Meine Forschungen haben mich zum Propheten gemacht, welcher die Leute vor dem nahen Abfall vom Christenthum warnen und ihnen die Zeichen vergegenwärtigen soll, an welchen sie die antichristischen Stürme, die uns bevorstehen, erkennen können.

---

19) Vom 7. Juni 1852.

(Dieser Brief wurde von Eschenmayer an meinen Sohn Theobald in Stuttgart geschrieben, dem er das von der Seherin von Prevorst angegebene und von ihr Eschenmayer hinterlassene magnetische Paquet zum Geschenk gemacht hatte. In der Geschichte der Seherin von Prevorst ist dieses Paquet näher beschrieben und eine Zeichnung desselben mitgetheilt.)

Das magnetische Paquet folgt in drei besondern Stücken,

1) der Ständer, 2) die Stäbe und 3) der Glascylinder in einem Kästchen. Die Zusammensetzung wirst Du leicht finden und die Anwendung geschieht nach den gewöhnlichen Regeln. Es wird mich freuen, wenn das sinnreiche Werk der Seherin, welche in die geheimen Tiefen des menschlichen Organismus schaute, unter deiner Hand heilend und lindernd wirkt. Es wird sich zeigen, ob es nicht auch einen vegetabilischen Geist gibt, der so gut wie der mineralische durch solche Verrichtungen aufgeschlossen und eingepflanzt werden kann. Für hysterische Zufälle und Nervenanomalien wird es immer wohlthätig wirken. Das magnetische Wasser kannst Du auch in chronischen Ausschlägen und offenen Schäden anwenden.

Für die Grüße von Schubert und Ennemoser, die Du von Deiner schönen Reise mir überbringst, danke ich. Schubert ist der vielseitigste Geist, der wenige Seines gleichen hat, und Ennemoser ist der Heros für den Magnetismus, der ihn in seiner geistigen Seite besser zu erklären versteht, als die französischen Charlatane, die ihn mit Hülfe der Lügengeister zuletzt zur Schwarzkunst benützen.

Der Winter ist bis jetzt gut an mir vorübergegangen, denn in meinem Puppenleben können mir die Wetterstürme wenig anhaben. Auch mein Geist verliert seine Schwungfedern, er flattert nur noch, jedoch in einer Region, wo es ihm wohl ist und wo ihn der Weltgeist, der sein Nest auf alle Schlösser, Kirchen, Rathhäuser und Eisenbahnen aufgebaut hat, wenig berührt. Das Jahr 1852, in welchem ich übrigens meinen Abschied ahne, wird ein sehr ernstes werden.

---

20) Vom 26. November 1852

erhielt ich nachstehenden Brief über Eschenmayers letzten Tage von einer ihm in seinem Alter viele Jahre mit Treue beigestandenen und ihn sorglich gepflegten Anverwandtin. Ich theile ihn hier mit Folgendem mit.

Der letzte Sonntag war noch ein feierlicher und gesegneter Tag, den ich nie vergessen werde. Da empfing er noch das heilige Abendmahl, wo auch ich Antheil nehmen durfte. Das war ein schöner Genuß. Ein wahrer Gottesfriede umgab uns in dieser ernsten Stunde, aber noch nicht glaubte ich damals, daß seine Auflösung so nahe wäre, er selbst hat dieses nicht gedacht, denn am folgenden Montag sagte er bald des Vormittags, er wolle aufstehen, worüber ich erschrocken bin, weil ich wohl sah, wie schwach und angegriffen der gute Mann war, allein wir führten es dennoch aus, aber nicht lange konnte er dieß ertragen, und somit verlangte er auch bald wieder in das Bett, und leider zum letztenmal. Er bekam dann noch manche Besuche des Nachmittags, sprach aber wenig mehr, und von Abends 7 Uhr an gieng es in ein Schlummern über, und mit diesem war abwechselnd auch das Bewußtsein verschwunden. Bald fieng der Todeskampf an und die Seele löste sich mehr und mehr von dem Körper, bis endlich der heiße Kampf vollbracht war, und der Herr seinen treuen Streiter zu sich nahm, wo er nun schauen darf, was er geglaubt und dem er gelebt hat. Wie herrlich wird es sein! Gott segne ihn tausendmal und schenke uns allen die Gnade, daß wir ihm nachwandeln und nachstreben lernen, um auch wieder mit ihm vereinigt zu werden im bessern Leben.

Ueber das Gebet für Verstorbene.

Schon vor längerer Zeit, als ich das für alle Klassen von Lesern, insbesondere aber für junge Theologen, sehr belehrende, gehaltreiche und daher empfehlenswerthe Werkchen: „Hilmar Ernst Rauschenbusch, weiland Pastor der

evangelisch-lutherischen Gemeinde Elberfeld, in seinem Leben und Wirken dargestellt ꝛc. und herausgegeben von W. Leipoldt, Pastor der evangelischen Gemeinde Unterbarmen. Barmen, 1840. Bei Joh. Friedr. Steinhaus;" — durchlas, stieß ich unter Anderem auch auf nachstehende, höchst interessante Bemerkungen des am 10. Juni 1815 in hohem Alter, nach vierundvierzigjähriger gesegneter Amtsführung, selig verschiedenen H. E. Rauschenbusch, über das Beten für Verstorbene, erläutert durch einige liebliche Anekdoten; und da mir vor kurzer Zeit das Buch wieder zur Hand kam und ich es abermals mit Segen durchlas, kam mir der Gedanke, diese Bemerkungen des seligen Mannes für's Magikon auszuziehen und dieselben mit noch einem weiteren Auszug aus dem letzten Schriftchen des im November vorigen Jahrs selig vollendeten Herrn Professors, Dr. v. Eschenmayer, zu begleiten, insofern beide Zeugnisse sich auf das Gebet für Verstorbene beziehen und die Urtheile über diese Sache in die Schranken einer nüchternen Beobachtung und Reflexion verweisen.

Hinsichtlich des Ersteren möchte ich nur für solche Leser, welche mit dem seligen Rauschenbusch, oder mit dem obengenannten Schriftchen nicht bekannt sind, zum Voraus bemerken, daß R. in seinem ganzen Leben und Wirken ein praktischer Mann war, der sich mit bloßen Theorien wenig oder nicht befaßte, und weder selbst Geisterseher, noch ein eigentlicher Freund von Geisterseherei war. Dennoch konnte und wollte er sich gut begründeten Thatsachen dieser Art nicht widersetzen, und ließ sich auch durch die h. Schrift sowohl als durch solche Thatsachen von dem Leben Jenseits solche Erkenntnisse beibringen, welche Vielen, die etwa noch allerlei Vorurtheile dagegen hegen, zum Muster einer männlichen Beurtheilung solcher Dinge dienen können. Nun zum Auszuge.

„Rauschenbusch wurde oft gefragt, ob man auch für Verstorbene beten dürfe? besonders von solchen, deren Verwandte,

so viel ihnen bekannt geworden, nicht im Glauben an den HErrn hinübergegangen waren. Die Meisten bezweifelten oder verneinten diese Frage. Er pflegte zu sagen: Man müsse erst wirklich von Herzen bekümmert um die Seligkeit der Seinigen geworden sein, und es gefühlt haben, was der Zweifel daran sei, so werde Einem die Sache aus der lebendigen Erfahrung klar werden — daß die Bibel solch Gebet nirgend verbiete; daß sie uns anweise, in allem Anliegen zu beten; daß man mit solchem Herzensbekümmerniß sich ja auch nirgend anders wohin zu wenden wisse, als zu Dem, deß die Seelen alle seien, — daß die heißen Fürbitten auch in die andere Welt hinüber, schon als Lichtkräfte, nur als segensreich wirken könnten. Es kam einst eine junge weibliche Person zu ihm, deren Schwester gestorben war, noch in der Frische ihres Lebens, und als sie kaum ein ersehntes Ziel des Wohlergehens nach vielen Prüfungen erreicht hatte.

Sie war sehr nachdenkend über das jetzige Schicksal der Verstorbenen, und bat R., ihrem Herzen doch etwas Beruhigendes zu sagen. Er antwortete: daß solche frühe Todesfälle ihm immer vortheilhaft für die Abgeschiedenen geschienen, daß wir uns ja fest auf die Treue des Herrn über jede einzelne Seele verlassen dürften, die er mit seinem Blute erkauft habe, und wenn er nun ihr irdisches Leben abkürze, da er ihr ja einen längeren Gnadentag habe schenken können, wenn er gesehen, daß es zu ihrer Rettung nützlicher gewesen, so zeige er dadurch gewissermaßen, daß er sie in dieser Welt nicht weiter zu bringen wisse, daß ein längeres Bleiben hienieden ihr eher gefährlich werden könnte für ihre ewige Errettung; daß sie ein Raub der Sünde, der Welt und des Satans hätte werden können bei Versuchungen, die ihr bevorstanden, — und daß die gegenwärtigen Einflüsse jetzt eher zum Ziele mit ihr führen würden. Er suche ein so abgekürztes Leben nicht nach diesem einzelnen Moment, sondern im Zusammenhang des ganzen Daseins und der Bestimmung für jene Welt aufzufassen, wie Gott es hier in der Vorbe-

reitungszeit mit seinem Worte und den heiligen Sakramenten begleitet, und je nach der treuen Anwendung dieser höchsten Darbietungen es dort weiter führen werde.

Einer Mutter, die damals noch keine eigentliche evangelische Klarheit hatte, starb ein Sohn, der ihr durch vielfache Verirrungen unsägliche Leiden gemacht; sie hatte immer noch den meisten Einfluß auf ihn gehabt; dieselbe kam zu R. und äußerte diesem, daß sie sich auch jetzt nach seinem Tode noch nicht aus dem Zusammenhang mit ihm losmachen könne, immerfort für ihn beten müsse, ob sie das nur thun dürfe? — R. rieth ihr, allerdings dem Bedürfniß ihres bedrängten Mutterherzens zu folgen. Sie setzte dieß Jahre lang fort, kam von Zeit zu Zeit und theilte sich R. mit, der dann mit großem Interesse die treue Seele anhörte, und ihre Erfahrungen ehrte, daß sie um das Schicksal ihres Sohnes nur dann ruhig werde, wenn sie ihn an das erbarmende Herz Gottes legte. — Endlich kommt sie auch einmal, und bringt ihm in tiefer Gebeugtheit und rührender Stille die Mittheilung, daß, als sie Abends zuvor zu Bette gelegen und mit heißem Drange an die Rettung ihres Sohnes gedacht, und den Herrn angefleht habe, sie mit Einmal etwas Helles umleuchtet und sie die Worte vernommen: „Mutter, ich bin abgewaschen im Blute des Lammes.“ — Und ein Friede sei nun über ihr ganzes Wesen ausgegossen, wie sie ihn nie empfunden, sie wisse ihr Kind selig, sie brauche nicht mehr darum zu ringen und zu beten — sie sei wie von Neuem geboren, und danke Gott, der sie erlöst habe, und solches Pfand der Erhörung ihr geschenkt. — R. freute sich mit ihr, pries die unendlich mannigfaltigen Wege und Weise des Herrn, sich dem Herzen mitzutheilen, und würde sich später noch mehr gefreut haben, wenn er's erlebt hätte, wie diese Frau, die er so werth achtete, selbst zur lichtvollen Erkenntniß des Evangeliums kam, und im HErrn entschlafen ist.

Es starb einst ein sehr edler Mann in Rs. Gemeine, von dem man nicht sagen konnte, daß er ein Bekehrter ge-

wesen, der sich aber durch sehr viel Gutes und Edles von offenbar fleischlichgesinnten Menschen sichtbar unterschieden und gleichsam in der Mitte gestanden hatte. — Er war so geliebt und geachtet gewesen auch bei gläubigen Menschen, daß man ihm mit Theilnahme in jene Welt nachblickte, und wie denn mit Rauschenbusch solche Gegenstände meistens besprochen wurden, ward er auch hier gefragt: Wo denn solche Geister bleiben würden jenseits, und was er davon hielt? seine Antwort liegt noch von seiner Handschrift vor uns; „Sollte es wohl nicht am besten sein, lautet sie, sich mit dergleichen verwirrenden Fragen, wozu wir gar keine Aufträge von Gott haben, weniger zu beschäftigen, und an den Worten des Apostels genug zu haben: 2 Tim. 2, 19. „Der feste Grund Gottes bestehet, und hat dieses Siegel: Der Herr kennet die Seinen und es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet.“ Denn es mangelt uns hier gewöhnlich an einem ausharrenden und unparteiischen Beobachtungsgeiste. Und wer bei Kranken und Sterbenden oft und mit der nöthigen Prüfung gewesen ist, den hat es die Erfahrung sattsam gelehrt, daß an den Pforten der Ewigkeit Spreu und Weizen, Licht und Finsterniß sich hinlänglich zu scheiden pflegen, und daß bei Denen, welchen Jesus der Grund ihrer Seligkeit war, die sich aber unlauter und träge erfinden ließen, und auf diesem Grunde Holz, Heu und Stoppeln bauten, es so zu ergehen pflegt, wie der Apostel 1 Cor. 3, 16 sagt: „Wird aber Jemandes Werk verbrennen, so wird er deß Schaden leiden, er selbst aber wird selig werden, so doch, als durch's Feuer.“ Der Zusammenhang dieser Stelle zeigt, daß Paulus hier bildlich von der Treue und Untreue in dem Dienst des Evangeliums redet, worüber gewöhnlich in dieser Welt gar unrichtig geurtheilt wird, dessen Werth oder Unwerth aber der Tag klar machen wird; der Tag, wenn Trübsale mit dem Bekenntniß der Wahrheit verbunden sind, und halbirtes Christenthum nicht probehaltig erfunden wird; der Tag, an welchem sich die

Stimme hören läßt: „Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben," wo Mancher dem Schiffsmann gleich sein wird, der nahe vor dem Hafen strandet und all sein Gut wegwirft, um sein Leben retten zu können; der Tag des Gerichts, der kein Tag der Reinigung sein, sondern es offenbaren wird, welcherlei eines jeglichen Werk sei; und wo vor dem Angesichte des allsehenden und gerechten Richters menschlicher Wahn wie im Feuer auflodern und liebthätiger Glaube mit ewigem Gnadenlohn bekrönt werden wird. Wie schwach auch das Fünklein Glauben in meinem Herzen war, und wie ungesehen von Menschen-Augen, wodurch aber Jesus gleichwohl den Zusammenhang mit demselben schon angeknüpft, er wird sich hier im Tode zu ihm bekennen, und dort hinüber, wohin unser Blick nicht mehr reicht."

Wenn ich nun übergehe zu einigen Bemerkungen unsers ehrwürdigen — erst kürzlich in seine himmlische Ruhe eingegangenen Freundes, Herrn Professors v. Eschenmayer, über die gleiche Materie, so muß ich zuvörderst bemerken, daß es um mehrfacher Ursachen willen nicht meine Absicht sein kann, Alles, was derselbe in seinem allerletzten, nur wenige Monate vor seinem seligen Abschied vollendeten Werkchen: „Betrachtungen über den physischen Weltbau, mit Beziehung auf die organischen, moralischen und unsichtbaren Ordnungen der Welt. Heilbronn, Verlag von Albert Scheuerlen. 1852." hievon im Zusammenhang gesagt hat, ausführlich auszuziehen. Ich möchte vielmehr, in Bezug auf das Ganze, auf das Schriftchen selbst verweisen. Doch sei es mir gestattet, den Hauptinhalt seiner hieher gehörigen Bemerkungen kurz anzugeben, und Einiges davon besonders auszuheben, was in näherer Beziehung steht mit unserm angerührten Gegenstand.

Ueber die besondere Absicht dieser seiner letzten Schrift erklärt sich der Selige im Vorwort unter Anderem also:

„Frühere Ideen, die ich schon vor 20 Jahren in einer Schrift: Grundriß der Naturphilosophie bekannt machte, jetzt noch zu berichtigen und Vieles in ein neues Licht zu setzen, war mir im hohen Alter (84. Jahr) noch eine Angelegenheit. Weit entfernt, selbst Astronom zu sein, war ich doch immer ein Verehrer der großen Entdecker am Sternenhimmel und in der Wissenschaft, und ich machte mir bloß die Aufgabe, einerseits die Idee der Natur mit der Erfahrung und den entdeckten Gesetzen in Uebereinstimmung zu bringen, andererseits über die Natur hinaus auf ihren Urheber und Gesetzgeber hinzuweisen.

Wie ich einst meine Studien als Zeitgenosse, Verehrer und Freund Schellings mit der Naturphilosophie anfing, so will ich sie auch, nachdem ich als Lehrer manchen Gang durch das philosophische Gebiet gemacht, damit endigen."

Den Inhalt der Paragraphen 1 bis 50 des Schriftchens, worin er von der organischen und moralischen Ordnung der Welt handelt, dieses Orts ganz übergehend, kommt er von §. 51 an die „unsichtbare Ordnung," welche für die Leser des Magikons besonderes Interesse haben möchte.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen hierüber in §. 51 sagt er in §. 52 unter Anderem Folgendes:

„Ich spreche hier von Geistererscheinungen, welche durch neuere Dokumente immer mehr bestätigt werden. Die sicherere Kunde davon können wir aber nur von solchen Personen erhalten, die die Gabe haben, Geister zu sehen und mit ihnen in Verkehr zu treten. Meine und Anderer Erfahrungen lassen sich in folgenden Zusammenhang bringen:

Menschen, welche in Lastern, Lüge, Betrug, Verbrechen und vielen Ungerechtigkeiten gelebt haben, kommen sogleich nach dem Tode vor Gericht und werden in irgend eine Stufe

der Verdammniß verurtheilt.* Darunter können aber auch solche sein, die mehr aus Verirrung, falschen Neigungen oder Verführung Anderer als aus eigenem bösen Willen gefehlt haben; diese kommen zwar immer an den angemessenen Strafort, wo sie (oft) Jahrhunderte büßen müssen, aber der Weg des Heils und der Besserung ist ihnen nicht für immer abgeschnitten. Von diesen allein spreche ich hier; denn die völlig Unbußfertigen, Verstockten und in satanischer Bosheit Beharrlichen gehören dahin, wo der Herr sagt: „Werfet sie in die äußerste Finsterniß, da wird sein Heulen und Zähnklappern.“**

In jenen hingegen, in welchen noch ein Funke Gutes zurückgeblieben ist, kommt, je länger ihr peinlicher Zustand und ihre Verbannung gewöhnlich an dem Ort ihrer Missethat dauert, desto stärker der Trieb, sich innere Ruhe zu verschaffen. Sie suchen Hülfe, aber wo sollen sie dieselbe finden, da sie unter Gleichverdammten weilen? Daher nähern sie sich solchen Menschen, denen sie sich mittheilen können. Bei diesen suchen sie Hülfe; aber hier ist keine andere Hülfe möglich, als das Gebet. Schon das erste Gebet kann die Empfänglichkeit wecken, besonders, wenn die Kraft, die im Namen Jesu Christi liegt, mitwirkt.*** Ohne Zweifel fühlen solche Geister Erleichterung in ihrer Seele vom Gebet und

---

* Sogar auch solche Gebete, die nicht für die Geister, sondern um Bewahrung vor ihnen mit Inbrunst aufgesendet werden, haben das schon gethan, wie davon neulich ein sehr merkwürdiges Beispiel bekannt geworden ist. (Anm. des Einf.)

** Vor dem allgemeinen Schlußgericht, aber nicht ohne eine Hoffnung der Begnadigung bei erfolgender Bekehrung. Vergleiche auch §§. 54 u. 55. (Anmerkung des Einsenders.)

*** Die äußerste Finsterniß ist übrigens noch nicht der „Abgrund“ und die „Feuerhölle,“ wovon die Schrift auch spricht. In der ersten ist Bekehrung und vollkommene Errettung immer noch möglich, wie die neuesten Beispiele, welche der Selige nicht mehr erlebte, unwidersprechlich beweisen. (Anm. des Einf.)

bitten alsdann unabläßig und oft mit Ungestüm darum, so daß die Person, die sich ihrer annimmt, Tag und Nacht wenig Ruhe vor ihnen hat. So kann es Monate lang fortgehen, während welcher Zeit immer Sprüche, Lieder, Psalmen und Herzensgebete mit einander abwechseln. Alle Worte sprechen sie nach oder saugen vielmehr dieselben ein. Merkwürdig ist, daß sie Lieder aufschlagen, die man beten solle, die sie aber ohne menschliche Hülfe nicht selbst beten können. Es scheint, es liege in dem Selbstbeten eine Würde, welche die verdammten Seelen erst dann wieder erreichen, wenn sie von ihrem Banne befreit sind.* Sind solche Geister einige Zeit durch Gebet und Unterricht belehrt, so fangen sie an, ihre Sünden und Missethaten, die sie auf der Welt begangen, zu bekennen und mit lauten Seufzern zu bereuen und den Herrn um Gnade und Vergebung anzuflehen. In diesem Verlauf können aber auch Vorurtheile aufhalten. So kam auch eine Frau, die beinahe dritthalbhundert Jahre an ein aus Geiz vergrabenes Geld, um welches sie Waisen betrogen, gebannt war und bat um Hülfe im Glauben an die Heiligen. Da ihr nun bedeutet wurde, daß nur Jesus Christus und nicht die Heiligen erlösen können und daß die Gebete im Namen der Heiligen fruchtlos seien, so gab sie an, daß sie während ihres Lebens so gelehrt worden sei. In diesem Wahn blieb sie einige Zeit; endlich aber kam sie und sagte

---

* Das Geheimniß hievon liegt eigentlich darin, daß so lange eine schuldbeladene Seele noch nicht durch rechte Erkenntniß und Bekenntniß ihrer großen Sündenschuld von der ihre Seele niederdrückenden Last (Psalm 38, 5.) wenigstens in etwas, wo nicht gänzlich, erledigt ist, sie auch keinen zuversichtlichen Glauben zu der Liebe und dem Erbarmen Gottes in Christo Jesu fassen kann. Seufzen, schwer seufzen kann die Sele wohl, aber nicht glauben an die Liebe Gottes. In diesem Glauben, und nirgends anders, liegt die Würde, die dem wahren Selbstbeten eigen ist. So verhält es sich auch schon in diesem Leben (vergl. Ps. 6, 2—7. Ps. 32, 3—5.) (Anmerk. des Eins.)

freudig, daß sie jetzt Glauben an Jesum Christum fassen könne, und von da an ging es schnell mit ihrer Bekehrung und Aufnahme.

Uebrigens dürfen wir nicht glauben, daß die einmal verdammten Geister so leicht zu ihrer Bekehrung kommen. Der Satan feindet jeden Verdammten, der sich bekehren will, an und sucht ihn durch List und Gewalt wieder zurückzureißen. Daher bitten diese Seelen, daß noch andere fromme Menschen sie mit Gebet unterstützen mögen, damit ihre Seele theils Kraft genug zum Widerstande besitze, theils daß sie den Herrn um seinen Beistand bitten. Und so haben diese Seelen den Kampf mit dem Satan, den sie während des Lebens versäumten, noch nach dem Tode nachzuholen, wenn sie errettet sein wollen. Gelingt es aber diesen Geistern (durch Hülfe der Betenden), den Kampf mit der Hölle siegreich zu bestehen, alsdann werden sie, je nachdem sie in Erkenntniß, Glauben und Liebe zum Herrn gewachsen, in eine der untern Stufen der Seligkeit aufgenommen, wo sie der Macht des Satans mehr entrückt sind, und die Freiheit haben, sich (unter dem Unterricht heiliger Engel Gottes, der regelmäßig in diesen Stufen ertheilt wird) durch Läuterung und Reinigung für die höheren Stufen (und endlich für die vollkommene Seligkeit) tüchtig zu machen.“

Es ist mir unmöglich, diesen Auszug aus §. 52 noch durch weitere aus den folgenden Paragraphen von §. 53 bis 58 zu vermehren, obwohl sie noch sehr viele, hieher gehörige, wichtige Bemerkungen enthalten. Ich muß für das Weitere den begierigen Leser auf das Schriftchen selbst verweisen.

Mit Diesem wünschte der Einsender zugleich auch seinem verewigten ehrwürdigen Freunde, mit dem er wenigstens in den letzten zehn Jahren den gesegnetsten und nie zu vergessenden Umgang hatte, ein Denkmal der Liebe und Achtung auch in den Blättern des Magikons zu setzen, zu welchen er seiner Zeit so Vieles beigetragen hat, — und Sie, verehrtester Herausgeber, werden, selbst ein inniger Freund

des Verewigten, diesen Ausdruck der Liebe wohl zu würdigen wissen, nebst Vielen Ihrer geehrten Leser.

Kirchheim, den 1. Juni 1853.

J. C. F. W—r.

Natur und Geist.

Das menschliche Wissen ist im Laufe der Jahrtausende, vorzüglich in der Neuzeit, unendlich umfangreich und fruchtbar geworden. Daß der Mensch sich aus dem Zustande der Rohheit emporgearbeitet, daß der Deutsche nicht mehr wie seine Altvordern in den Wäldern lebt und nur die Jagd und den Krieg kennt, daß durch die Buchdruckerkunst der Geist und durch die Eisenbahn selbst der Körper Flügel erhalten, daß der Mensch immer weiter auf der Bahn der Menschlichkeit und der Vervollkommnung voranschreitet, — alles dieses verdankt der Mensch seinem Wissen, seinen immer weiter und weiter sich ausbreitenden Kenntnissen.

Wo er früher wähnte und meinte, wo er träumte und dichtete, da weiß er jetzt. Die Sternkunde, die Naturlehre, die Scheidekunst, die äußere und die innere Erdkunde, die Kunde des menschlichen Körpers u. s. w. sind aus vereinzelten schwachen Erfahrungen voll Ungewißheit und Aberglaube in der neuern und neuesten Zeit reiche und stolze Wissenschaften geworden.

Allein schnelles Glück und schnelle Macht kann auch der Wissenschaft gefährlich werden. Jene Naturwissenschaften überheben sich heutzutage ihrer Macht. So unendlich viel auch der Mensch weiß, so unendlich große Lücken sind noch in seinem Wissen. Jene Naturwissenschaften vertreten nur eine Hälfte des Wissens-Reiches der Natur, sie sind einseitig materialistisch. Gleichwohl halten sie sich für allmächtig und spielen die Tyrannen über jede andere Erkenntniß. Alle Thatsachen aus der zweiten Hälfte jenes Wissens-Reiches, aus dem Gebiete des Geistigen, werden als „wunderbar, unbegreiflich, übernatürlich" von ihnen verachtet, verworfen: nur, was sich

gleichsam mit Händen greifen, was sich mit Zahlen berechnen läßt, wird für ebenbürtige wissenschaftliche Thatsache erklärt.

Es gibt eine höhere Macht, als die jener Wissenschaften, die Macht der Wahrheit selbst. Jede wahre Thatsache als solche, sie scheine noch so unbegreiflich und übernatürlich, ist schlechthin ebenbürtig mit jenen materialistischen Thatsachen. Die für uns (bis jetzt noch) unbegreiflichen Thatsachen aus dem Gebiete des Geistigen sind aber unendlich zahlreich und mannigfaltig. Es gibt nach dem bekannten Worte so Vieles unter dem Monde, wovon sich unsere Philosophen nichts träumen lassen: Herausgreifen der Seele aus dem Körper, Ahnungen, Fernsehen, Somnambulismus, Mesmerismus, sympathetische Kuren und vieles Andere. Sehr viele tüchtigen und geistesfreien Männer in Deutschland kennen solche Thatsachen und sind von ihrer Wahrheit aufs Vollständigste überzeugt. Allein dennoch unterscheiden sie zwischen diesen Thatsachen und den materialistischen als zwischen unwissenschaftlichen und wissenschaftlichen, „sie legen nur auf die letzteren Werth, die ersteren sind gleich als werthlos aus der Wissenschaft" verbannt. Ja, manche Gelehrte gehen so weit, daß sie ihre Ueberzeugung verläugnend, sich schämen, zu bekennen, daß sie jene „unwissenschaftlichen". Thatsachen für Thatsachen halten.

Man muß den Männern der Naturwissenschaft wegen dieses in das Wort „Wissenschaft" gelegten Sinnes den Vorwurf der Kurzsichtigkeit machen. Ein unbefangener Blick auf die Geschichte hätte ihnen gezeigt, daß fast alle Thatsachen, ehe sie in jenem Sinne „wissenschaftliche" wurden, zuerst unwissenschaftliche gewesen sind. Denn was ist „unwissenschaftlich?" Was vereinzelt steht. Was ist „wissenschaftlich?" Was als zusammenhängend mit dem Ganzen erkannt ist. Was aber heute vereinzelt steht, kann morgen seinen Zusammenhang, eine wissenschaftliche Erklärung finden. Als die Thatsache entdeckt wurde und noch vereinzelt stand, daß die Erde sich um die Sonne bewegt, wie stolz und schroff schloß die damalige Wissenschaft diese Thatsache von sich aus!

Als Harvey den Blutumlauf entdeckte, so war es die Wissenschaft, welche diese Thatsache mit Schmach als unwissenschaftlich von sich wies. So werden außer den obengenannten Thatsachen aus dem Gebiete des Geistigen auch die Thatsachen der Homöopathie, der Wasser-Heilkunde, der Phrenologie u. s. w. von der heutigen Wissenschaft verworfen. Und doch haben in unsern Tagen z. B. sogar Viele von den Thatsachen, welche Kerner in seiner Seherin von Prevorst erzählt, durch die Entdeckung des sogenannten Od ihren Zusammenhang gefunden, sind wissenschaftlich erklärt worden. Die Wissenschaft hat also bisher gleichsam die Rolle eines umgekehrten Eroberers gespielt, sie hat Anfangs alle unerklärten Thatsachen verworfen und von sich ausgeschlossen, um sie später gezwungener Weise anzuerkennen und in sich aufzunehmen.

Es ist fürwahr endlich an der Zeit, daß die Wissenschaft diese niedere, ihrer so unwürdige Rolle ablegt, daß sie auf eine höhere, auf die höchste Stufe tritt, auf die der Wahrheit selbst. Die Wissenschaft muß die Wahrheit nicht über, sondern in sich erkennen; die Wissenschaft selbst muß Wahrheit, die Wahrheit Wissenschaft sein. Die bisherigen Schranken zwischen Wissenschaft und Wahrheit, zwischen wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Thatsachen müssen fallen. Zur Vertretung dieses Gedankens der Vereinigung von Wissenschaft und Wahrheit ist unendlich viel Stoff allenthalben in Deutschland angehäuft, und es wäre daher aller Mühe werth, die Herstellung eines Organs zur Belebung und Fruchtbarmachung dieses Stoffes anzustreben.

Nicht darauf käme es an, in einem solchen Organe sehr Vieles zu bringen, — da die ganze Masse des Stoffes sich ja nicht bewältigen ließe, — sondern darauf, jenem Gedanken durch tüchtige Vertretung Ehre zu machen und Anerkennung zu gewinnen.

Zur Vermeidung von Mißverständnissen noch wenige Worte. Der hier ausgesprochene Gedanke hat im Grunde eine zweifache Bedeutung, er vertritt erstens die Einheit von

Wissenschaft und Wahrheit als solche, zweitens die geistige Hälfte der Naturwissenschaft gegen die materialistische. In jener Bedeutung hat der Gedanke die gleiche unbedingte Geltung durch alle Zeiten und für alle Wissenszweige, in dieser nur eine bedingte Geltung für unsere Zeit. Denn im Mittelalter z. B. hätte er die umgekehrte Bedeutung wie heute gehabt: damals war die materialistische Seite der Naturwissenschaft einseitig verkümmert oder unterdrückt, heute dagegen ist diese Seite durch ihr schnelles Aufblühen zur einseitigen Herrschaft gelangt. Das Gleiche gilt von der Verschiedenheit der Wissensgegenstände in unserer Zeit. Die Wasserheilkunde z. B. hat nur eine Stellung zu jener erstern Bedeutung des Gedankens, ihre Stellung zur materialistischen Ansicht ist eine ganz gleichgültige. Anders schon die Homöopathie, was einen ihrer Sätze, das Dasein und das Wirken der unendlich kleinen Arzneigaben, betrifft. Wenn dieses Dasein und Wirken nur als ein dynamisches erklärt werden kann, so hat die Homöopathie auch der materialistischen Naturansicht gegenüber eine Stellung. Eigenthümlich ist die Stellung der Phrenologie: diese scheint oberflächlich betrachtet auf der Seite der einseitig materialistischen Ansicht zu stehen, im Grunde aber enthält sie wichtige Beweise gegen diese Ansicht. Nehmen wir aber auch ihre Stellung zum Materialismus als eine gleichgültige an, so ist doch die Phrenologie für den vorliegenden Gedanken darum eine überaus wichtige Wissenschaft, weil sie Geisteslehre und Körperlehre zugleich ist, und so einen Vereinigungspunkt für die beiden sich bekämpfenden Ansichten bietet, welcher sonst nirgendwo gefunden werden könnte. Der Mesmerismus, das Hellsehen und alles Aehnliche haben natürlich eine volle Stellung den beiden Bedeutungen des Gedankens gegenüber. Es ist von der höchsten Wichtigkeit, wie uns scheint, die Trennung der beiden Seiten des Gedankens und die unbedingte Herrschaft der erstern über die letztere streng festzuhalten und folgerichtig durchzuführen. Nur unter dieser Voraussetzung scheint es uns wahrscheinlich,

daß alle denkenden Männer Deutschlands sich der Vertretung des Gedankens anschließen würden. Eine jede Wahrheit ist in dem Maaße überzeugender und siegreicher, als ihre Logik allseitiger und schärfer ist.

Der Gedanke der Vereinigung von Wissenschaft und Wahrheit könnte noch dahin mißverstanden werden, als würde dadurch den unerklärten Wahrheiten oder Thatsachen an sich gleich viel Werth wie den erklärten beigelegt. Nichts weniger! Die zu einer Thatsache hinzukommende Erklärung gibt ihr natürlich doppelten Werth; alle erklärten Thatsachen also stehen unbedingt über den unerklärten. Aber eben aus diesem Grunde sollen wir die letzteren in die ersteren zu verwandeln, soll die „Wissenschaft" ihr Gebiet durch immer neue Eroberungen auf dem Gebiete der „Wahrheit" zu vergrößern suchen. Für den Forscher als solchen also soll eine unerklärte Wahrheit einen wo möglich noch größern Werth haben, als eine bereits erklärte, sowie für den Ländereroberer ein noch nicht in seinem Besitze befindliches Gebiet mehr Interesse hat, als ein bereits gewonnenes. Die verschiedenen Wissenszweige haben auch in dieser Beziehung eine verschiedene Stellung. Die Phrenologie z. B. beruht nicht nur auf wahren Thatsachen, sondern diese sind auch bereits so vollständig erklärt, als sie erklärt werden können; die Phrenologie ist also bereits eine volle Wissenschaft, wie die Chemie oder die Physik. Die Ursache, daß sie noch häufig als Irrthum verworfen wird, ist nur, daß weder ihre Thatsachen, noch deren Erklärung von vielen deutschen Gelehrten gekannt sind. Eine andere Stellung ist die der Wasserheilkunde. Diese Lehre ist weit besser in ihren Thatsachen und deren Erklärung gekannt, so daß sie auch bereits beinahe die ganze ihre gebührende Anerkennung gefunden hat; die Anerkennung nämlich, daß ihre Thatsachen nicht mehr blind verworfen, sondern einer gründlichen Prüfung werth gehalten werden. Nur so weit geht — beiläufig bemerkt — die Tragweite des vorliegenden Gedankens überhaupt und in Bezug auf jeden Wissenszweig, nur bis zu

vorurtheilsloser gründlicher Prüfung. Das Ergebniß dieser Prüfung, die Frage also, wie weit im Einzelnen die Thatsachen z. B. der Wasserheilkunde begründet seien, liegt gänzlich jenseits des Gebiets unseres Gedankens. Die Homöopathie ist viel weiter, als die Wasserheilkunde von ihrem Ziele, dem der allgemeinen vorurtheilslosen Prüfung, entfernt. Die Ursache ist, weil das Dasein und das Wirken der kleinen Arzneigaben noch keine genügende Erklärung gefunden hat. Noch mehr kommt dieser Mangel an Erklärung natürlich bei dem Mesmerismus und allem Aehnlichen in Betracht. Hier tritt noch eine weitere Schwierigkeit hinzu. Nicht nur fehlt hier die Erklärung, sondern diese muß auch eine ganz andersartige sein, als die der bisherigen Zahl- und Maaßwissenschaften. Ziehen wir zur Veranschaulichung irgend ein Beispiel bei, die bekannte Thatsache etwa, welche Zschokke in seiner Selbstschau von seinen Visionen erzählt, in denen ihm beim Anblicke vieler zum Erstenmale von ihm gesehener Menschen deren ganzes vergangenes Leben mit allen Einzelnheiten vor seinem geistigen Auge vorüberschwebte. Die Erklärung dieser (bezeugten und gewiß von Niemand bezweifelten) Thatsache muß ihrem Wesen nach eine andersartige sein, als jene materialistischen Erklärungen, ohne natürlich dadurch minder wissenschaftlich zu sein. Es würde dafür genügen, sehr viele ähnliche Thatsachen zu sammeln und unter sich in Zusammenhang zu bringen. Wenn von Männern der materialistischen Naturwissenschaften gezweifelt werden sollte, daß hierdurch für diese Thatsachen der Charakter der echten Wissenschaftlichkeit gewonnen werden könnte, so darf man dieselben auf viele wichtige und tiefgehende Thatsachen ihrer Wissenschaft verweisen, welche auch bloß auf Zusammenstellungen beruhen, ohne im Wesen weiter erklärt zu sein. In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist! Jene Visionen Zschokke's sind z. B. um nichts merkwürdiger oder unerklärlicher, als die Thatsache, daß der Magnet das Eisen anzieht. Wenn die letztere Thatsache heute vereinzelt stände,

zum Erstenmale bekannt würde, so würde sie von der heutigen „Wissenschaft" ebensowohl ungeprüft als irrig verworfen werden, als jene Visionen. Ja dieß noch entschiedener, denn vom ganz unbefangenen Standpunkte aus lassen sich eher von dem wunderbaren menschlichen Geiste jene Visionen erwarten, als von einem einfachen Steine das Anziehen des Eisens vermittelst unsichtbarer und undenkbarer Bande. Einige Worte aus Zschokke's Erzählung mögen hier eine Stelle finden. „Wir speisten an der zahlreich besetzten Wirthstafel zu Nacht, wo man sich eben über allerlei Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten der Schweizer, über Mesmer's Magnetismus, Lavater's Physiognomik u. dgl. herzlich lustig machte. Einer meiner Begleiter, dessen Nationalstolz die Spötterei beleidigte, bat mich, etwas zu erwiedern, besonders einem hübschen jungen Manne, der uns gegenüber saß und den ausgelassensten Witz trieb. Gerade das Leben desselben war an mir vorbeigeschwebt. Ich wandte mich an ihn mit der Frage, ob er ehrlich antworten werde, wenn ich ihm das Geheimste aus seinem Leben erzählen würde, während er mich so wenig kenne, als ich ihn? Das wäre denn doch mehr, meint' ich, als Lavater's Physiognomik. Er versprach, offen zu gestehen, wenn ich Wahrheit berichten würde. So erzählte ich, was mir mein Traumgesicht gegeben, und die ganze Tischgesellschaft erfuhr die Geschichte des jungen Kaufmanns, seiner Lehrjahre, seiner kleinen Verirrungen, endlich auch eine von ihm begangene kleine Sünde an der Kasse seines Prinzipals. Ich beschrieb ihm dabei das unbewohnte Zimmer mit geweißten Wänden, wo rechts der braunen Thür auf einem Tische der schwarze Geldkasten gestanden u. s. w. Es herrschte Todtenstille in der Gesellschaft bei der Erzählung, die ich nur zuweilen mit einer Frage unterbrach, ob ich Wahrheit rede? Jeden Umstand bestätigte der Schwerbetroffene, sogar, was ich nicht erwarten konnte, den letzten."

Schließlich ist noch eines Einwurfs zu gedenken, welcher wohl vor Allem von gewisser Seite gegen den hier ausge-

sprochenen Gedanken geltend gemacht werden wird. Durch denselben, so wird man sagen, würde die Wissenschaft dem Aberglauben verfallen, würde die Grenze zwischen beiden aufgehoben. Allein was ist Aberglaube? Es gibt einen doppelten Aberglauben, einen, der die Unwahrheit aus Unverstand glaubt, und einen, der die Wahrheit aus Unverstand nicht glaubt. Der eine ist gerade so schlimm und so verderblich als der andere, und immer da, wo Unverstand ist. Die gesunde wissenschaftliche Einsicht schützt überall gegen Mißgriffe, wird also auch die Grenzlinie zwischen Wissenschaft und Aberglaube recht wohl zu finden und festzuhalten wissen. Warum findet sich in unserer Zeit troz der gepriesenen „Aufklärung" noch so viel Aberglaube? Gerade, weil diese Aufklärung eine theilweise überstürzte und falsche ist.

Der Dilettant des Lebendigbegrabenwerdens. *

„So eben," heißt es in einem Aufsatze, den Herr Twedell in Bankurah (98 englische Meilen westlich von Calcutta) an den Herausgeber des in Calcutta erscheinenden Indian journal of medi al and phisical science eingeschickt hat," bin ich Augenzeuge eines höchst sonderbaren Ereignisses gewesen, von welchem ich während meines Aufenthalts an diesem Orte allerdings schon gehört, aber noch nichts davon weiter erzählt hatte, weil die Sache noch nicht in Erfüllung gegangen war; heute morgen war indeß der Monat abgelaufen, und es wurde nun ein Mann, der am Ufer eines

* Ein Fall von willkürlicher Entstehung von Katalapsie und Ekstase steht in Macnesch der Schlaf und daraus in den Prevorster Blättern. G. Z.



Teiches, in der Nähe unseres Lagers, die ganze Zeit über lebendig begraben gewesen war, wieder lebend ausgegraben, und zwar im Beisein des Esur Lal, eines der Minister des Maharawal von Dschehulmir, auf dessen Veranlassung sich jener sonderbare Mann vor einem Monat freiwillig hatte begraben lassen. Es ist ein junger Mann von 30 Jahren, und sein Geburtsdorf liegt ungefähr 5 Kos von Karnâl; er reiset indeß gewöhnlich im Lande umher, nach Adschmîr, Emdor u. s. w., und läßt sich Wochen, oder Monate lang begraben, wenn er anständig dafür bezahlt wird. Dieß Mal hatte der Rawal ihn in Beschlag genommen, in der Hoffnung, daß er durch diese Handlung einen Thronerben bekommen würde; ob nun aber das Mittel helfen wird, oder nicht, steht dahin.

Der Mensch soll, durch lange Uebung, die Kunst sich angeeignet haben, seinen Athem anzuhalten und die innere Oeffnung der Nasenlöcher mit der Zunge zu verschließen, auch enthält er sich einige Tage vor seinem Begräbniß aller festen Nahrung, so daß er, wenn er in sein enges Grab gelegt wird, keine Beschwerden durch den Inhalt seines Magens erleidet. Außerdem wird er aber in einen Sack eingenäht, die Grabeszelle ausgemauert und der Boden mit Tuch belegt, damit die weißen Ameisen oder anderes Ungeziefer den Begrabenen nicht belästigen. Der Ort, wo er, in der Nähe von Dschehulmîr, begraben wurde, ist ein kleines steinernes, ungefähr 12 Fuß langes und 8 Fuß breites Gebäude. In dem Boden desselben war eine etwa 3 Fuß lange, 2½ Fuß breite, und vielleicht ebenso, oder einen Yard tiefe Vertiefung befindlich, in welcher der Mensch in eine sitzende Stellung gebracht wurde, wobei er, in einen Sack eingenäht, die Beine nach innen nach dem Leibe hinaufgezogen hatte, während die Hände, ebenfalls nach innen gewendet, auf der Brust ruhten.

Zwei schwere Steinplatten, 3—6 Fuß lang, mehrere Zoll dick und breit genug, um die Oeffnung des Grabes zu bedecken, so daß der Mensch nicht entkommen konnte, wurden nun oben auf das Grab gelegt, und, wenn ich nicht irre,

etwas Erde darauf geschüttet, so daß die ganze Oberfläche des Grabes fest und gleich war. Auch wurde die Thüre des Grabes zugemauert und außen Leute davor gestellt, daß kein Betrug vorgehen konnte. Nach Ablauf eines vollen Monats, d. h. an diesem Morgen, ward die Thür aufgebrochen und der Begrabene aus dem Grabe genommen, und nur Trevelyan's Munschi (Schreiber) lief hinein, um zu sehen, wie der Sack aufgeschnitten würde, in welchem der Mann sich befand. Dieser wurde in vollkommen besinnungslosem Zustande herausgetragen: seine Augen waren geschlossen, seine Hände krampfartig zusammengezogen und bewegungslos; sein Unterleib war sehr zusammengefallen, und seine Zähne waren so fest geschlossen, daß man sie mit einem eisernen Werkzeuge aus einander bringen mußte, um ihm etwas Wasser einzuflößen. Allmälig kam er indeß wieder zur Besinnung und erlangte den Gebrauch seiner Gliedmaßen wieder, und als wir ihn sahen, saß er auf, von zwei Leuten unterstützt, sprach mit uns mit leiser, milder Stimme, und sagte; „daß wir ihn abermals ein ganzes Jahr lang begraben könnten, wenn wir sonst wollten." Er erzählte früher dem Major Spiers in Adschmîr, daß er sich begraben lassen könne, und ward damals als eine Betrüger verlacht. Der Cornet Macnaghten stellte in indeß in Pakur auf die Probe und ließ ihn 13 Tage lang in einen hölzernen Kasten einschließen, der aufgehängt wurde, etwas, das dem Dilettanten besser gefiel, als das unter der Erde Begrabenwerden: weil man in den Kasten, wenn er von der Decke herabhange, von allen Seiten hineinsehen könne, und die weißen Ameisen u. dergl. nicht so leicht Zugang zu seinem Körper hätten, während er sich in dem Zustande der Bewußtlosigkeit befände. Seine Gewalt über sich muß in der That sehr groß sein, da er diese ganze Zeit über nichts zu sich nimmt; auch wächst sein Haar während der ganzen Zeit, wo er begraben ist, nicht. Ich bin überzeugt, daß hier kein Betrug im Spiele ist, und daß das Ganze wirklich so zusammenhängt, wie ich es so eben beschrieben habe."

Dieß Schreiben rührt von dem Ingenieur-Lieutenant A. H. Boileau, dem ersten Hülfsbeamten bei der trigonometrischen Aufnahme her, der damals bei dieser in jenem Theile des Landes beschäftigt war. Der obenerwähnte Herr Trevelyan ist Hauptmann in der bombayischen Artillerie, und der damalige Cornett, jetzige Lieutenant Macnaghten, gehört zum 5. leichten Con.-Reg., und ist dem Agenten des General-Gouverneur in Radschputana als Gehülfe beigegeben. Der Lieutenant Boileau glaubt, daß der Mann, dessen Namen und Kaste ihm unbekannt waren, in früherer Zeit das Leben eines Fakirs geführt habe. Man sagte Herr Boileau, daß der Mann sich bereits sechs oder siebenmal so habe lebendig begraben lassen; ob er aber länger als einen Monat unter der Erde existirt, wußte man nicht, noch wie der Mensch seine Fähigkeit, so zu vegetiren, erprobt, oder wann er angefangen, sie auszuüben.

Der Lieutenant B. untersuchte das Grab und maß es mit seinem Spazierstocke aus, sowie er auch die beiden obenerwähnten Steinplatten maß.

Sieben oder acht Tage vor dem Begräbniß nährte sich der Mensch nur von Milch, und maß die Quantität genau so ab, daß sie das Leben fristete, ohne daß etwas übrig geblieben wäre, die Absonderungsorgane in Thätigkeit zu setzen. In diesem Zustande ward er begraben. Vor den weißen Ameisen äußerte er große Furcht, und es wurden (wie oben erwähnt) mehrere Tücher über einander auf dem Boden des Grabes ausgebreitet, um ihn vor ihren Angriffen zu schützen. Wenn der Mensch nach seiner Befreiung aus dem Grabe wiederum Nahrungsmittel zu sich nimmt, so soll er Anfangs sehr besorgt sein, ob nicht sein Magen und seine Eingeweide ihre Receptions-Kraft verloren haben. Der Lieutenant B. sah später den Mann nicht wieder, doch hörte er so viel, daß er bald wieder seine vorige Körperkraft erlangt und eine Zeit lang sich in dem Darbar (Divan) des Maharawal eingefunden hätte, in der Erwartung, eine Belohnung zu erhalten.

Endlich aber habe er, des Wartens müde, ein Kameel gestohlen und sich damit davongemacht.

Was die Art und Weise, wie der Mensch sich das Leben in dem Grabe fristet, betrifft, so äußert der Lieutenant B., daß er (wie oben erwähnt) durch lange Uebung die Kunst sich zu eigen gemacht habe, seinen Athem an sich zu halten, indem er den Mund schließe und die innere Oeffnung der Nasenlöcher mit der Zunge bedecke. Dieß Kunststück bringt er wahrscheinlich in Ausübung, sobald er sich in seinem Grabe gehörig zurechtgesetzt und ehe die kleine Quantität Lebensluft, mit welcher er umgeben ist, sich verschlechtert hat. Ueber den Zustand der Zunge ist nichts bemerkt. *

Mittheilung einer Erscheinungsgeschichte aus Slavonien.

Ich erlaube mir, Ihnen anliegend die Erzählung einer Begebenheit zuzusenden. Daß die Sache sich zugetragen, wie sie dargestellt, dafür bürgen die Personen, die sie erlebten. Der Mittheiler war der nun verstorbene, mir persönlich bekannte Prinz N., Obrist in östreichischen Diensten, nach dessen Erzählung eine hochstehende Dame die Begebenheit niederschrieb, wie ich sie wiedergebe, ich habe nichts daran geändert. Der Besitzer des Schlosses war ein Graf P., jetzt auch verstorben. Was aus dem Oberlieutenant P. geworden, habe ich nicht erfahren können. Sollten Sie der Erzählung einen Platz im Magikon gönnen können, so bitte ich aber um Verschweigung aller Namen.

Im Jahr 1839 versammelte sich im Schlosse Prandau

---

* Auch von keinen Puls-Beobachtungen ist die Rede.

in Slavonien eine große Jagdgesellschaft, unter der sich auch ein Oberlieutenant P. befand. Dieser bekam auf der Jagd einen plötzlichen und so heftigen Gichtanfall, daß er genöthigt wurde, auf dem Schlosse fest liegen zu bleiben. Nach mehreren Monaten seiner Krankheit, es war im Mai 1840, hörte er einst mit dem Schlage Mitternacht alle Thüren vor seinem Gemach eine nach der andern aufgehen und deutlich das Rauschen eines seidenen Gewandes, welches sich seinem Zimmer näherte; hierauf hörte er auch die Thüre desselben sich öffnen und das Geräusch der Thürklinke, ohne jedoch mit den Augen die geringste Bewegung der verschlossenen Thüre wahrzunehmen; dann rauschte das Gewand bis zur gegenüberliegenden Thür des Schlafzimmers, wandte wieder um und ging denselben Weg zurück, worauf P. alle Thüren zugehen hörte. Es ist natürlich, daß diese Erscheinung einen lebhaften Eindruck auf ihn machte; doch suchte er das Ganze auf den krankhaften Zustand seiner Nerven zu schieben und sich darüber zu beruhigen. Als sich aber ganz der nämliche Vorgang in der nächsten Nacht um dieselbe Stunde wiederholte, ward er aufmerksamer und begann es als eine Einwirkung von Außen anzuerkennen. Sobald der Morgen dämmerte, ließ er den Kaplan des Schlosses zu sich rufen, theilte ihm die Erfahrung der zwei Nächte mit und fragte ihn, was er davon denken solle mit dem Hinzufügen: er habe in dieser Nacht bei dem Wege des Gespenstes durch sein Zimmer dreizehn Schritte gezählt. Der Geistliche, welcher die Sache zuerst für einen Krankheitszustand des Offiziers gehalten hatte, begann darin erst etwas Wunderbares zu finden, als er das Gemach durchschritt und es in Wahrheit dreizehn Schritte lang fand. In der nächsten Nacht wachte er bei P. und nahm zu seinem Erstaunen mit ihm zugleich um Mitternacht das oben Beschriebene wahr. Er wachte nun mehrere Nächte hinter einander in dem unheimlichen Zimmer, und immer zeigte sich, trotz der hellsten Erleuchtung, um die bestimmte Stunde dasselbe. In der einen Nacht setzte sich

der Kaplan vor die Thür des Schlafzimmers und hörte da den Geist wie immer kommen, ohne aber, trotz der Beleuchtung, etwas von ihm sehen zu können. P. aber rief ihm von seinem Lager aus zu: Ich sehe sie, sie hat ein schwarzes seidenes Kleid an; jetzt geht sie um Ihren ausgestreckten rechten Fuß herum und hält mit der rechten Hand ihre Schleppe. Der Kaplan, ein sehr muthiger Mann, that Alles, um etwas Näheres von dem Geiste zu erforschen und seine Erscheinung wo möglich natürlich zu erklären. Er durchsuchte eifrig alle verborgenen und unbesuchten Räume und Treppen des großen alten Schlosses; er fand nichts. Nur eines Tages hörte er das Rauschen des seidenen Gewandes hinter sich auf der Treppe; er stand still, und eine Stimme rief ihm zu: Pu! Er stieß einen Ton des Entsetzens aus, worauf das Gespenst antwortete: Pu! Pu!! und dann vor ihm die Stiege hinablief. Er stürzte nach, doch konnte er nichts Sichtbares oder Handgreifliches entdecken.

Vierzehn Tage nach der ersten Erscheinung des Gespenstes kam P. M. v. N. zu einem Jagdbesuch auf das Schloß, wo sich schon mehrere Gäste befanden. Man sagte ihm von dem daselbst statthabenden Spuk und bewegte ihn, der keineswegs an Geister glaubte und dergleichen Späße nicht liebte, nach langem Zureden dazu, mit vielen Offizieren die Nacht im Schlafzimmer des Oberlieutenants P. zuzubringen. Die Herren waren mit einander fröhlich und kannten keine Furcht, doch als der Kaplan rief: jetzt schlägt es Zwölf, erschraken sie Alle und wurden blaß. Alle zugleich hörten jetzt das Rauschen des Gespenstes, das Aufschlagen der Thüren, auch die Schritte; doch war es, als scheue der Geist die zahlreiche Versammlung; er kam nur bis an die Thüre des Schlafgemachs. — Das Gespenst trieb nun sein Wesen noch viele Monate, noch ein Jahr lang fort, und wie man sich an Alles gewöhnt, so gewöhnte sich auch P. allmälig an diese nächtliche Erscheinung. Doch meist kam der Geist nahe an sein Lager und beugte sich über den Kranken. Er wollte ver-

suchen, sie anzureden, aber die Stimme versagte ihm gänzlich den Dienst. Es muß hier eines bemerkenswerthen Umstandes erwähnt werden; P. sah nämlich immer die ganze Gestalt der gespenstigen Dame im schwarzseidenen Kleide, konnte aber nie den Kopf und das Gesicht deutlich wahrnehmen. Das Gespenst blieb also noch eine Weile in der sich über ihn beugenden Stellung und nahm dann seinen gewöhnlichen Weg zurück. In der nächsten Nacht fand dasselbe statt; dießmal aber begann die Erscheinung zu reden, und zwar ungefähr Folgendes: „Hast Du Muth, anzuhören, was ich Dir sagen, und auch auszuführen, was ich Dir gebieten werde? Es soll Dir Gutes daraus erwachsen. „P. antwortete: „Ja! ich habe Muth, worauf sie fortfuhr: „Gehe die und die Treppe hinab, da kommst Du an eine eiserne vernagelte Thür, laß sie aufbrechen, verfolge dann den sich Dir zeigenden Gang; von da kommst Du noch in einen andern Gang; am Ende desselben wirst Du eine Mauer finden, diese laß einreißen, und Du trittst auf einen Hof, der 32 Schritte lang ist; davon machst Du 16 und wirst auf einen Kalkstein stoßen, der einzige Kalkstein daselbst unter lauter Sandsteinen; diesen laß abheben, und 12 Schuh tief wirst Du ein Gerippe finden. Das sind meine Gebeine. Es liegt Dir dann ob, das Todtenamt über sie lesen und sie ehrlich begraben zu lassen; Du hast dann meinen gebundenen Geist befreit. — P. ließ am Morgen den Grafen P., Besitzer des Schlosses, zu sich bitten, erzählte ihm das nächtliche Abenteuer und bat ihn, fest entschlossen, sein Versprechen zu erfüllen, um einen Tragsessel, da er wegen seiner Gicht nicht im Stande war, den Weg zu gehen. Der Sessel wurde herbeigeschafft, und er fand Alles, jeden Gegenstand, jedes Maaß, so wie der Geist es angegeben. Man grub vor seinen Augen das Gerippe aus, that es in einen Sarg und trug es noch am Abend in die Schloßkirche, wo der Schloßkaplan die Todtenmesse darüber las. An diesem Abend reiste zufälligerweise P. M. v. N. wieder durch den Ort, und als er abstieg und nach den Schloßbewohnern

fragte, sagte man ihm, sie wären alle in der Kapelle versammelt, wo eben das Todtenamt für den Geist gehalten würde, den er selbst einmal vernommen habe. Man denke sich, welchen Eindruck das auf den P. M. machen mußte. Er begab sich sofort in die Kapelle, wo er der Messe beiwohnte, sich den Sarg öffnen ließ, um das Gerippe zu sehen und dann noch bei der Begräbnißfeier zugegen zu sein. In der folgenden Nacht konnte er nicht schlafen, und als es Morgen wurde, hörte er laute Tritte vor seiner Thür auf dem Corridor, welchen sonst Niemand betrat. Er sprang aus dem Bett, öffnete die Thüre und sah zu seinem Erstaunen den Oberlieutenant P. im Schlafrock, ein versiegeltes Packet in der Hand haltend, wacker gehend, ihn, der noch am Tage vorher keinen Schritt zu thun vermocht hatte. P. sind Sie es? und wohin? rief er ihm zu. Dieser antwortete nur: Es hat sich jetzt Alles aufgeklärt, und eilte in das Zimmer des Grafen P. — P. M. kleidete sich eiligst an und lief in dieß Zimmer, wo er P. fand, der dem Grafen das versiegelte Packet überreichte, ihm verkündend: Der weibliche Geist sei in dieser Nacht wieder zu ihm getreten, habe ihm gedankt für seine Erlösung und ihm den Inhalt des Packets dictirt, welches er ihm hiemit übergebe, jedoch unter der Bedingung, es erst nach seinem (des Oberlieutenants P.) Tode zu eröffnen. Er erzählte ferner: daß das Gespenst ihn mit der Hand berührt habe, worauf, wie aus seiner Gelenkigkeit zu sehen, die Gicht von ihm gewichen sei. Seit diesem Tage ist der Spuk verschwunden.

Baron von Hohenberg's zweites Gesicht.

Carl Joseph, Baron von Hohenberg, der Letzte des Geschlechts, starb 1728 eines merkwürdigen plötzlichen und gewaltsamen Todes an seinem zweiunddreißigsten Geburtstage. Er war ein kleiner, etwas höckerichter, heiterer und sarkastischer Mann, der sich stets rühmte, eine Vorahnung, ein zweites Gesicht, das bei den Hochschotten bekannte second sight zu besitzen. Wie sich dieses an ihm selbst bewährt habe, erzählt Hormayr aus dem Berichte eines jedem Spuk und Aberglauben abholden, ja sogar ihn bekämpfenden Augenzeugen.

Der Baron von Hohenberg hatte zu seiner zweiunddreißigsten Geburtsfeier alle Verwandte, Freunde und lustige Brüder der Umgegend geladen. Damen waren auf seinem Edelsitz gar nicht gesehen. Als der erste unter den Gästen kam der Herr v. H., Landvogt der östreichischen Grafschaft Hohenberg. Baron von Hohenberg empfängt ihn mit gewohnter Heiterkeit, führt ihn die Treppe hinauf und öffnet ihm die Thür des großen Saales, fährt aber sofort mit Entsetzen zurück, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend und an allen Gliedern zitternd. Auf des Herrn von H. erstaunte Frage: „was denn sei?“ deutet er heftig gegen die Mitte des Saales, indem er nur den Ausruf: „Da, da, da!“ hervorzubringen im Stande ist. Herr v. H. entgegnete, daß er nur das große gedeckte Hufeisen der Festtafel sehe. Baron Hohenberg aber ruft: „Dort, dort, sehen Sie denn nicht, daß der ganze Saal schwarz ausgeschlagen ist — und die vielen Todtenkerzen — und dort liege ich ja auf dem Rechbett (dem Paradebett) — und der widerliche Geruch von den vielen Lichtern und dem Oel und wohl von der Leiche selbst.“

Herr v. H. hatte große Mühe, den Baron in's Zimmer

zu nöthigen, damit er sich durch Betasten von der Existenz der Festtafel überzeuge. Nach und nach, als die Gäste anlangten, verwischte sich der schreckliche Eindruck bei demselben, und er kehrte zu seiner früheren Heiterkeit zurück. Er erzählte nun, daß ihm gerade vor einem Jahre bei einem Ritte auf die Jagd eine Zigeuner-Wahrsagerin aus der Hand prophezeit habe, er solle seinen Geburtstag stets ganz einsam und von aller Welt, selbst von seinen Leuten abgeschlossen, in ernster Betrachtung und Gebet zubringen, denn sein Geburtstag werde auch sein Sterbetag sein: er würde durch einen Narren um's Leben kommen.

Man setzte sich nun zur Tafel, wo jubelnde Toaste auf langes Leben, viel Vergnügen und eine baldige Vermählung ausgebracht wurden. Nach der Tafel begab man sich in's Freie zu allerhand ländlichen Spielen. Auf einmal riefen Einige aus der Gesellschaft: „Wo ist denn unser lustiger Tischrath, unser Michael Gäns-Kragen? Seit die Tafel aufgehoben, hat er sich unsichtbar gemacht und liegt gewiß in Küche oder Keller tüchtig benebelt." Der arme Mensch, der gewöhnlich zum allgemeinen Stichblatt diente und bei den Spielen mit Nasenstübern, Jagdhieben und Stößen im Uebermaaß bedient zu werden pflegte, hatte sich von der wilden Jagd in ein längst verödetes, nur wenig Hausleuten bekanntes geheimes Gemach, ganz oben, gerettet, zu dem, wie häufig in den alten Herrenhäusern, eine steile, sehr schmale Treppe hinaufführte. Vergebens durchstöberte die lärmende tolle Schaar das ganze Schloß, fluchend und scheltend kam sie auf den Kegelplatz zurück. Der Baron Hohenberg lachte sie aus und sagte, er wolle den vielgesagten Hofnarren und lustigen Tischrath unverzüglich herbeischaffen. Alles folgte ihm, und er fand sofort den Flüchtling in seinem Verstecke. Dieser weigerte sich aber, zu öffnen. Vergebens suchte der Hausherr die Thür mit Fußtritten zu sprengen. Da fiel ihm ein, daß ein alter Zug die Thüre öffne; er fand auch sofort den lange vergessenen Strick und zog mit aller Gewalt an. Aber der

alte, mürbe Strick riß, und Baron Hohenberg brach, rückwärts das Treppchen hinunterstürzend, das Genick.

Als Herr. v. H. am andern Tag mit seinen Gerichtspersonen in den Saal des gestrigen Festmahls eintrat, ergriff ihn ein mächtiger Schauder. Der Verblichene lag genau an derselben Stelle, und der ganze Saal war gerade so vorgerichtet, wie Baron Hohenberg es gestern Morgens als second sight gesehen hatte. „Hohenberg, Hohenberg, und immer mehr Hohenberg," hieß es, wie überall, wo Schild und Helm dem Letzten eines Geschlechts auf den Sarg gelegt werden.

Geistertheorie amerikanischer Spiritualisten.

In den Vereinigten Staaten gewinnt gegenwärtig eine neue Geistertheorie, aus allerlei Brocken der Physik und Metaphysik zusammengestoppelt und mit allen möglichen sonstigen Zuthaten versehen, viele Ausdehnung. An die Hunderttausend sollen es schon sein, darunter Richter, Directoren höherer Lehranstalten und Geistliche, welche im unmittelbaren Verkehr mit den Klopfgeistern zu stehen vermeinen. Karl Andree weiß in der Beilage der Allgemeinen Zeitung Näheres über den Inhalt der Theorie zu erzählen; es sind ihm eine Anzahl Dokumente zugeschickt worden zur „Ausbreitung der neuen Heils-Wahrheiten in dem philosophischen, tiefsinnigen Deutschland." Die Proben, welche er in derselben anführt, versprechen indeß dem neuen Glauben in Deutschland wenig Anhang. In Amerika hat er schon Vielen den Kopf verrückt, und Manche sitzen im Irrenhaus. In Saint-Louis hat auch schon ein sublimer Geist, der als Mutter einem guten Sohne Ermahnungen gab, Beinkleider, Börse und Uhr als wohlverdientes Honorar mitgenommen.

Die Anhänger der Klopfgeister haben in den Vereinigten Staaten bereits neue Zeitungen und Zeitschriften, in welchen ihr System gelehrt wird.

Nachstehender Brief eines dieser Spiritualisten an seinen Bruder belehrt uns von der Geistertheorie dieser Spiritualisten und bringt uns in kein Versuchen, einem solchen Glauben zu huldigen. Derselbe heißt, wie ihn ein Korrespondent der Allgemeinen Zeitung gibt, wörtlich also:

„Unsere Mutter erscheint mir häufig als Geist, und Du weißt, daß sie gewiß nimmermehr etwas sein oder thun würde, was gegen die Bibel verstößt; sie ist auf die Erde zurückgekehrt, um ihre Kinder von der Welt abzuziehen und auf Gott hinzulenken. Du, mein Bruder, glaube ja nicht an Theorien, sondern halte Dich an Thatsachen, gib Dir keine Mühe, eine Harmonie mit früheren Speculationen zu erschwingen, denn ein solcher Irrthum, der aus Verstandsdünkel entspringt, beeinträchtigt die Wahrheit. Unabhängig von aller Autorität a priori, muß man vernünftigerweise annehmen und glauben, daß die Capacität der Seele so verschieden und mannigfaltig ist, wie die Intelligenzen es sind. Auf diesen Schluß leitet jede Analogie in der Natur, und ich wüßte nicht, daß Gottes Offenbarungen demselben widerstritten. Und so kann ich Dir denn als ausgemachte Wahrheit Folgendes sagen:

Die entkörperten Geister haben stets die Erde als dienstbare Werkzeuge des Bösen und Guten besucht. So lange der Mensch auf Erden weilt, wird er dem Widerstreit dieser beiden Prinzipien ausgesetzt sein. Diese Agenten wirkten bisher auf uns ein, ohne daß wir uns darüber klare Rechenschaft ablegen konnten; jetzt aber haben sie durch Gottes Fürsorge die Macht erhalten, sich uns zu offenbaren.

Sie erfüllten treu ihre Sendung, jedoch mit der Ausnahme, daß zuweilen ein verlorener Geist durch sein Schicksal

warnt und uns erwahnt, ein solches zu vermeiden. Der Mensch hat die Fähigkeit, gute und böse Geister zu unterscheiden und zu erkennen, gerade so, wie er weiß, was gut und böse ist. Ihre Beschaffenheit kann er aus dem abnehmen, was sie ihm einschärfen, er muß aber dabei Gottes Wort zur Richtschnur seines Urtheils nehmen. Dieses Unterscheiden hat gar keine Schwierigkeiten; die bösen Geister richten nämlich allemal ihre Angriffe gegen die Bibel, deren Autorität sie ganz oder theilweise läugnen, während die guten Geister die unbedingte Gültigkeit derselben einschärfen. Auch ist die Art und Weise von Bedeutung, wie ein Geist auftritt. Eine Theologie, wie sie in den Werken von Anderw Jakson Davids gelehrt wird, ist das Werk sehr scharfsinniger, aber doch verlorener Geister, welche die Bibel zerstören, ihr Ansehen durch einen blenden Atheismus untergraben wollen, welchen sie für Entwicklung und Fortschritt ausgeben. Diese bösen Geister haben die Harmonia dem Davis eingegeben, sie versetzten ihn erst in einen magnetischen Zustand, und flüsterten ihm dann ihre unwahre verführerische Lehre ein. Böse und gute Geister haben nur ein beschränktes Wissen, sie besitzen von vielen Dingen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft keine Kunde. Doch ist hier ein Unterschied zu machen; alle guten Geister nämlich erkennen und respectiren die Grenze, an welcher ihr Wissen aufhört; die bösen behaupten dagegen, sie wüßten Alles im Voraus, besäßen eine præscientia universalis; sie behaupten ganz unverschämt Dinge, von welchen sie doch keine Kunde haben; die Wahrheit oder Falschheit in den Manifestationen ist noch kein Beweis für die Spiritualität derselben, wohl aber für ihren Charakter; oder mit andern Worten: ein Geist mag Dir lauter Falsches sagen und Dir doch die Ueberzeugung beibringen, daß ein Geist zu Dir redet. Die Evidenz alles vorstehend Gesagten ist ausgemacht, und zwar gleich sehr aus moralischen, intellectuellen, spirituellen und physikalischen Gründen. Doch findet in jedem Departement eine unendliche Mannigfaltigkeit statt. Was ich erlebte,

erfuhr und sagte, kann von keinem auf Vernünftigkeit Anspruch erhebenden Menschen auch nur angezweifelt werden, und wer nicht die Grundlagen jeglichen Glaubens umstoßen will, muß es glauben. Denn meine Zeugnisse sind von innerlicher und äußerlicher Beschaffenheit, Augen, Ohren, Gefühl, Gedächtniß und Bewußtsein sprechen zumal dafür.

Nicht alle verlorenen Geister sind demselben Maaß der Strafe unterworfen, und nicht alle erlöseten erfreuen sich desselben Grades der Glückseligkeit. Es gibt sieben Sphären der Seligkeit und sieben Sphären der Verdammniß. In den ersteren findet ein Aufrücken von einer niederen Stufe zu einer höheren statt, aber das Schicksal einer verlorenen Seele ist und bleibt unwandelbar. Für diese Wahrheit besitze ich das Zeugniß vieler Geister Mittheilungen, namentlich jenes unserer Mutter und zweier unserer Brüder. Diese befinden sich in der siebenten höchsten Sphäre der Seligkeit. Auch unsere Schwester, welche in der sechsten Sphäre wohnt, und unser Bruder H., der in der mildesten Shäre der Verdammniß weilt, bezeugen es mir. Der Geist dieses unglückseligen Bruders besucht mich sehr häufig: Seine ersten Worte an mich lauteten: „Uriel, never be satisfied with anything short of heaven.“ Ich entgegnete ihm: — Du weißt nicht, Bruder, wie sehr es uns freute, als wir gestern Abend vernahmen, Du seiest selig.“ Darauf sprach er: „Ich wünsche nicht, daß Du dorthin kommst, wo ich mich befinde.“ Da fragte ich: „Bist Du denn nicht selig, mein Bruder?“ und er gab zur Antwort: „Die schwerste Strafe ist mir nicht zu Theil geworden. O theurer Bruder, daß ich noch solche Aussichten hätte, wie Du! dann würde ich der Verdammniß der Hölle entrinnen. Allein es ist zu spät, zu spät!“ Darauf dictirte er mir einen Brief an sein Kind in Virginien, und ich fragte ihn noch, ob er seines Schicksals halber gegen Gott murre? Er sprach: Nein, er ließ mir Zeit genug; doch ich war verstockt und hörte weder seine, noch unserer Mutter Ermahnungen! So ist es denn schon recht, daß ich Pein leide. Gott

ist gerecht; ich verwarf den Heiland, der für mich starb, bis es zu spät war. Mit den Geistern unserer Mutter und unserer Geschwister kann der Arme keine Gemeinschaft unterhalten. Er schilderte mir dann den Zustand seiner Pein; kein Mensch könne sich einen Begriff davon machen; er müsse auch die Pein Anderer mittragen, die noch elender seien, als er selbst. Gott gebe ihm gar keine Hoffnung, daß es je besser mit ihm werde.

Die Geister, mit welchen ich Gemeinschaft unterhalte, haben mir Folgendes als Wahrheit eingeschärft: 1) Gott hat die Welt erschaffen. 2) Die Menschen auf dieser Erde stammen von einem Paar ab. 3) Es gibt eine Dreieinigkeit. 4) Christi Tod, Auferstehung, Himmelfahrt und Mittleramt. 5) Alle Seelen, die nicht bereuen, sind auf ewig verloren. 6) Nur der Glaube an Christus macht selig. 7) Die Taufe ist wichtig; es kommt nicht darauf an, wie sie vollzogen wird; ihre Unterlassung ist unter geeigneten Umständen zu entschuldigen. 8) Das Prinzip des Bösen wird einst vertilgt werden, und die Erlöseten haben nichts von demselben zu befürchten. Alle Geister bezeugen, daß zwischen dem, was wir Tod nennen, und dem Schicksal und Verhängniß des Geistes der vom Körper befreiten Seele kein zeitlicher Zwischenraum stattfindet. Noch bevor sie ihre irdische Hülle verläßt, sieht sie schon, wohin sie geht. Es gibt keine Zeitperiode im Fortgang des Todes, wenn der Geist sich in Unkunde befindet über das, was um ihn her vorgeht. Er sieht Leiche, Grab, Bestattung und was sonst vorgeht. Bruder John hat einen genauen Bericht über seinen Tod abgestattet. Christi Körper blieb drei Tage lang im Grabe, nicht aber der Geist. Dieser Körper aber ist nun im Himmel und bleibt dort, so lange es Sünder auf Erden gibt. Mir sagt ein Geist: „Bei der Kreuzigung duldete und litt der Geist Christi, der Gott war, und so litt auch der Vater. Dieser leidet auch, wenn eines seiner Kinder sündigt."

Jeder Planet ist bewohnt, und zwar von menschlichen

Wesen, auch der Mond macht davon keine Ausnahme, obschon von Menschen behauptet wird, er sei vulkanisch und habe keine Atmosphäre. Jeder Bewohner, gleichviel, welchen Gestirns im Himmelsraume, ist bei dem Trauervorgang auf der Schädelstätte betheiligt." Diese letzte Behauptung, mein theurer Bruder, ist mir jetzt noch nicht vollkommen begreiflich, denn ich weiß nicht, wie ich sie mit dem Sündenfall zusammenreimen soll, falls nicht etwa auf jedem Himmelskörper ein eben solcher Sündenfall stattgefunden hat, wie auf Erden.

Aber was ist denn nun ein Geist? Diese Frage habe ich guten und bösen Geistern vorgelegt, und sie gaben mir alle gleichmäßig dieselbe Antwort. Hier hast Du sie. Wir sind eine Organisation von geistiger Wesenheit, von Essenz, eine Substanz, gleichwie alle Organisationen es sein müssen. Wir haben eine Gestalt, wie wir sie auf Erden hatten. Du würdest mich gleich erkennen, mein Bruder, wenn ich Dir sichtbar werden wollte, sprach Bruder John. Wir bewegen uns mit großer Schnelligkeit von Stelle zu Stelle. Es ist nicht nöthig, daß wir durch dunkle Körper dringen, aber wir vermögen das. Wir essen nicht, noch trinken wir, auch schlafen wir nicht; wir sind und weben in Folge des Werde, so der Allmächtige sprach. Er hat erklärt, daß wir ewig seien, gerade so, wie er das Licht in's Sein rief. Der spirituellen Organisation ist jeder Verfall fremd; sie braucht deßhalb zur Erhaltung ihrer Lebensfähigkeit weder der Nahrung noch des Schlafes. Auch sind wir der Einwirkung der Elemente gar nicht unterworfen; Blitz, Sturm, Regen, Hagel, Schnee, Wärme und Kälte üben auf uns gar keinen Einfluß.

Greatrakes *).

(Auszug aus Joh. Nic. Pechlini observationum physico-medicarum. libr. tres. Hamburgi 1691.)

Pechlin spricht:

Unter den Staunen erregenden Heilungen, von denen die Geschichte spricht, muß man vorzüglich die zählen, die ein irländischer Edelmann vor etwa 26 Jahren in London, Oxford und in mehreren Städten in England und Irland verrichtete. Er hat selbst darüber einen Bericht herausgegeben, der 1666 in London gedruckt wurde (und troß aller Nachforschungen bisher nicht zu haben). Ich glaube nicht, daß man den geringsten Zweifel über die Thatsachen hegen kann, die in diesem Werke enthalten sind. Ich will dazu einige Zeugnisse aus Briefen nehmen, die der Kaplan Karls II., Joseph Glanville, bekannt gemacht hat und die von den ausgezeichnetsten Männern in der Theologie, Medicin und Physik geschrieben sind.

Der gelehrte Georges Rust, Domherr von Conmor, nachher Bischof von Dorottore in Irland schreibt:

Greatrakes war ein einfacher, liebenswürdiger, frommer Mann, der jeder Art von Betrug fremd war. Ich brachte drei Wochen mit ihm bei Hrn. Conneages zu. Dort hatte ich Gelegenheit, seine Sitten zu beobachten und ich sah ihn eine große Zahl Kranker heilen. Durch die Berührung seiner Hand entfernte er den Schmerz und trieb ihn durch die Extremitäten aus. Nicht selten war die Wirkung sehr schnell; einige Menschen sah ich, wie durch Bezauberung geheilt. Hörte der Schmerz nicht gleich auf, so wiederholte er die

---

* Im 2ten Jahrgang S. 454 des Magikons ist dieses Mannes auch, doch nicht so ausführlich, erwähnt.

Frictionen und so brachte er das Uebel von den edlern in die weniger edlen Theile und endlich bis zu den Extremitäten. Ich kann als Augenzeuge betheuern, daß er Schwindel geheilt hat, sehr heftige Augen- und Ohren-Uebel, Epilepsie, veraltete Geschwüre, Kröpfe und scirrhose und krebsartige Verhärtungen an der Brust. Ich sah ihn, wie er in fünf Tagen Geschwülste zur Reife brachte, die mehrere Jahre alt waren.

Seine außerordentlichen Heilungen bestimmen mich aber doch nicht, zu glauben, daß etwas Uebernatürliches dabei im Spiel wäre. Er selbst glaubte dieß auch nicht, und seine Art zu heilen, beweist, daß es keine Wunder waren und daß kein göttlicher Einfluß dabei stattfand. Oft ging die Heilung nur langsam vor sich, viele Krankheiten wichen nur nach wiederholten Berührungen; einige widerstanden allen seinen Bemühungen, sei es nun, daß die Uebel zu eingewurzelt waren, oder daß die Natur des Kranken entgegenwirkte. Es schien als ging aus seinem Leibe eine balsamische und wohlthuende Kraft aus. Greatrakes ist überzeugt, daß das Vermögen, das er besitzt, eine Gabe Gottes ist und zwar aus folgendem Grunde:

Vor etwa vier Jahren glaubte er eine Art Inspiration zu haben und eine Stimme zu hören, die ihm sagte, er habe die Gabe empfangen, Kröpfe zu heilen. Mehrere Monate wurde er von dieser Idee verfolgt. Er theilte sie endlich seiner Frau mit, die es für eine Krankheit der Einbildungskraft hielt. Eines Tags kam er mit einem Menschen, der einen Kropf hatte, zusammen; er berührte und heilte ihn; er suchte andere auf, derselbe Erfolg gab ihm neues Vertrauen. Eine epidemische Krankheit hatte sich in der Gegend verbreitet, er glaubte dieselbe Stimme zu vernehmen. Er ging in die Spitäler, wo viele Kranke der Art waren, er berührte sie und heilte eine große Zahl. Er kam nun auf den Gedanken, ob er nicht alle Krankheiten heilen könne. Seine Hoffnungen wurden erfüllt. Bisweilen war er selbst über

dieses Vermögen erstaunt; er gerieth sogar in Zweifel, ob das, was er zu sehen glaubte, keine Täuschung sei. Als er sich aber endlich überzeugt hatte, daß ihm Gott eine besondere Gabe verliehen habe, so widmete er sich ganz allein der Pflege der Kranken.

Nach diesem Zeugnisse eines gelehrten Theologen will ich das von zwei berühmten Aerzten anführen, Faiselow und Artelius, welche die von Greatrakes bewirkten Heilungen sorgfältig untersucht haben.

Ich war erstaunt, sagt Faiselow, über seine Milde, über seine Güte gegen die Unglücklichen und über die Wirkungen, die seine Hand hervorbrachte. Er wendet gar keine besonderen Ceremonien an. Hat er Jemand geheilt, so rühmt er sich dessen nicht; er sagt ihm nur: „Gott erhalte dir die Gesundheit.“ Will man ihm seine Dankbarkeit bezeugen, so antwortet er meist, daß man Gott allein danken müsse. Alle, die ihn gekannt haben, bewundern seine Frömmigkeit und Bescheidenheit, besonders gerne widmete er seine Dienste den Matrosen und den Soldaten, welche an den Folgen der Wunden oder der Kriegsfatiguen krank sind.

Folgendes sagt Artelius:

Ich sah, wie Greatrakes augenblicklich die heftigsten Schmerzen durch die Berührung seiner Hand heilte. Ich sah, wie er einen Schmerz von der Schulter nach den Füßen herabbrachte, wo er sich endlich durch die Zehen verlor. Merkwürdig ist es, daß, wenn er auf diese Weise ein Uebel von einer Stelle wegzog und er aufhören mußte, zu handeln, der Schmerz an derselben Stelle sitzen blieb, wo er aufhörte und nicht nachließ, als bis er ihn durch neue Berührungen nach den Extremitäten hinleitete. Hatten die Schmerzen im Kopf oder in den Eingeweiden ihren Sitz, und verfehlte er sie, so verursachten sie bisweilen furchtbare Krisen, so daß man für das Leben der Kranken fürchtete; aber allmälig gingen sie in die Gliedmaßen über und er entfernte sie ganz. Ich sah ein Kind von zwölf Jahren, das so sehr von scrophulösen Ge-

schwülsten bedeckt war, daß es sich gar nicht bewegen konnte. Greatrakes vertheilte den größten Theil der Geschwülste durch die bloße Berührung seiner Hand; er öffnete mit seiner Lanzette die bedeutendsten, und er heilte die Wunden, indem er sie berührte und sie bisweilen mit seinem Speichel benetzte.

Artelius erzählt hierauf mehrere ausgezeichnete Heilungen, wovon er Zeuge war, und er bestätigt noch eine viel größere Anzahl gesehen zu haben, von denen er die Details nicht angibt. Er bestätigt das Lob, welches Rust und Faiselow den Sitten und dem Charakter Greatrakes ertheilt haben, und er erkennt wie sie an, daß seine Heilungen keine Wunder seien, daß sie nicht immer vollendet waren, und daß sie bisweilen selbst nicht gelangen.

Greatrakes machte später seine Heilungen in London und andern Städten von England bekannt, und ich sehe nicht ein, sagt Pechlin, auf welche Gründe man sich stützen wollte, um diesen Bericht anzugreifen. Die Thatsachen sind mit allen Umständen begleitet angegeben, und jede ist von wenigstens drei glaubwürdigen Zeugen bestätigt. Diese Zeugen sind nicht dieselben in den verschiedenen Fällen, es sind immer verschiedene bei jeder Heilung, und meist sind es Menschen, die durch ihren Stand, ihre Vorurtheile und ihr Interesse leicht bewogen werden, außerordentliche Thatsachen zu verwerfen. Die Theologen sind meist geneigt, Heilungen zu leugnen, die den Wundern ähnlich sind und die nicht durch die Religion bewirkt werden, die Aerzte verwerfen nicht weniger gern solche, die durch ein unerforschliches Mittel bewirkt werden und auf eine Weise, die mit ihren Formeln nicht übereinstimmt, und aus diesen beiden Classen haben viele die Wahrheit dieser Heilungen bezeugt.

Offiziere und große Herren, die über Wunder spotten, haben sich davon völlig überzeugt. Die königliche Gesellschaft zu London hat durch das Organ ihres Präsidenten, des berühmten Robert Bayle die Wahrheit dieser Thatsachen behauptet und Greatrakes gegen die Anklage der Zauberei ver-

theidigt, und Robert Bayle hat in seinem eigenen Namen mehrere dieser Fälle bezeugt.

Die Zahl der von Greatrakes behandelten Krankheiten ist sehr groß. Lähmungen, Blindheit, Taubheit, Wassersucht, Lungenentzündung, Fieber aller Art, Hüftschmerz, Geschwülste, Krebs, Kröpfe 2c. wurden durch die bloße Berührung geheilt.

Merkwürdig ist es, daß wenn er einmal durch die Wirkung seiner Hand die Kraft des Organismus in Bewegung gesetz hatte, Excretionen verschiedener Art entstanden, Schweiße, vermehrter Stuhl, Erbrechen u. s. w.

Von der Person Greatrakes ist auch Folgendes angeführt:

Valentin Greatrakes, Ritter von Alfane, war in der Grafschaft Walerfond 1623 geboren, 1662 glaubte er sich bestimmt, die Kröpfe zu berühren und 1665 versuchte er alle Arten von Krankheiten zu heilen, 1666 ging er nach London und der Hof berief ihn nach Whitehale. Er verrichtete dort mehrere Heilungen. Es begegnete ihm da, was einem einfachen und frommen Menschen leicht begegnen kann; mehrere Hofleute spotteten seiner. Er zog sich hierauf in ein Quartier von London zurück in die Nähe eines Spitals, wo er alle Tage hinging, die Kranken zu berühren.

Er trat mit Robert Bayle in nähere Bekanntschaft. Diesem schrieb er einen Brief über die Details seiner vollbrachten Heilungen. Dieser Brief wurde 1666 in London gedruckt.

Merkwürdiger Seelenzustand durch erlittene Träume.

In Johann Gottfried Jugels „*Physica mystica* und *Physica sacra sacratissima*, eine Offenbarung der uns unsichtbaren magnetischen Anziehungskraft

aller natürlichen Dinge ꝛc." Berlin und Leipzig bei G. J. Decker 1782. 8° findet sich S. 251, §. 27 folgender interessanter Bericht.

„Zu Loszniz im sächsischen Gebirge wohnte in meinen Jugendjahren ein Schneider, Namens Gorgi, der hatte einen einzigen Sohn, welcher in Zwickau die Apothekerkunst erlernte; aus einer Zwistigkeit aber, so dabei entstand, starb ihm sein Weib, worüber der gute Mann in tiefe Gedanken gerieth, daß er endlich wohl das Leben, aber weder Sinn noch Gedanken mehr hatte, auch keine Sprache mehr von sich hören ließ. Seine Schwester nahm ihn aus Mitleiden zu sich und pflegte ihn gehörig, es wurden aber, wie schon angeführt, weder Stimme noch andere Sinnlichkeiten ganzer sieben Jahre an ihm verspürt, er saß beständig an einem Tische hinter einer spanischen Wand ohne Regen und Bewegen, jedoch lebendig; gaben sie ihm etwas zu essen hin, so aß er solches und zwar, wenn es sein syderischer Geist verlangte; war es nun Zeit, etwa einen Abtritt zu nehmen, so nahm ihn seine Schwester auf den Rücken, denn gehen konnte er nicht, und trug ihn so hinaus und auch so wieder herein. Hinter seiner spanischen Wand ließ er ganzer sieben Jahre keinen Laut von sich hören, es wurde auch weiter nichts mehr daraus gemacht, denn dieses Alles war schon zu einer Gewohnheit geworden. Es begab sich aber zu einer Zeit, daß dieser Schwester ihr Sohn in der Stube auf einer Violine spielte, da kam der verstummte sprach- und sinnlose Schneider hinter seiner spanischen Wand oder Schirm hervor, grüßte seinen Vetter sehr freundlich und freute sich über dessen gutes Wohlsein. Hierüber entstand eine große Veränderung. Als sie ihn nun fragten, wo er denn herkäme, und wie es ihm erginge, so wußte er gar Vieles zu erzählen, wie er in der ganzen Welt herumgereist, großen Bataillen und Beilagern großer Herren in den entferntesten Weltgegenden mit beigewohnt hätte, vermeinte auch nichts anders, als daß er mit Leib und Seele daselbst gewesen

wäre. Es wurde alsdann von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit untersucht und befunden, daß alles das, was er erzählt hatte, in den Zeitungen solcher Jahre aufgezeichnet stand.

Er bezeugte gegen Jedermann einen großen Verstand und besondere Freundlichkeit, heirathete wieder und zeugte einen Sohn.

So viel ist mir von dieser sonderbaren Begebenheit bekannt; da ich aber zu jener Zeit nur erst in einem Alter von 18 Jahren war, und damals von Geheimnissen noch nichts verstand, so habe ich weiter keine Nachricht von dieser fernen Begebenheit erhalten können. — Anjetzo möchte ich mit diesem Manne reden, wenn er anders noch lebte, ich würde von ihm gar Vieles erfahren, das mich zu nähern Einsichten in die hohen Erkenntnisse Gottes leiten sollte.

In Adelungs Fortsetzung zu Jöchers gelehrt. Lexikon heißt es von diesem Joh. Gottfr. Jugel: ein Chemicus von Berlin, von dessen Lebensumständen mir nicht weiter bekannt ist, als daß er nebst manchen guten und gründlichen Kenntnissen auch einen starken Hang zur chemischen Schwärmerei hatte, und im Mai 1786 zu Berlin im 79sten Jahre seines Alters starb; so daß also jene Begebenheit des Schneiders Gorgi in das Jahr 1725 fällt.

Der Schlangenbeschwörer in Algier.

Vor einigen Tagen (April 1851) drängte sich auf dem arabischen Markte eine zahlreiche Menge um einen Aïssa-hona (Schlangenbeschwörer). Nachdem dieser Mann seine Menagerie aus einem Sacke herausgelangt und vor sich auf die Erde hingelegt hatte, begann er seine Exercitien damit, daß er viele Gebete hermurmelte, welche die Zuhörer mit abergläubischer Furcht anzuhören schienen, denn die Aïssa-hona gelten für Zauberer.

Seine Sammlung von Schlangen bestand aus großen und kleinen, langen und kurzen. Einige schienen unschädlich, andere mußten gefährlich sein. Der Beschwörer nahm sie eine nach der andern, wickelte sie um seinen Hals, um seine Handgelenke, ließ sich von ihnen beißen an den Lippen, an der Zunge, an den Augenlidern, und bei jeder dieser Proben ließ die immer mehr befriedigte Versammlung einige Münzen fallen. Die maurischen und jüdischen Weiber und die Negerinnen standen auf ihren Zehen und gaben ihre Neugierde, ihren Beifall oder ihre Furcht auf mancherlei Weise zu erkennen.

In dem Augenblicke, wo ein neues Probestück, noch überraschender als die vorigen, die Aufmerksamkeit der Zuhörer fesselte, nahm eine große Schlange, welche in diesem Augenblicke nichts zu thun hatte und sich von ihren Anstrengungen erholen zu wollen schien, plötzlich ihren Lauf zwischen den nackten Beinen der Umstehenden hindurch nach der Chaussee. Die nackten Füße zogen sich mit der behendesten Schnelligkeit zurück und der Flüchtling hatte bald die Straße erreicht. Da lief ein Wachtelhund aus dem Gedränge heraus über den Weg. Die Schlange springt ihm an den Bauch und wickelt sich um seinen Leib, ihren platten Kopf nach den Ohren des Hundes gerichtet. Der Hund, anstatt zu laufen, drehte sich im Kreise herum und stieß ein klägliches Geschrei aus, entweder weil er das Bewußtsein der Gefahr hatte, oder weil die um seinen Leib gewickelte Schlange ihn quetschte. Der Zauberer von dem Vorfall unterrichtet, eilte zu rechter Zeit herbei. Er sprach einige Worte, ohne die Schlange zu berühren und augenblicklich fing sie an langsam die Schlingen zu lösen, womit sie den Hund zusammenschnürte, streckte sich auf die Erde aus und ließ sich zum Erstaunen der Zuschauer mit der größten Geduld wieder fangen. Der Hund aber war aufs geschwindeste davongelaufen.

Zauberische Einwirkung in die Ferne.

In einer Gemeinde der Umgegend von Paris sollte ein Grundstück gerichtlich an den Meistbietenden verkauft werden. Obgleich das Angebot überaus niedrig gestellt wurde, so bot doch Niemand darauf, weil dieses Grundstück dem Vater G. abgepfändet war, der unter den Bauern für einen gefährlichen Zauberer gilt. Nach langem Zaudern wagt es endlich ein Bauer, Namens L., durch die Wohlfeilheit des Preises verführt, und wird Käufer des Feldes.

Den folgenden Tag begab sich unser Bauer, das Grabscheit auf der Schulter, singend auf seinen neuen Acker. Da erblickte er einen unheimlichen Gegenstand. Es war ein Kreuz, an welches ein Papier geheftet war mit den Worten: „Wenn du das Grabscheit in mein Feld setzest, so wird in der Nacht ein Gespenst kommen und dich quälen.“ Der Bauer warf das Kreuz um und machte sich an die Arbeit; aber er hatte keinen rechten Muth; er dachte wider seinen Willen an das Gespenst, welches ihm angekündigt war. Er verließ sein Tagewerk frühzeitig, ging nach Hause und legte sich ins Bett, aber seine Nerven waren zu aufgeregt, er konnte nicht schlafen. Um Mitternacht sah' er eine lange weiße Gestalt in seiner Stube hin und her gehen; sie nähert sich ihm und murmelt: „Gib mir mein Feld wieder.“

Die Erscheinung wiederholte sich die folgenden Nächte. Der Bauer wird vom Fieber befallen. Dem Arzte, welcher ihn nach der Ursache seiner Krankheit fragte, erzählte er die Erscheinung, die ihn quälte, und daß ihn der Vater G. behext habe. Der Arzt ließ diesen Mann kommen und verhörte ihn in Gegenwart des Dorfschulzen. Der Zauberer gestand, daß er in seiner Stube jede Nacht, in einen weißen Laken gehüllt, auf und ab gehe, um den Käufer seines Feldes zu ängstigen. Auf die Drohungen, die ihm gemacht wurden,

ihn zu verhaften, wenn er die nächtlichen Bubenstreiche fortsetzte, verhielt er sich ruhig. Die Erscheinungen blieben aus und der Bauer bekam seine Gesundheit wieder.

Wie konnte dieser Zauberer, wenn er des Nachts in seiner Stube auf und ab ging, von dem Bauer gesehen werden, dessen Wohnung 3000 Fuß weit entfernt war? Wir wollen dieses Phänomen nicht erklären; wir wollen nur bemerken, daß diese Thatsache nicht ohne Vorgänger ist, und daß sie in der unverwerflichen Auctorität des Herrn Recamier eine Stütze findet.

Vor einigen Jahren kam Herr Doctor Recamier von Bordeaux zurück; er fuhr mit Postpferden durch ein Dorf, es zerbrach ein Rad am Wagen, man lief zum Stellmacher, der in der Nähe wohnte. Aber dieser Mann lag krank im Bette, und man war genöthigt, einen seiner Handwerksgenossen aus dem nächsten Dorfe zu holen.

Während der Schaden wieder ersetzt wurde, ging Herr Doctor Recamier zu dem kranken Bauer und befragte ihn über den Ursprung seiner Krankheit. Der Stellmacher antwortete, seine Krankheit komme von Mangel an Schlaf; er könne nicht schlafen, weil ein Kupferschmid, der am andern Ende des Dorfes wohne und dem er seine Tochter nicht habe zur Ehe geben wollen, ihn daran hindere, dadurch, daß er die ganze Nacht auf einen seiner Kessel schlage.

Der Doctor ging zu dem Kupferschmid und fragte ihn ohne Weiteres geradezu:

„Warum schlägst du die ganze Nacht auf deinen Kessel?"

„Je nun, das geschieht, um den Nikolaus am Schlafen zu hindern."

„Wie kann denn Nikolaus dich hören, da er eine halbe Stunde von hier wohnt?"

„O," antwortete der Bauer mit schelmischem Lächeln, „ich weiß recht gut, daß er mich hört."

Herr Recamier gebot dem Kupferschmid, sein Lärmen einzustellen und drohte, ihn gerichtlich verfolgen zu lassen,

wenn der Kranke stürbe. Die folgende Nacht konnte der Stellmacher ruhig schlafen und einige Tage nachher ging er wieder an seine Arbeit.

In den Betrachtungen, mit denen Herr Dr. Recamier diese Thatsache begleitet, schreibt er sie der Macht des Willens zu, dessen ganze Gewalt man noch nicht kennt. Uebrigens wird dieses Phänomen denen nicht unerklärlich erscheinen, welche in die Geheimnisse des Magnetismus eingeweiht sind.

Sympathetische Heilung der Warzen.

Auszug aus einem Briefe an einen Magnetiseur in Paris.*

— — — Eine bejahrte Dame, Frau Moulin, eine alte Freundin meiner Mutter, war untröstlich darüber, daß seit einiger Zeit eine sehr häßliche Warze sich an der Seite ihrer Nase eingefunden hatte und daß dieser Auswuchs von Tag zu Tage größer wurde. Sie wollte diese Warze durch eine Operation entfernen lassen, aber ihr Arzt protestirte dagegen. Da erbot sich endlich ihr Gärtner, sie von ihrem kleinen Paket zu befreien, und rieb ihr die Warze mit dem Rücken (das heißt mit der gelben Seite des Rückens, welche die Erde nicht berührt) einer großen Gartenschnecke ohne Haus. Darauf ging er mit der Schnecke fort, die noch lebend und keineswegs zerquetscht war, und spießte sie vermittelst eines schwarzen Dornes an seinen Schrank wo er sie sterben ließ. Je nachdem die Schnecke verwelkte, verwelkte auch die Warze der Frau Moulin. Endlich

* Diese Heilung von Warzen, Flechten ꝛc. durch nackte Schnecken ist unter dem Volke in Schwaben ein schon längst bekanntes Mittel. Es ist aber so zu empfehlen, daß wir die Erfahrungen eines Ausländers davon hier gerne geben.

nach etwa vierzehn Tagen, als der Gärtner bemerkt hatte, daß die Schnecke ganz trocken sei und sich zerreiben ließe, ging er zur Frau Moulin, um ihr ihre nahe Heilung zu melden. Aber er konnte nicht bis an Ort und Stelle kommen, denn es kam ihm die Magd entgegen, um ihm zu sagen, daß an diesem Morgen Frau Moulin beim Erwachen ihre Warze in ihrem Bette gefunden habe.

Ich habe mich zu dem Gärtner begeben und ihn gefragt, von wem er dieses Mittel habe? Er hat mir geantwortet, daß vor etwa zwanzig Jahren ein Landmann, der ihn bekümmert darüber gesehen, daß eine seiner Hände buchstäblich mit sechszig Warzen bedeckt sei, und daß er auch eine andere große Warze auf der rechten Augenbrauen habe, welche sein Auge bedrohe, ihm dieses Mittel angerathen habe, und daß er, der Gärtner, seine sechszig Warzen an der Hand und die auf der Augenbrauen mit einer und derselben großen gelben Schnecke ohne Haus sanft bestrichen habe, und daß, sobald die Schnecke trocken gewesen, auch die 61 Warzen abgefallen und nicht wiedergekommen seien.

Als ich ihn fragte, ob er dem schwarzen Dorne, mit welchem er die Schnecke angespießt habe, irgend eine Kraft zuschreibe, antwortete er mir, er wisse ganz und gar nicht, ob der Dorn oder seine Farbe etwas zur Heilung beitrügen, und wenn er sich eines schwarzen Dornes bediene, so geschehe es nur, weil man es ihm so gesagt habe. — — — Man hat mir nur empfohlen, fügte er hinzu, die Schnecke beim Anreiben ja nicht zu zerquetschen, weil sie lebendig angespießt werden müsse, an eine Mauer oder sonst wohin, und daß man sie dort ganz ungestört müsse sterben und verdorren lassen.

Derselbe Gärtner behauptet, daß eine so angewandte und behandelte Schnecke auch in wenigen Tagen die Flechten heile, welche die Landleute zuweilen bei der Behandlung des Viehes bekommen.

Bricquebec, den 22. Oktober 1849.

Achille Doisnel.

Die Mantras in Ceylon.

Es gibt in Ceylon drei Wissenschaften: Astrologie, Medicin und das Mantra-schastra, d. i. die Wissenschaft der Zauberformeln. In Ceylon, wie in ganz Indien, zweifeln nur wenige an der Allmacht der Mantras. Sie schützen in jeder Art von Gefahr und geben unzählige Wege an die Hand, den Feinden zu schaden. Reichthum, Ehre, Herrschaft über Menschen, Elemente und Götter: alles läßt sich durch Mantras erlangen. Der Budhismus verbietet seinen Anhängern mit Geistern und Dämonen irgend welchen Verkehr zu unterhalten; trotz diesen Gesetzen aber glauben die Budhisten viel fester an Zauberer durch Mantras und an Dämonen, als an die Formeln des öffentlichen Tempeldienstes. Mantras und Geister gehören nämlich zusammen. Das Mantra ist nichts als eine Reihe von zum Theil sinnlosen Lauten und Worten, aber in ihm schlummern alle möglichen Kräfte; man muß sich nur auf seine Belebung verstehen. In der jetzigen verderbten Weltzeit gelingt die vollständige Belebung (oder Dschiwami) der Mantras nicht mehr; die Menschen sind zu schwachherzig, den beständigen Verkehr mit Geistern und Dämonen zu ertragen, zu ängstlich, sich auf einen rechten Kampf mit höheren Mächten einzulassen; die Drohungen und Flüche, mit welchen allein man diese unterwerfen kann, erscheinen auch dem besten Zauberer zu fürchterlich, als daß nicht der Gedanke an eine mögliche Rache der Dämonen ihn in seiner Arbeit lähmen sollte. Jedes Mantra hat seine eigene Belebungsweise; doch ist die Dschiwami aller Mantras in der Hauptsache dieselbe.

Der Katadiya oder Zauberer muß zuerst den besten Platz finden, um die Belebung vorzunehmen. Dazu eignen sich Kreuzwege, Begräbnißplätze, die Mitte eines offenen Feldes, der Fuß eines großen Baumes oder die Furt eines Flusses,

alles Orte, an denen Dämonen sich gern aufhalten. Die Zeit ist entweder der Hahnenschrei, oder Mittags, oder Dämmerung nach Sonnenuntergang, oder Mitternacht, denn zu andern Zeiten sind die Dämonen mehr oder weniger gebunden. Zur gehörigen Stunde begibt sich der Katadiya mit drei oder sieben verschiedenen Blumenarten, Betelblättern, Weihrauch und Opfern an den bestimmten Platz. Die Opfer bestehen in etwas gekochtem Reis, sieben Arten gerösteter Saamen, gekochten Eiern, Blut, einem Hahn und dergleichen. Dann setzt oder legt er sich rücklings auf den Boden, die nöthigen Opfer an seiner Seite und mit einem Faden oder einem Betelblatt in der Hand und wiederholt das Mantra 3 oder 7 oder 28 oder 128 Mal. Je größer der Zweck ist, den diese Zauberformel hat, desto mehr häufen sich nun die Schwierigkeiten. Der Katadiya wird ängstlich und schwindlich, dann regnen Steine und Prügel auf ihn, ohne daß sie doch seinen Körper berühren; er hört den Kampf von wüthenden Elephanten, die ihm immer näher kommen, oder es erscheint ein Greis, mager und gebückt, mit einem Bart bis auf die Knie, drei bis vier Zoll langen Zähnen und feurigen Augen, und hinkt hüstelnd und grinsend auf den Zauberer los, bis dieser ihm das geeignete Opfer reicht und er damit verschwindet. Da steht plötzlich auf der andern Seite ein fünfzig Fuß hoher Geist, kohlschwarz, am ganzen Leibe mit ein bis zwei Fuß langem Haar bedeckt, die Augen vorhängend und Flammen sprühend; er knirscht mit den Zähnen und macht die Erde unter seinen Füßen erdröhnen; jetzt ruft er mit Donnerstimme, in diesem Augenblick muß er sein Opfer haben oder der Katadiya ist verloren. Um dieser Gefahr willen läßt er sich von fünf bis sechs entschlossenen Männern auf den Platz begleiten, damit er bei diesen Erscheinungen mehr Muth behalte. Zehn, zwölf, ja fünfzig Dämonen jeder Art von der Höhe etlicher Zolle bis zu hundert Ellen und von allen Farben des Regenbogens kommen und verschwinden auf diese Weise innerhalb einer Stunde,

und wenn der Katadiya vermag, sein Mantra troß aller dieser Unterbrechungen zu Ende zu murmeln, so ist seine Absicht erreicht, die Formel ist belebt und alle Creatur muß sich davor beugen. Weil aber die Gefahr so groß und die Menschen unserer Tage so schwach sind, wagt man sich gegenwärtig fast nur an die kleinen Mantras, und die großen Mantras, mit denen man z. B. in einer Stunde alle Europäer in's Meer treiben könnte, bleiben unbenutzt liegen.

Ein Vorfall eigenthümlicher Art in Frankreich.

Die in Chartres erscheinende Zeitung l'Abeille vom 11. März 1849 enthält als Correspondenzartikel folgende Erzählung, die schon vom Constitutionel, aber sehr unvollkommen, mitgetheilt worden ist:

28. Februar 1849.

Ich weiß nicht, ob Sie schon von Thatsachen gehört haben, die sich seit zwei Monaten in Guillonville, einer Gemeinde dieses Cantons (Orgères), ereignen. Ich will sie mit aller Genauigkeit erzählen, welche so außerordentliche und mir unerklärliche Thatsachen erfordern. Die ganze Bevölkerung des Cantons Orgères ist davon ergriffen und macht sie fortwährend zum Gegenstand ihrer Unterhaltung. Ich habe sie selbst aus dem Munde einer Menge glaubwürdiger Augenzeugen vernommen.

Im Laufe des letztverflossenen Dezembers bemerkte V. Dolleans, Müller und Landwirth zu Gaubert, Gemeinde von Guillonville, daß man ihm jede Nacht Heu stehle. Wer war nun der Urheber dieses Diebstahls? Sein Argwohn leitete ihn auf einen gewissen V., der in seinen Diensten stand. Er gab ihn an. Das Gericht hielt Haussuchung bei dem verdächtigen Menschen, konnte aber nichts entdecken, was

den Argwohn des H. Dolleans gerechtfertigt hätte. Zwei Tage nach dieser Untersuchung ward der Pferdestall des Müllers zu Gaubert in Brand gesteckt; aber glücklicherweise bemerkte man das Feuer, ehe es große Verwüstungen anrichten konnte, und man kam mit dem Schrecken davon. B. kam wieder in Verdacht dieses Verbrechens. Man hatte ihn, so hieß es, an dem Abend, an welchem das Feuer im Stalle ausbrach, um das Haus herumschleichen sehen; es war eine fünfzehn Jahre alte Magd dieses Meierhofes, Namens Adolphine Benoit, welche behauptete, ihn gesehen zu haben. B. wurde verhaftet und nach Chateau-dun abgeführt. Nach 32 Tagen wurde er wieder entlassen.

Indeß begann zwei Tage nach der Verhaftung des B. bei H. Dolleans zu Gaubert eine Reihe außerordentlicher Thatsachen, welche noch fortdauern. Eines Morgens, zu Ende Dezembers, fand H. Dolleans die Thüren seiner Stallungen, seiner Scheuer, seiner eigenen Wohnung geöffnet; zugleich waren die Schlüssel verschwunden. Während des Tages ließ er gute und starke Vorlegschlösser an alle Thüren legen; als er aber am folgenden Morgen um fünf Uhr aufstand, waren alle Vorlegschlösser verschwunden, mit Ausnahme dessen, welches die Thür der Scheuer verschloß. H. Dolleans glaubte nun, daß dreiste Diebe bei Nacht die Schlösser und Schlüssel stählen. Er bewaffnete sich mit seiner Flinte und stellte sich als Schildwache nicht weit von seiner Scheuer, fest entschlossen, auf den ersten, der sich sehen ließe, zu schießen. Da bleibt er stehen bis gegen Tagesanbruch, 7½ Uhr. In diesem Augenbick wendet er *sich ein wenig* hinweg, und verschwunden war auch *das Vorlegschloß an der* Scheuer. H. Dolleans geht in's Haus zurück und erzählt seiner Frau und seinen Leuten, was ihm widerfahren ist. Alle erschraken. Das Verschwinden des letzten Vorlegschlosses erscheint ihnen als etwas Uebernatürliches.

Der ganze Tag verging vollkommen ruhig; Frau Dolleans, die sehr beunruhigt war, ersuchte ihre Magd (die oben

genannte) knieend die sieben Bußpsalmen vorzubeten, in der Hoffnung, im Gebet Hülfe gegen ihre Furcht zu finden. Kaum ist das Mädchen niedergekniet, so schreit sie: Wer zieht mich denn am Rock? — und das am Morgen verschwundene Vorlegschloß erscheint an ihrem Rücken hängend. Große Aufregung und großer Schrecken im Hause. Dieß war der 31. Dezember.

Von dieser Zeit an erfuhr Adolphine Benoit die sonderbarsten Dinge. Bald kamen plötzlich Stricke, Lichter, Lumpen und Wische, Brodkörbe, Schoppen voll Wasser und sogar altes Aas auf ihren Rücken oder in ihre Taschen; bald kamen Küchengeräthschaften, Casserole, Pfannen, Kochlöffel u. drgl. und hingen sich an die Bänder ihres Rockes oder ihrer Schürze. Ein anderes Mal, wenn sie in den Pferdestall ging, fiel das Riemenzeug über sie her und umwickelte sie dergestalt, daß sie Hülfe bedurfte, um sich wieder loszumachen. Einmal kamen auch im Pferdestall die beiden Kummte und hingen sich über ihre Schultern. Sie lachen ohne Zweifel, Herr Redacteur, über diese tollen Vorgänge; aber die junge Magd und ihre Herrschaft lachten nicht; sie waren von unsäglicher Angst ergriffen. Adolphine Benoit wurde krank davon und nach Patay in's Hospital gebracht, wo sie fünf Tage verlebte, ohne irgend eine Anfechtung zu verspüren.

Sie kam zu ihrer Herrschaft zurück. Kaum setzte sie den Fuß dahin, so fing Alles von Neuem an: dieselben Vorfälle und andere von neuer Art quälten sie wie vorher. Mehr als zwanzigmal fielen zwei Bretter, 3 bis 4 Fuß lang, die ein Gestell bildeten, ihr auf den Rücken in dem Augenblicke, wo sie die Stube betrat. Man hat sogar gesehen, wie diese zwei Bretter, nur auf einem Ende stehend, gegen alle Gesetze der Schwere im Gleichgewicht blieben. Oft wurde Adolphine, sei es im Gehen, oder wenn sie vor ihrer Herrschaft stand, plötzlich mit einem langen Sacke bedeckt, der sie vom Kopf bis zu den Füßen einhüllte. Andere Male huckte ihr der Dreifuß, oder der Bock zum Holzsägen auf den Hals. Sehr

oft kamen plötzlich mitten in einem Gespräch Stricke oder Bänder und schnürten ihr die Kehle so fest zu, daß sie den Athem verlor. Ich würde kein Ende finden, wenn ich Ihnen Alles erzählen wollte, was die Zeugen dieser räthselhaften Thatsachen berichten. Aber — so werden Sie vielleicht fragen — war denn keine List, keine Spiegelfechterei von Seiten der jungen Magd im Spiel? Dieß meinten Anfangs einige kluge Personen. Eine unter ihnen, Jungfer Dolleans, die Schwester des Hausherrn, eine sehr fein spürende und scharfsinnige Person, machte es sich zur Aufgabe, Adolphine zu überwachen. Vierzehn Tage lang wich sie nicht von ihrer Seite, weder bei Tag noch bei Nacht; sie verließ sie nicht einen Augenblick. Aber Jungfer Dolleans war nicht im Stande, den mindesten Betrug zu entdecken.

Schon seit länger als einem Monate wiederholten sich diese Quälereien mit immer zunehmender Stärke, als man endlich beschloß, die Magd zu entlassen. Sie kehrte zu ihrem Vater nach Peronville zurück, und das arme Geschöpf war sogleich von aller Anfechtung befreit.

Bei Herrn Dolleans kehrte anfangs Alles zur vollkommensten Ruhe zurück, die etwa zehn Tage dauerte. Aber am Aschermittwoch versetzten Ereignisse, die eben so unerklärlich waren, als die früheren, die Familie in neuen Schrecken. Dießmal war aber nicht mehr eine Magd die Zielscheibe, sondern der jüngste Sohn des H. Dolleans, ein zwei bis drei Monate altes Kind. Eines Tages, als die Mutter es auf ihrem Schooße hielt, verschwand plötzlich die Mütze des Kindes, und man weiß nicht, wo sie hinkam. Frau Dolleans setzte ihm eine andere auf: bald wurde auch diese entführt, aber durch einen großen hölzernen Schöpflöffel ersetzt, der zum großen Schrecken der Mutter den Kopf des Kindes bedeckte. Seit acht Tagen wird das Kind auf die mannigfaltigste Art heimgesucht, trotz der beständigen Wachsamkeit der Eltern. Jeden Augenblick fallen Küchengeräthe auf dasselbe oder in die Wiege. Ich selbst habe Feuerschaufel, Feuer-

zange, Kohlpfanne und viele andere Gegenstände plötzlich darin erblickt, ohne daß man errathen konnte, wie alles dieß transportirt wurde. Frau Dolleans hat mir versichert, daß sie es vergeblich versucht habe, geweihte Schaumünzen oder Kreuze dem Kinde an den Hals zu hängen: diese Gegenstände verschwanden auf eine unbegreifliche Weise einen Augenblick, nachdem sie angehängt worden waren.

Ihnen den Eindruck zu beschreiben, welchen diese Vorfälle unter uns machten, wäre unmöglich: ich verzichte darauf. Alle Welt schreit, als über Zauber und Hexenwerk: man geht sogar so weit, widersinnige Beschuldigungen gegen mehrere Personen laut werden zu lassen, die ohne Zweifel an Allem unschuldig sind.

Halten Sie, Herr Redacteur, diese Thatsachen für würdig, Ihren Lesern vor Augen gelegt zu werden, so bevollmächtige ich Sie, meinen Brief drucken zu lassen; wenn nicht, so werfen Sie ihn in's Feuer.

(Anmerkung der Redaction.) Schon vor acht Tagen haben wir diesen Brief von unserem Correspondenten erhalten. Wir haben ihn nicht bekannt machen wollen, ohne uns vorher an Ort und Stelle zu begeben. Zwei von uns sind diese Woche in den Canton Orgères gereist: sie haben verständige Männer, Augenzeugen, unterrichtete Landwirthe, Priester, Aerzte befragt; alle haben die von unserm Correspondenten behaupteten Thatsachen für richtig erklärt. Aber wie soll man so außerordentliche Begebenheiten enträthseln? Hier schweigen wir. Der Wissenschaft und der Kirche steht die Lösung zu. *

*) Sie hätte näherer Untersuchung und Beglaubigung bedurft.

Ein armer Savoyard, der nach dem Tode keine Ruhe hat.

Der Großvater meiner Frau (Lambert), Eisenhüttenmeister in der Franche-Comté, hatte einen jungen Schornsteinfeger, etwa zwölf Jahre alt, zu seinem Bedienten angenommen. Er war schon ungefähr zehn Jahre im Hause, als er eines Tages auf einem Pferdemarkte einen Hufschlag auf die Brust bekam, der jedoch nicht sehr heftig gewesen zu sein schien, da sein Dienst dadurch nicht unterbrochen wurde. Aber es hatte sich innerlich ein Geschwür gebildet, welches sich nach sechs Wochen ergoß und einen fast augenblicklichen Tod herbeiführte. Drei Tage lang zweifelte der Arzt an dem Tode des armen Bedienten, so gut hatte sich seine Gesichtsfarbe erhalten, und verbot deßhalb, die Beerdigung vorzunehmen. Da sich jedoch am vierten Tage Fäulniß gezeigt hatte, wurde das Verbot aufgehoben, und Mouton, so hieß er, auf dem Kirchhofe begraben. Seitdem vergingen zwei Monate in gewöhnlicher Einförmigkeit; aber dann ereigneten sich im Hause auf einmal sonderbare Dinge, welche Staunen und Schrecken verbreiteten. Anfangs läßt sich in der Stube des ersten Commis der Manufactur, eines Mannes von reifem Alter und hellem Verstande, ein ungewöhnliches Geräusch vernehmen. Ein Stuhl ohne Lehne, der vor seinem Schreibpulte steht, wird umgestürzt; Papiere, Federn, Amtsbücher werden zur Erde geworfen. Das Kamin, auf dem eine Menge Kleinigkeiten stehen, bleibt ebenso wenig verschont. Nur solche Gegenstände, die beim Herabfallen zerbrechen können, bleiben auf die Bitte des Commis, der bei allen diesen Vorgängen doch nicht den Kopf verliert, unangetastet. Da kam er auf den Gedanken, daß es wohl der Geist des armen Mouton sein könnte, der seine Gegenwart auf diese

Weise zu erkennen gäbe. An einem andern Tage waren es Steine, die zu seinen Füßen niederfielen, während er eine Treppe hinaufstieg. Dann wieder händevoll kleiner Kieselsteine, welche gegen die Casserole, die in der Küche neben einander aufgehängt waren, geschleudert, gewaltiges Klirren verursachten, und zwar in Gegenwart der Dienerschaft des Hauses.

Endlich redete der Vater Gouzal (so nannte man den ersten Commis) den Geist des Mouton mit diesen Worten an: Mouton, mein Freund, wenn Du etwas bedarfst, so sage es mir, und wenn Du nicht sprechen willst, so ist hier Papier, Feder und Tinte: schreib Deinen Willen auf, ich werde mich beeilen, ihn zu vollziehen. Keine Antwort von Mouton, und der Lärm wurde nur noch ärger. Diese geheimnißvollen Vorgänge dauerten seit mehreren Tagen und wurden zum Gegenstande der Unterhaltung aller Bewohner des Orts. Der Vater Gouzal, des Unwesens überdrüssig, entschließt sich endlich, zum Pfarrer zu gehen, erzählt im Alles, was vorgeht, und bittet ihn um eine Erklärung. Der Priester antwortet, er begreife die ganze Sache nicht und könne also auch keine Erklärung geben; dieß sei aber auch kein Grund, die Thatsachen in Zweifel zu stellen. Endlich fragte er Herrn Gouzal, ob ihm Mouton vielleicht etwas zum Aufbewahren gegeben habe. Aha! rief jetzt Herr Gouzal, ja, ja! ich habe 12 Francs, die ihm gehören. Der junge Bediente betrachtete nämlich diesen Commis wie einen Vater: er hatte von ihm Lesen und Schreiben gelernt, und gab ihm seine Ersparnisse zum Aufbewahren. Wohlan denn, sagte der Priester, wenden Sie das Geld dazu an, für die Seele des Verstorbenen beten zu lassen. In diesem Sinne wurde eine Uebereinkunft getroffen, und von diesem Tage an kehrten Ordnung und Friede in's Haus zurück.

Aber das ist noch nicht Alles. Mouton hatte eine Familie in Savoyen, welcher er selten Nachricht von sich gab. Eines Tages kommt sein Bruder zu H. Lambert, dem Eisen-

hüttenmeister, gerade vier Monate nach den oben erzählten Vorfällen, und verlangt seinen Bruder zu sehen. Da erfährt er, daß derselbe gestorben ist. Wir haben zu Hause wohl gedacht, sagte er traurig, daß ihm ein Unglück widerfahren wäre; denn vor vier Monaten sind wunderliche Dinge in unserem Hause vorgefallen. Und nun erzählte er Vorfälle, die den obigen ganz ähnlich waren. Deßhalb wollten auch meine Eltern, fuhr er fort, ich sollte mich auf den Weg machen, um meinen armen Bruder zu sehen.

(Paris) 5. mars 1849.

Gaspart
3. rue Coq-Héron.

Steinwürfe auf ein Haus in der rue des Grés zu Paris.

In einem Aufsatze dieser Blätter, 5. Jahrgang, 2. Heft, Seite 184, Zeile 6, ist bei Gelegenheit eines Hauses in Alexandrien, welches von unsichtbarer Hand mit Steinen beworfen wird, eines ähnlichen, „wohlerwiesenen Falles“ in Frankreich erwähnt worden. Dieser Fall ist nachher durch Cahagnet's Buch: Arcanes de la vie future bekannter geworden; da wir aber seitdem in den Stand gesetzt worden sind, noch über das Ende derselben zu berichten, so wollen wir, da er höchst merkwürdig amtlich constatirt und unerklärt geblieben ist, ihn hier unsern Lesern mittheilen.

Aus der Gazette des tribunaux (Zeitung der Gerichtshöfe) gibt die Zeitung la République vom 3. Februar 1849 folgende Erzählung:

„Eine der sonderbarsten Thatsachen, welche sich seit drei Wochen jeden Abend, jede Nacht wiederholt, ohne daß die thätigsten Nachforschungen, die verständigste und beharrlichste

Aufsicht bis jetzt auf die Entdeckung der Ursache geführt hätte, bringt das ganze Stadtviertel der Montagne-Sainte-Geneviève, der Sorbonne und des Platzes St. Michel in Aufruhr. Die doppelte, sowohl von Seiten des Gerichts, als von Seiten der Verwaltungsbehörde veranstaltete Untersuchung, welche seit mehreren Tagen ohne Unterbrechung fortgeführt wird, hat übereinstimmend mit der öffentlichen Kunde Folgendes als unbezweifelt herausgestellt:

„Es hat ein Niederreißen begonnen zur Anlegung einer neuen Straße, welche die Sorbonne mit dem Pantheon und der Rechtsschule verbinden, und die Straße des Grés in der Gegend einer ehemaligen Kirche, welche nach einander als Schule des wechselseitigen Unterrichts und als Infanterie-Kaserne gedient hat, durchschneiden soll. Am Ende eines der geräumten Bauplätze, auf dem sonst ein öffentlicher Tanzsaal stand, befindet sich der Holzplatz eines Händlers, welcher Holz nach dem Gewichte und Kohlen verkauft. An diesem Holzplatze steht ein Wohnhaus, das nur ein Stockwerk hoch ist. Es ist eine Strecke weit von der Straße entfernt und von den niedergerissenen Wohnhäusern durch weite Durchbrüche in der ehemaligen, unter Philipp August erbauten, und durch das jetzige Einreißen zu Tage gekommenen, Ringmauer von Paris getrennt. Dieses Haus wird jeden Abend und die ganze Nacht durch einen Hagel von Wurfgeschossen bestürmt, welche durch ihre Größe und durch die Heftigkeit, mit welcher sie geschleudert werden, solchen Schaden anrichten, daß das Haus durchlöchert ist, daß die Fensterrahmen und die Thürfutter zertrümmert sind, als hätte das Haus eine Belagerung ausgehalten.

„Woher kommen diese Wurfgeschosse, welche aus Pflastersteinen, Bruchstücken vom Einreißen aus ganzen Mauersteinen bestehen und die nach ihrem Gewicht und nach der Entfernung, aus welcher sie kommen, offenbar nicht von Menschenhand geschleudert werden können? Dieß zu entdecken, ist bis jetzt nicht möglich gewesen.

Vergebens hat man unter der persönlichen Leitung des Polizei-Commissärs und mit geschickten Gehülfen Tag und Nacht hindurch Wache gehalten; vergebens hat sich der Vorgesetzte des Sicherheitsdienstes an Ort und Stelle begeben; vergebens hat man alle Nächte in die umliegenden Räume Wachhunde abgeschickt; nichts hat diese Erscheinung erklären können, welche das Volk in seiner Leichtgläubigkeit geheimen Kräften zuschreibt. Die Wurfgeschosse haben fortgefahren, mit Krachen auf das Haus zu regnen; sie flogen sehr hoch über den Häuptern derjenigen hin, die selbst auf den Dächern der umliegenden Häuser Wache hielten; sie scheinen aus großer Entfernung zu kommen und erreichen ihr Ziel mit gewisser mathematischer Genauigkeit; keines scheint in seiner parabolischen Curve von dem unveränderlich bestimmten Ziele abzuweichen.

„Wir gehen nicht weiter in's Einzelne dieser Thatsache ein, die ohne Zweifel bei der sorgsamen Thätigkeit, die sie hervorgerufen hat, nächstens eine Erklärung finden wird. Die Untersuchung erstreckt sich bereits, unter Berücksichtigung des alten Grundsatzes: cui prodest, is auctor (wem es zum Vortheil gereicht, der ist der Urheber), so weit als nur irgend ein Argwohn leiten kann. Doch wollen wir bemerken, daß unter ähnlichen Umständen, welche gleichfalls in Paris großes Aufsehen machten, z. B. als in der Rue Montesqueu jeden Abend ein Regen von kleiner Münze die Neugierigen herbeizog, oder als alle Klingeln eines Hauses in der Rue de Mate von unsichtbarer Hand in Bewegung gesetzt wurden, es nicht gelungen ist, eine Erklärung aufzufinden oder eine Grundursache zu entdecken. Wir wollen hoffen, daß man dießmal zu einem bestimmteren Ergebniß gelangen wird.

Die République vom 4. Februar fährt fort:

„Die Gazette des Tribunaux spricht noch weiter von der berüchtigten, so furchtbaren und besonders so räthselhaften

Kriegsmaschine, die alle Einwohner des Stadtviertels Saint-Jacques in Aufruhr bringt. Sie sagt heute Folgendes:

„Die sonderbare Thatsache des Werfens gegen das Haus eines Holz- und Kohlenhändlers in der Rue Neuve de Clury (hängt mit der Rue de Grés zusammen), nahe am Platze des Pantheons, hat auch heute wieder stattgefunden, troß der ununterbrochenen, an Ort und Stelle geführten Aufsicht.

„Um 11 Uhr, während Agenten auf allen benachbarten Punkten aufgestellt waren, ist ein sehr großer Stein gegen die (verrammelte) Hausthür angeflogen. Um 3 Uhr, als eben der Vorgesetzte des Sicherheitsdienstes und fünf oder sechs seiner Untergebenen damit beschäftigt waren, sich bei den Besitzern des Hauses nach verschiedenen Umständen zu erkundigen, zerborst gleich einer Bombe ein großer Mauerstein zu ihren Füßen.

„Man verliert sich in Vermuthungen. Die Thüren und Fenster sind durch Bretter ersetzt, die inwendig angenagelt sind, damit die Bewohner des Hauses nicht erreicht werden können, wie ihr Hausgeräthe, ja selbst ihre Betten bereits zerschlagen worden sind.“

Die Democratie vom 10. Februar berichtet:

„Seit Sonntag Abend (4. Februar) haben die geheimnißvollen Wurfgeschosse aufgehört, auf das Haus des Holzhändlers in der Rue Neuve-Clury zu fallen.“

Für unsere Leser wollen wir nur noch als höchst wichtig die feststehende Thatsache erwähnen, daß durch alle jene furchtbaren Steinwürfe nie ein Mensch verwundet worden ist.

Nach den Andeutungen einer trefflichen Seherin, der man einen der geschleuderten Steine überreicht hat, um sie auf die Spur zu führen (fern von den Augen der Polizei, versteht sich) müßte man glauben, die unsichtbaren Artilleristen wären vier regulirte Chorherren der französischen Congregation von Sainte Geneviève; sie befänden sich schon seit

Jahrhunderten in sehr verdrießlicher Lage und hätten noch lange Zeit auf keine Verbesserung ihres Schicksals zu hoffen.

Bruchstück aus dem Leben der früheren Somnambule Frau S. in K.

Von Herrn N. mitgetheilt.

Dieselbe wurde im Jahre 1841 von mir magnetisch behandelt, und binnen 36 Tagen von ihrem fünfzehnjährigen Krampfleiden befreit. Seit jener Zeit blieb sie, einige unbedeutende Unpäßlichkeiten ausgenommen, bis Juni 1845 recht munter und gesund. Zu dieser Zeit wurde sie in Folge einer sich zugezogenen Erkältung sehr krank; das alte Uebel, der sie so fürchterlich quälende Magen- und Unterleibskrampf, fand sich wieder mit voller Macht ein und wüthete fast Tag und Nacht unaufhörlich. Alle angewandten Mittel blieben fruchtlos, selbst ärztliche Hülfe blieb trotz aller Mühe ohne Erfolg, sie weigerte sich zwar beständig, Medikamente einzunehmen, indem sie äußerte, kein Arzt könne ihr helfen; doch um die Ihrigen zu beruhigen, nahm sie dennoch Medicin, jedoch nur von Dr. P. in N. homöopathische Mittel, und sagte: nicht diese, sondern nur mein Helfersmann kann mir durch Magnetismus helfen.

Ich wurde gerufen, besuchte sie einigemal, wo ich sie magnetisirte, die Krämpfe ließen auch jedesmal bald nach, und die Kranke verfiel gewöhnlich noch während dem Magnetisiren, schon nach einigen Minuten, in einen ruhigen Schlaf; doch kehrten die Krämpfe gewöhnlich in den nächsten sechs Stunden wieder und quälten die arme Leidende fast ununterbrochen, bis ich sie wieder magnetisirte.

Der großen Entfernung und meiner überhäuften Geschäfte wegen konnte, wie gesagt, das Magnetisiren nur einigemal, und da nur sehr unregelmäßig geschehen, weßhalb an ein Besserwerden nicht füglich gedacht werden konnte.

Endlich hatte Frau S. einen Traum, worin ihr gesagt wurde, sie müsse auf drei bestimmte Tage zu mir, um magnetisch behandelt zu werden; doch achtete sie zu wenig darauf und verpaßte den bestimmten Tag, wo sie zu mir abreisen sollte, und so mußte dieses Vorhaben bis auf weitere zu erwartende Andeutungen unterbleiben.

Mehrere Tage später hatte Frau S. einen zweiten, aber sehr lebhaften Traum, oder vielmehr eine Erscheinung, wo ihr zwölf blendend weiße Geister erschienen, die drei kleine Fahnen vor sich hertrugen und sich ihrem Bette näherten; vor dem Bette blieben alle stehen, und sie bemerkte unter ihnen ihre drei im Jahre 1843, den 8., 13. und 24. August verstorbenen Töchter. Emilie, die älteste, schien zu ihr zu sprechen, es war aber eine andere, ihr jedoch auch schon bekannte Stimme. Durch Emilie wurde ihr nur angedeutet, daß die zu ihr Sprechende diejenige sei, welche auf dem Grabe der heiligen Agnes gesteinigt worden, worauf sie ihr zunickte, meinend, sie wisse schon, wer zu ihr spreche, nämlich, daß es die heilige Emerentia sei, welche früher schon während ihres hellsehenden Zustandes als Schutzgeist so oft um sie gewesen war.

Es wurde ihr nun gesagt: Du mußt auf jenen Berg nach Slawikan in bessere reinere Luft (sie wohnt nämlich in einer Niederung am Walde unweit der Oder) zu Deinem Helfersmann; künftigen Freitag (den 11. Juli 1845) in der neunten Stunde mußt Du da eintreffen, und mußt neun Tage dort verweilen. In der dritten, sechsten oder neunten Stunde mußt Du neun Minuten von Deinem Helfersmann magnetisirt werden. — Du wirst da einen Druck haben, doch fürchte nichts, es wird Dir nichts geschehen. Hierauf verschwanden die Geister alle, und sie nahm sich fest vor, am bestimmten

Tage zu mir zu reisen, um sich, wie angegeben, magnetisiren zu lassen.

Am 11. Juli 1845 in der neunten Stunde war sie glücklich hier in Slawikan angekommen und hatte auf der hiesigen Pfarre eine kleine Stube, deren Fenster eines auf den Kirchhof zeigte, welches ihr sehr angenehm zu sein schien, indem sie von da das Grab ihrer Kinder übersehen konnte, angewiesen erhalten.

Sie ließ mich bald zu sich bitten und machte mir in Betreff des täglichen Magnetisirens obige Mittheilung, wobei sie mir die Wahl der Stunde selbst überließ; ich wählte daher die sechste Stunde Vormittags, weil ich zu dieser Stunde mich am sichersten abmüßigen konnte.

Sie theilte mir nun auch ihre Besorgniß mit über jene Aeußerung, sie werde einen Druck haben, sich aber nicht fürchten solle, denn es würde ihr nichts geschehen, und meinte, wahrscheinlich werde ich wieder wie früher von Geistern beunruhigt werden, ob ich mich nun, schon daran gewöhnt, nicht mehr fürchte, so habe ich mir dennoch Lichter mitgebracht, um die Nacht hindurch immer ein Licht brennen lassen zu können, auch werde ich mein Dienstmädchen auf dem Kanapee in meiner Stube schlafen lassen, schon deßhalb, um, wenn ein starker Krampfanfall sich einfinden sollte, Jemanden bei mir zu haben.

Herr Erzpriester K. hatte ihr, nachdem ich ihm mitgetheilt, was er wissen mußte, Abends eine Kerze geschickt, welche sie diese und die folgenden Nächte brennen ließ. Am nächsten Morgen, den 12. Juli, 6 Uhr, magnetisirte ich sie neun Minuten und entfernte mich bald darauf wieder; am nächstfolgenden Morgen, als am 13. Juli, erzählte sie mir nach dem Magnetisiren, daß sie in der Nacht plötzlich wach geworden, worauf sie mit schweren Tritten Jemand die Treppe heraufkommen hörte; die Tritte waren bis zu ihrer Thüre hörbar, hier übte es einen so starken Druck gegen die Thüre, daß sie jeden Augenblick glaubte, die Thüre müsse einbrechen,

worauf sie wieder mit schweren Tritten die Treppe hinabgehen hörte. Alles war stille, auch sie schlief wieder ein. In der dritten Nacht vom 13. zum 14. Juli wurde sie wieder wie gerufen plötzlich wach, hörte dieselben Tritte die Treppe herauf gegen ihre Stubenthüre zukommen; da angekommen, vernahm sie plötzlich in der Stube ein Geklirre, dem ähnlich, als wenn eine Erbse in eine Schüssel geworfen wird und darin herumrollt; dießmal war auch ihr Dienstmädchen wach geworden und hörte Alles, was vorging. Es erfolgte wieder derselbe Druck gegen die Thüre, worauf es wieder mit schwerfälligen Tritten die Treppe hinunterging. Bald darauf fragte Frau S. ihr Mädchen, hast Du Alles gehört? was jene bejahte. Hierauf sagte sie zu ihr: Nimm ein Licht und geh hinunter, sieh nach, wer herumgeht, ob nicht etwa Jemand krank ist. Das Mädchen ging hinunter bis in die Küche, Niemand war da zu sehen und zu hören, Alles war stille, die Hausthüren hinten und vorne heraus waren verschlossen; auch die beiden Stubenthüren links und rechts, überall war's ruhig. So ging sie zurück und sagte, daß sie im ganzen Hause nichts gesehen und gehört habe, Alle schlafen, Alles ist verschlossen, nur die Küche nicht, und dort ist auch Niemand. Als mir am 14. Juli Morgens Frau S. dieß mittheilte, sagte sie, wenn es heute Nacht wieder kommt, werde ich fragen, was es will. Die vierte Nacht kam, mit ihr auch das plötzliche Erwachen, die schweren Tritte die Treppe herauf wurden hörbar, es kam bis zur Stubenthür, der Druck erfolgte wie die beiden vorhergehenden Male, doch sichtbar wurde nichts; endlich stellte Frau S. mehrere Fragen, worauf der Druck nachließ, sie erhielt nur sehr kurze Antworten; sie mußte viele Fragen stellen, bis sie nur einigermaßen erfuhr, was der Begehr der Erscheinung sei; durch Ja und Nein hatte sie auf ihre vielen Fragen herausgebracht, daß die Erscheinung zur Erlösung ihrer Hülfe bedarf, durch Gebet könne ihr geholfen werden, wenn neun mal neun Vaterunser, ebenso viel Ave Maria und ein Glauben gebetet

würden. Auf die Frage, ob sie nur allein oder ob auch der Priester dasselbe beten solle, war „ja“ die Antwort. Hierauf entfernte sich die Erscheinung wieder wie früher, ohne daß aber dießmal das Mädchen etwas gehört hatte. Am darauf folgenden Morgen, den 15. Juli, theilte mir Frau S. nach dem Magnetisiren Vorstehendes mit, und als ich sie frug, ob sie das Verlangte beten würde, sagte sie, ja, sonst bekomme ich keine Ruhe; und werden Sie, frug ich weiter, dem Priester Alles mittheilen? Versteht sich, ich werde ihn bitten, daß auch er betet, was verlangt wurde. Am nächsten wie die darauf folgenden Morgen erfuhr ich, daß die beiden nachfolgenden Nächte nichts vorgekommen war; sie hatte die Gebete verrichtet, doch der Priester hatte noch nicht gebetet. Am vierten Morgen nach der letzten Erscheinung, als am 19. Juli, regnete es, als ich zu Frau S. ging. Nach dem Magnetisiren sagte sie mir, daß auch diese Nacht nichts vorgekommen sei, worauf ich äußerte, es soll mich wundern, ob die Erscheinung noch einmal wieder kommen wird. Freilich wird sie kommen, erwiederte sie, sie muß kommen, denn sie wird sich bedanken. Frau S. ging täglich in die Kirche, um der Frühmesse, welche bald nach 6 Uhr begann, beizuwohnen, und forderte mich dießmal auf, mitzugehen; weil es regnete, hatte ich nicht viel zu versäumen; ich willigte ein und ging mit ihr auf's Oratorium. Da angekommen, kniete sie nieder und betete, in tiefe Andacht versunken; ich kniete neben ihr; kurz vor der Wandlung wandte sie sich gegen mich und sagte mir leise: Jetzt betet der Priester für den Geist, ich sah hin und bemerkte, wie er sehr lange mit aufgehobenen Händen mit großer Andacht betete, und dann erst die Meßandacht weiter fortsetzte. Nach beendigtem Gottesdienste sagte ich: sehr neugierig bin ich geworden, wie sich diese Geschichte abwickeln wird. Sie ist es bereits, erwiederte sie und ging in die Pfarre; ich begab mich nach Hause. Bemerken muß ich hier, daß Frau S. evangelischer Religion, während dieser Zeit Unterricht in der katholischen Religion begehrte und erhielt,

worauf sie in der Slawikaner Kirche aus eigenem Antrieb das katholische Glaubensbekenntniß ablegte, wobei ich als Zeuge dem feierlichen Akte beiwohnte. Ihr katholischer Mann und ihre Kinder, katholisch erzogen, waren ihr zur Seite, und alle Anwesenden waren durch die schöne herzergreifende Anrede des Priesters tief ergriffen. Merkwürdig war es, daß schon früher in ihren hellsehenden Zuständen sie die katholischen Glaubenslehren besser kannte, wie mancher gute Katholik, sie gab öfter in diesem Zustande, wenn ihre Kinder zugegen waren, die herrlichsten Belehrungen, so daß alle, die sie hörten, bis zu Thränen gerührt um sie herum standen; sie deutete öfter auf das Jenseits hinüber, wie schwer aller Ungehorsam der Kinder gegen ihre Eltern gebüßt werden müsse, ach, nur ein einziger Blick dahin, was ich sehe und gesehen habe, alle Lust zum Bösen würde gewiß Jedem vergehen. Im natürlich wachen Zustande wußte sie dagegen von allem diesem nichts, war auch bis zur Zeit in ihrem Glauben fest, und besuchte nur die evangelische Kirche, bis sie ohne irgend eine Anregung weder von den Ihrigen, noch von anderswoher dazu veranlaßt worden wäre, selbst ihren Entschluß dem Erzpriester mittheilte.

Nun aber zur Geschichte zurück. Als ich am nächsten Morgen, den 20. Juli, nachdem am Tage vorher der Priester das Gebet am Altare verrichtet hatte, um 6 Uhr bei Frau S. erschien, fand ich dieselbe sehr heiter und fröhlich gestimmt, die Stube war aufgeräumt, Alles bereits in größter Ordnung. Ich frug, was dieß zu bedeuten habe, worauf sie erwiederte: Sie werden mich heute nicht mehr magnetisiren, ich bin gesund und reise noch heute nach Hause. Nun erzählte sie mir, welches Glück ihr heute Nacht zu Theil geworden, und wie sie dieß Alles fröhlich und munter gestimmt habe, und sagte: daß sie wie früher plötzlich wach geworden sei, bald darauf schien es ihr, als ob Jemand mit leisem Tritt sich ihrer Thüre näherte; sie setzte sich im Bette auf, und in demselben Augenblick erschien bei verschlossener Thür

ein großer Mann ganz weiß in priesterlicher Kleidung, mit einem schönen blauen Bande, in eine Masche am Halse geknüpft, auf der Brust herunterhängend, so näherte er sich bis auf drei Schritte ihrem Bette, hier dankte er ihr unendliche Male für ihre Hülfe, sagte ihr, daß er seit 90 Jahren hätte büßen müssen, nun aber wäre ihm durch sie Hülfe zur Seligkeit geworden. Ich bin hier auf dem Kirchhof begraben, schon oft bist Du über meine abgelegte sterbliche Hülle hinweggegangen, nun erst kehre ich in jenen seligen Frieden ein. So verschwand er unter tausendfältigem Dank allmälig vor ihren Augen, als ob er zum Fenster hinaus verschwunden wäre. Frau S. bedankte sich recht herzlich für meine Mühe und reiste in der neunten Stunde gesund in ihre Heimath. Dergleichen Vorfälle waren in der letzten Periode ihres Hellsehens öfter vorgekommen, wo ich sehr oft den Vermittler, obgleich manchmal sehr ungern, machen mußte, und Vieles unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit. Oft wenn durch die Angehörigen Verstorbener nicht ausgeführt wurde, was zu ihrer Ruhe Noth that, hat sie, um Ruhe vor ihren Erscheinungen zu haben, selbst große Opfer gebracht.

Alpgespenst.

Schon in meiner letzten Einsendung erwähnte ich dieser mir nur sagenweise bekannten Erscheinung. Nunmehr aber ist es mir gelungen, Thatsächliches hierüber zu erheben, namentlich über das bereits in der frühern Einsendung erwähnte Nebelmännlein in der Stutzalp zu Klosters.

Ich lasse den betreffenden Zeugen selber reden. Er awr Senn in der Stutzalp gewesen. Seine Erzählung ist folgende:

I.

Seit etwa neun Jahren gibt sich dieser Spuk nicht mehr kund, vielleicht weil seither eine neue Alphütte an die Stelle der alten erbaut worden ist. Früher, während ich mit meinem Bruder auf dem Stutz sennete, zeigte sich die Erscheinung nicht selten. Er kam nie Vormittags, wohl aber Nachmittags, Abends oder Nachts. Dann jodelte er in hohlen, jammernden Lauten, und wenn Kühe in der Nähe waren, hörten sie es auch und sammelten sich an der Stelle, von wo das Jodeln erklang.

Während ich ihn nur hörte, sah ihn der Bruder. Er war seiner Beschreibung nach kleiner Gestalt und gekleidet wie ein Senn.

Nachts hörten wir ihn zuweilen an der Hütte vorbeistreichen und stöhnen. Sicher konnten wir nach seiner Erscheinung auf die Nacht oder den frühen Morgen schweres Schneewetter erwarten.

Vor wenig Jahren starb ein Mann, der in fremden Kriegsdiensten gestanden und seine Bravour auch diesem Spuk gegenüber zeigen wollte, als er in die Heimath zurückgekehrt war. Dieser Mann befand sich nämlich auch einmal in der Stutzalp, gerade als ein Hirte den Spuk gegen die Hütte herankommen sah. Der Kriegsmann, ein großer, starker Mann, hob einen Jungen in die Höhe und sagte: „Komm', Bub', wir wollen's mit dem Spuk wagen!“ Doch schnell entriß ihm einer der Anwesenden den Knaben mit den Worten: „Laß das Kind, wenn Du Dich unglücklich machen willst, so werde es allein.“ So ging denn der Krieger allein der Gestalt entgegen und wollte sie anpacken. Da stürzte er ohnmächtig zusammen und schwoll von Stunde an am ganzen Leibe auf, so daß man ihn ins Thal hinunter tragen mußte, wo er längere Zeit das Bett hütete, später aber sowohl von seiner Krankheit, als von seinem übelangebrachten Pochen auf die Körperstärke genas.

Dieses Faktum ist mir außer von dem angeführten Zeugen noch von mehreren Personen gleichlautend erzählt worden.

II.

Ein hiesiger Einwohner erzählt mir noch Folgendes: Ich mußte einst während des Wildhauens mit einem Gefährten (dieser wie der Erzähler sind beide noch unverheirathete Männer) in der Hirtenhütte auf dem Burgstall übernachten. Mitten in der Nacht hörten wir Beide draußen hart an der Wand, an welcher wir schliefen, ein Lispeln, bald darauf aber pfeifen, wie es durch die Finger geschieht, und endlich ein Geschrei und Gebrülle der mannigfachsten Menschen- und Thierstimmen. Als wir Morgens aus der Hütte traten, fanden wir hohen Schnee, der über Nacht gefallen war.

III.

Mehrseitig wurde mir in Klosters folgendes Abenteuer eines vor nicht gar langer Zeit verstorbenen angesehenen Landmannes erzählt, der oft und viel die Wahrheit seiner dießfälligen Aussage betheuert habe.

F. B., so hieß dieser Mann, ging einst im Spätherbst auf die Gemsjagd und wollte in einer verlassenen Alphütte übernachten. Er zündete darin ein Feuer an, um seine Suppe zu kochen. Während er so am Feuer saß, kam eine Gestalt, gekleidet wie ein Senn, aus dem Milchkeller und setzte sich schweigend neben ihn. Nachdem sie so eine lange Weile gesessen, während dessen beide einander starr angeblickt hatten, stand die Gestalt auf, nahm einen Melkstuhl und sagte, aus der Hütte tretend:

Jetzt wemmer (wollen wir), wenn's ellen recht ist! Darauf hörte der Gemsjäger ganz deutlich draußen vor der Hütte das vierstimmige Absingen des Liedes:

Jesu, der du meine Seele
Hast durch deinen bittern Tod
Aus des Teufels finstrer Höhle
Und der schweren Sündennoth

Kräftiglich herausgerissen,
Und mich gnädig lassen wissen,
Daß ich ewig leben soll;
Mach' du mich des Glaubens voll.
u. s. w.

Immer weiter und weiter aber entfernte sich der Gesang und war es ihm endlich, als ob er in den Lüften sich verlöre.

Das Feuer, an welches F. B. kein Holz zugelegt, während die Gestalt neben ihm weilte, hatte dennoch lustig fortgebrannt, ohne irgend abzunehmen.

Schamäni, der Seher.

Dieser vor nicht ganz zwei Jahren verstorbene Mann hieß eigentlich Ch. Marugy und war seines Berufes ein Schuhmacher zu Klosters im Brättigau. Er genoß in seiner Heimath und deren Umgegend keinen geringen Ruf als Wahrsager, und starb auf einer Reise nach Chur, wohin man ihn berufen hatte, um von ihm Aufschlüsse über die Zukunft zu erhalten. Oefters kamen aus dem benachbarten Kaiserstaat junge Leute zu ihm, um zu fragen, ob sie das Spiel wagen dürften, oder sich zum Voraus vom Militärdienst loskaufen sollten? Einer mir bekannten Person legte er einst das Bekenntniß ab, daß er oft, wenn die Leute ihn mit Fragen belästigten, nur um sie los zu werden, aufs Gerathewohl Antworten ertheile, dann könne er freilich für seine Aussprüche nicht einstehen. Ganz bestimmt aber könne er für ihr Eintreffen verbürgen, wenn ihm unwillkürlich Etwas vorschwebe. Er weissagte nämlich nicht aus der Hand, sondern durch Inspiration und Gesichte. So kam es ihn einst plötzlich an, einem Verlobten, dessen Braut eben das Zimmer verlassen hatte, zu

sagen, die wird nicht die Eure, Euch ist keine Blonde, sondern eine Schwarzhärige bestimmt. Und wirklich hat der Erfolg nach einigen Jahren seine Worte bewahrheitet. Einst kamen junge Leute aus dem Kaiserstaat, ihn über das Militärloosen zu befragen, allein es wollte sich keine Inspiration einstellen. Erst als er sie unverrichteter Sache entlassen und sie eine Strecke Weges sich entfernt hatten, stellte sich seinem Geiste der gewünschte Aufschluß dar und er eilte den Fragenden nach, um ihnen davon Kunde zu geben. Geschah irgendwo in der Nähe d. h. auf etwa 6 bis 8 Stunden im Umkreis ein großes Unglück, namentlich durch Lawinensturz, so fühlte er es augenblicklich und äußerte dann, es müsse irgendwo etwas Entsetzliches vorgefallen sein.

Die jetzige erste Magistratsperson der Umgegend seiner Heimath erzählte mir, in der letzten Zeit seines Lebens hätten einmal junge Männer ihn aus Neugierde zum Weissagen veranlassen wollen. Unter diesen habe sich ihr naher Anverwandter F. hervorgethan. Plötzlich sei der Seher sehr ernst und traurig geworden und habe gebeten, ihn in Ruhe zu lassen. Einigen Bekannten des F. eröffnete er dann im Vertrauen, dieser Mann werde sich bald verloben, aber noch vor der Verehelichung eines schnellen Todes sterben. Vor der Erfüllung des Ausspruches starb der Seher und im vorletzten Jahre (1851) blieb F. in einer Lawine, eine tiefbetrübte Braut hinterlassend. — Das eben erwähnte Lawinen-Unglück brachte noch eine andere sehr merkwürdige Begebenheit mit sich, die mit Recht hier angeführt zu werden verdient.

Der Säumer H. St., den sie betrifft und der sie mir selbst mitgetheilt hat, gehört zu den Menschen, denen man die Gabe des zweiten Gesichtes zuzuschreiben hat, indem sich ihm öfters bevorstehende Todesfälle in vorüberziehenden nächtlichen Leichenzügen kund gaben. Einmal will er in den vorüberwallenden Gestalten die des überlebenden Mannes einer bald nach diesem Gesichte hingeschiedenen Frau erkannt haben. Dieser H. St. nun übernachtete einst zu Süs im Unter-

engadin mit dem obengenannten F. und andern Säumern. Es beabsichtigten diese Männer am folgenden Morgen über das hohe Bergjoch des Fluela in ihre Heimath Davos zurückzukehren. In dieser Nacht träumte dem St., einer seiner Begleiter, Joh. B., verkaufe ihm eine Anzahl schöner weißwolliger Schaafe, die aber, als sie ein Stück weit in das wilde Alpenthal des Fluela hinaufgezogen waren, an einer ihm bekannten Stelle alle schwarz geworden seien. Diese Verwandlung weckte ihn aus dem Schlaf und hinterließ dieser Traum ihm einen schweren und unheimlichen Eindruck, so daß er früh nach dem Füttern der Pferde an dem seinigen stehend und den Kopf darauf lehnend, wie es der Säumer Brauch ist, inbrünstig betete. Da kam Joh. B. auch in den Stall und frug, was bist Du, Narr, so tiefsinnig, ich glaube, Du betest, und ich denke, es wird für mich auch gut sein, es zu thun.

Bald darauf brach die Säumerkarawane mit ihrem Schlitten auf, und gelangte bis zu der Stelle, auf welcher St. im Traume die Verwandlung der Schafe wahrgenommen hatte. Dort machten die Uebrigen Halt. St. aber, dem die Stelle vom Traume her unheimlich war, konnte sich nicht zum Bleiben entschließen und wollte weiter fahren, obschon B. ihm zurief: „Warte doch, wir trinken noch Wein.“ Da — plötzlich befanden sie alle sich mitten im Staub der Lawine.

Natürlich war St...'s Hauptgedanke während der fürchterlichen Katastrophe Weib und Kind.

F. und Joh. B. büßten ihr Leben ein, die Andern aber wurden gerettet. Es war 11 Uhr Vormittags, als das Unglück geschah. Um dieselbe Zeit vernahmen die fünf Stunden vom Unglücksorte entfernten auf Davos im Dörfli der Rückkunft des Vaters harrenden Weib und Kinder und andere zufällig im Hause des St. befindlichen Personen ein Krachen und Tosen, als ob das Haus aus den Fugen weichen sollte, ohne daß sie irgend dieses Getöne durch

äußere Einwirkung der Natur erklären konnten. Es war wohl die geistige Fernwirkung des damals in Todesgefahr ihrer gedenkenden Hausvaters.

Die Bergmännlein.

Von diesen einem eigenen Geschlechte angehörenden Wesen erzählten mir zwei Augen- und Ohreuzeugen Folgendes:

Diese selten sichtbaren Wesen sind wie Bergleute gekleidet, nur von der Größe eines achtjährigen Kindes, haben aber Bart wie ein erwachsener Mann. Weit öfter lassen sie sich hören als sehen, und der Bergknappe thut wohl daran, auf ihr Treiben Acht zu geben. Bald hört man sie in Stein arbeiten, bald in Holz, bald mit ihren feinen Stimmchen singen, bald lachen.

Geschieht das Letzte, so ist von der Arbeit wenig zu hoffen und thut man besser, den Schacht nicht weiter zu betreiben. Ihr Singen dagegen deutet auf guten Erfolg des Betriebes. Arbeiten sie in Holz, so ist es hohe Zeit, mit Sperrwerk die Grube zu verbauen. A. G., ein alter, zu Klosters lebender Gänghauer berichtete mir über diese Wesen folgende ihm widerfahrene Erlebnisse:

1) Wir waren einst unserer 20 Mann in der Grube und hatten eben gesprengt, da sahen wir, als der Rauch sich verzog, einen fremden Knappen an der Wand, wo die Schüsse abgefeuert worden sind, mit einer Blendlaterne herumzünden. Wir hielten ihn für einen von unsern Obern bestellten Aufpasser und verabredeten uns, ihn zu fangen. So eilten wir denn von verschiedenen Seiten in der Weise auf ihn zu, daß ein Mensch uns unmöglich hätte entfliehen können. Als ich und Andere ihm bis auf drei Klafter nahe waren, verschwand er vor unsern Augen in den Felsen, und gleich darauf hörten

wir in diesem hämmern. Als dem Obersteiger der Grubenbericht erstattet wurde, kam er in freudiger Aufregung sogleich in die Grube, ließ sich die Stelle, wo das Männlein verschwunden und man ihn hämmern gehört hatte, bezeichnen und befahl, sogleich dort anzusetzen. Es dauerte auch wirklich nicht lange, so fanden wir dort ein überaus reiches Erzlager.

In den Gruben von Scarla im Unterengadin trug mir der Direktor einst auf, nach Ansetzung meiner Leute in einer andern Grube ein Probekamin zu treiben. Ich sagte daher dem Manne, den ich als Aufseher bei den Knappen zurückließ, er möchte mich, wenn ich nach zwei Stunden nicht zurückkehre, rufen lassen. In dieser Erwartung begab ich mich an die mir aufgegebene Arbeit. Während ich nun im Probekamin daran saß, hörte ich es hinter mir heraufkriechen und keuchen. Ich wandte mich um und erblickte einen kleinen bärtigen Mann, der an mich hinauf sah. Erst glaubend, es sei der zu meinem Abruf bestellte Knappe, frug ich, soll ich hinunter kommen? Statt einer Antwort schlug der Mann eine höhnische Lache auf, so daß ich zornig wurde und ihm nacheilte, ohne ihn irgend erreichen zu können. Von meinen Leuten in der andern Grube war keiner an mich abgeschickt worden. Dieß erweckte in mir den Argwohn, der Direktor habe Jemand abgeschickt, um zu sehen, ob ich den gegebenen Auftrag vollziehe.

Ich ging daher zu ihm und machte ihm Vorwürfe, daß er mir, der ich ihm so viel Jahre treu gedient, so sehr mißtraue. Zu meiner Verwunderung aber war er wie aus den Wolken gefallen über meine Beschwerde, die sich als ganz ungegründet auswies, und nach Anhörung meines ganzen Berichtes bemerkte er, das habe seine eigene sonderbare Bewandtniß, ordnete auch sogleich an, daß der Steiger ja nicht, wie befohlen gewesen, in die betreffende Grube fahre.

Ich legte mich nach diesem Gespräch mit dem Direktor zur Ruhe, allein ich hatte gar nicht lange geschlafen, so rief

er mir und führte mich zu der Grube, in der ich eben gearbeitet hatte.

Sie war verfallen und das Bergmännlein hatte mich gerettet!

Dem in einem Kreise von Freunden geschehenen Vorlesen dieser Begebenheiten verdanke ich noch folgende Mittheilung seitens eines sehr achtungswerthen Bekannten.

Derselbe pflegte während seiner Studienzeit in Basel so häufig das Haus eines dortigen Bürgers zu besuchen, daß man sein Kommen schon an der eigenthümlichen Art, wie er die Klingel zog, erkannte. — Von Basel aus begab er sich nach Berlin und erkrankte dort nach einiger Zeit an den Masern. Der Arzt hieß ihn sogleich zu Bette gehen mit der Warnung, sein Uebel könne durch hinzukommende Erkältung tödtlich werden. Fern von der Heimath und von Natur um seine Gesundheit sehr besorgt, ängstigte sich mein Freund in dem fieberhaften Zustand, in welchem er sich befand, doppelt auf dieses Mahnwort hin. Sogleich ging er zu Bette und dachte dabei mit großer Sehnsucht nach Hause und besonders auch an seine Freunde in Basel, wo er sich minder verloren vorgekommen wäre als damals in Berlin. Kurze Zeit darauf geschah von Basel aus Nachfrage nach seinem Befinden, weil man dort durch einen seltsamen Vorfall erschreckt worden war. Man hatte nämlich im Hause der ihm befreundeten Bürgerfamilie die Klingel so ganz nach seiner Uebung ziehen gehört, daß Herrschaft und Diener sich höchlich über seine unerwartete Rückkehr von Berlin verwunderten und alle, wiewohl vergebens, seinen Eintritt ins Haus erwarteten. Beim Oeffnen der Hausthüre fand sich Niemand vor derselben und war auch Niemand von draußen stehenden Personen, die darum gefragt wurden, gesehen worden. Es ergab sich aus dem spätern Briefwechsel, daß dieser Spuk in der gleichen Stunde zu Basel geschah, als mein Freund in Berlin sich wegen der Masern zu Bett gelegt hatte.

Ein anderesmal war er als halbgewachsener Knabe mit mehreren Altersgenossen in einer Bergwiese seines Vaters. Letztere beschäftigten sich um die darauf befindliche Hütte herum, während mein Freund ein Stück weit unter der Hütte weilte. An dieser Stelle erinnert er sich, den Gedanken gehegt zu haben, hinaufzugehen und mittelst einer Stange die Dünkel der zur Hütte führenden Wasserleitung zu reinigen. Während dessen sahen seine Gefährten seine Gestalt ganz deutlich ein Stück weit ob der Hütte mit einer Stange auf der Schulter bergan gehen, und erschraken daher nicht wenig, als er gleich darnach in Wirklichkeit unter der Hütte heraufkam, sie mithin sich überzeugen mußten, seinen Doppelgänger gesehen zu haben.

Einige Andeutungen zu einer zusammenhängenden Lehre von unsrem Genius.

Die Lehre von unserem Schutzgeiste — sollte sie nicht würdig sein, das lebhafteste Interesse eines Jeden in Anspruch zu nehmen? Der Gegenstand ist keineswegs neu: das ganze Alterthum wußte von ihm; nur unter unserem, in grobem Materialismus, oder in irregeleitetem Spiritualismus, oder in einem selbstgeformten Christenthum befangenen Geschlechte ist er verschollen, obwohl es bis in die neueste Zeit herein nicht an den merkwürdigsten Kundgebungen dieser Art gefehlt hat. Woran jedoch der große Haufe gleichgültig oder die Nase rümpfend vorbeigeht, das soll von den Wenigen, die als Priester des innern Heiligthums und der Natur dastehen, desto sorgfältiger gesammelt und bewahrt werden für eine spätere Zeit, da dem Menschengeschlechte, ist es einmal aus seinem schweren Traume aufgewacht, wieder mehr an der

Wahrheit gelegen sein wird, die es in sich selber und dadurch wieder in Gott zurückführt.

Für eine ausführlichere, zusammenhängende Behandlung des in Rede stehenden Gegenstandes wollte ich hier nur einige wenige Aphorismen liefern, mir vorbehaltend, später vielleicht mich selber dieser Arbeit zu unterziehen.

Um Stellen aus den Alten, die von einem dem Menschen zugegebenen Genius Zeugniß ablegen, darf man sich nicht verlegen umsehen: sie bieten sich in Menge dar. Hier von den vielen nur wenige!

> „Jedwedem," sagt Menander,
> „Jedwedem steht ein Genius,
> Sobald er nur geboren wird, zur Seite,
> Ein guter Genius zu weiser Lebensführung.
> Denn daß ein böser Geist uns zugegeben sei,
> Ein gutes Leben uns zu schmälern, dieß
> Ist nicht erlaubt zu glauben."

Ja schon unter den Versen des alten Hesiodus findet sich diese Bestimmung der guten Dämonen (Schutzgeister), daß sie nach Rathschlüssen des höchsten Gottes unter sterblichen Menschen auf Erden das Wächteramt führen.

Der Stoiker Epiktet sagt: Als Hüter habe Gott jedem seinen Dämon aufgestellt, und habe ihn demselben in die Hut gegeben. „Der schläft nicht, noch läßt er sich täuschen." Und der vortreffliche Schüler Epiktet's, Arrian, läßt sich also vernehmen: „Deine Vorstellungskraft ist freilich nicht so groß wie Jupiter's; aber er hat einem Jeden einen Aufseher zugegeben, der nie schlummert, der nicht zu hintergehen ist unsern Dämon. Hätte er uns wohl einem bessern und wachsameren Führer übergeben können? Wenn ihr eure Thüre verschlossen und eure Kammer verdunkelt habt, so falle euch nie ein, zu sagen: nun sind wir allein! denn ihr seid nicht allein, sondern Gott ist darin und euer Dämon. Diese bedürfen des Lichtes nicht, um zu bemerken, was ihr thut. Diesem Gott, eurem Genius, solltet ihr Treue zu-

schwören, wie die Soldaten dem Cäsar. Bloß um des Soldes willen schwören diese, daß ihnen auf der Welt nichts wichtiger sein solle, als Cäsar's Glück und Leben; ihr hingegen, die ihr von diesem Gott (dem Dämon, oder wie die Römer ihn nannten, Genius) so vieler und großer Dinge gewürdigt seid: ihr wollet ihm nicht schwören? und wenn ihr geschworen habt, den Eid nicht halten? Und was werdet ihr schwören? Daß ihr ihm nie ungehorsam sein wollt, daß ihr auch in Ansehung dessen, was er euch bescheert, nie Klage erheben, nie wider ihn murren, daß ihr nichts, was sein muß, mit Unwillen thun oder leiden wollet. Ist wohl jene Huldigung dieser zu vergleichen? Jene schwören, daß sie Niemand in der Welt dem Cäsar vorziehen wollen; ihr, daß ihr die größte Achtung und Treue gegen euch selbst haben werdet."

Und der göttliche Plato spricht: „Nach dem Tode wird der Dämon, der uns beigegeben war, uns unverzüglich mit sich reißen und fortziehen in seiner Hut vor das Gericht; dort wird er unserer Verantwortung Zeuge sein, etwaige Lügen widerlegen, die Wahrheit bestätigen: ganz auf sein Zeugniß wird der Spruch ankommen."

„Ein jeder Mensch hat seinen Genius," sagt Aulus Gellius. Festus: „Ein Genius ist ein so unaufhörlich nahebleibender Wächter, daß er nicht einen Augenblick von uns weicht, sondern uns begleitet von Mutterleibe an, bis an unser Ende." Und ein Ausspruch von Apulejus lautet: „Est singularis præfectus, domesticus speculator, individuus arbiter, inseparabilis testis, malorum improbator, bonorum probator."

Besonders aber verdient erwähnt zu werden der Dämon des Sokrates, dessen Amt vorzüglich darin bestanden haben soll, einzuschreiten, daß Sokrates nichts triebe oder verrichtete, was er besser unterlassen hätte. Der Zweck dieser kleinen Abhandlung läßt nicht zu, alle hieher bezüglichen Stellen (die zwar interessant genug wären, gelesen zu werden), zu sammeln; und ich begnüge mich, nur eine hinzuzusetzen: „Es

ist mir," sagt Sokrates selbst (Plato, Theagoras), „auf göttliche Anordnung von meiner Kindheit an ein Dämon nahe; dieß ist nämlich eine Stimme, die bei dem, was ich thun will, abrathend sich kund gibt, nie aber ermunternd; — haben Andere dem Urtheil dieses Dämons zuwider gehandelt, immer hat es übel geendet."

Diesen Zeugnissen aus Griechenlands und Roms Alterthum, die sich in nicht unbedeutender Anzahl beibringen ließen, wären sodann ähnliche Stimmen anderer Völker, namentlich des Morgenlandes, wo die Idee von den Engeln so außerordentlich fruchtbar war, anzureihen, und, um das Zeugen-Verhör zu vollenden, möchten die Aussprüche von Magnetischen älterer und neuerer Zeit den Chor würdig beschließen.

Nun würde es sich weiter darum handeln, aus jenen Stellen und Aussagen den Begriff des Genius zu gewinnen, dessen Hauptmerkmale in den hier angeführten Belegen enthalten sein dürften.

Hierauf möchte die Frage noch zu erledigen sein: wer sind diese Genien, zu welcher Klasse von Wesen gehören sie? Hat man sich darunter Engel, oder abgeschiedene Menschenseelen (etwa die früheren Verwandten der ihrer Hut Anbefohlenen) zu denken? Oder bilden sie gar eine eigene Geister-Ordnung? Hier kommt es auf die Aufstellung des richtigen Begriffs von „Engel" an, der jedenfalls genetisch zu verfolgen ist.

Daran sich anschließend, dürfte die Ansicht derjenigen zu besprechen sein, welche den Genius des Menschen identificiren mit dem jedem eingepflanzten Gewissen, oder mit dem Naturell. Leicht würde da gezeigt werden können, wie derartige sublimirende Ansichten dem achtungsvollen, concret denkenden Alterthum durchaus fremd waren.

Als sehr wichtig ist die Untersuchung zu bezeichnen, welche sich mit der Art und Weise beschäftigt, wie sich der Genius dem Menschen offenbare? Ob bloß innerlich durch Einsprache, und zwar speciell: ob bloß warnend, oder

auch ermunternd? Bekanntlich gibt es z. B. über den Dämon des Sokrates eine doppelte Relation; die eine behauptet, er sei von seinem Dämon bloß gewarnt, die andere, er sei auch angetrieben worden. Es ist natürlich hier nicht der Ort, diese beiden Relationen in Einklang zu bringen. Eine weitere Frage hiebei wäre diese: Ob diese Einsprache sich einzig und allein auf das, was der Mensch lassen (und thun) soll, also bloß auf seine Pflicht-Sphäre bezieht; oder ob auch anderweitige Belehrungen nicht ausgeschlossen seien. Tasso behauptete von seinem Dämon, daß er ihn oft zu Wissenschaften erhebe, die über alle seine Vernunft seien, und ihm doch auf's Klarste erschienen; daß er ihn Dinge lehre, die in seinen tiefsten Betrachtungen ihm niemals in die Gedanken gekommen, und welche er nie von Menschen gehört, oder nie in Büchern gelesen habe. (Man vergl. Mag. B. III., S. 377 ff.) Ich erinnere hier auch an die „Lehren eines Engels", von denen in B. III. S. 465 ff. dieser Blätter die Rede ist, wo ich den Engel, der jenem Mädchen erschien und ihr viel Schönes über die Religion in die Feder dictirte, für nichts anderes halte, als für den Genius jenes Mädchens.

Ob sich der Genius bloß innerlich, durch Einsprache kundgebe, ist die Frage; oder — kann er sich auch (dieß wäre eine zweite Art) objectiv darstellen, d. h. kann er auch in der ihm eignenden Leiblichkeit erscheinen? Dieß wird bejaht werden müssen. Auch Tasso scheint seinen Spiritus familiaris gesehen zu haben. Aber von welcher Art ist dieses Schauen? Es verhält sich damit ebenso, wie mit dem Schauen von Geistern (d. h. hier abgeschiedener Menschenseelen); der Schauende ist in einem gewissen Grade somnambül, sein Schauen hat nicht das äußere Auge zum Medium, sondern das innere.

Hier möchten auch diejenigen Fälle eine Erwähnung finden, wo Menschen durch eine ihnen ganz ähnliche Gestalt, durch ihr zweites Ich gleichsam, von einem Gefahr drohenden Orte zurückgehalten wurden — Fälle, bei denen der Gedanke

an den Schutzgeist am nächsten zu liegen scheint. Beispiele hievon finden sich in den Blättern aus Prevorst und im Magikon in Mehrzahl. —

Die Lehre von Schutzgeistern ist dem höchsten Alterthum eigen; woher aber kam ihm diese Kunde? Hier entstehen folgende Fragen: Hatten im Alterthum alle Menschen das Bewußtsein eines solchen Genius? Oder gab es Einzelne, die mit dem ihrigen in einen besondern, entwickelten Rapport traten, oder besser, mit denen ihr Genius einen besondern Rapport einging, und die dann hievon Kunde gaben? Wie aber erklärt es sich dann, daß jedem Menschen ein Genius zugeschrieben wurde? Ist bei den übrigen der Rapport nur nicht entwickelt? u. s. w.

Diese Untersuchung dürfte wohl darauf hinauslaufen, daß die Lehre von den Schutzgeistern eine Ur-Wahrheit des Menschengeschlechts, gleichsam eine Ur-Tradition ist, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte und geglaubt wurde, ohne daß bei allen ein so vollkommen entwickelter Rapport sich gebildet hätte, wie dieß bei Einzelnen der Fall war. Jetzt aber, da diese Ur-Wahrheit von der größten Mehrzahl der Menschen äußerlich abgestreift ist, wiewohl sie in ihrem Innern, ihnen unbewußt, noch fortlebt (denn sie könnte nur mit der Menschen-Natur selbst ausgezogen werden); so tritt sie nur noch da hervor, wo das physische Leben unter gewissen körperlichen Bedingungen mehr in seine innern Kreise zurückgetreten ist.

Aber — — sollte es nicht möglich sein für jeden, der nur will, einen mehr oder weniger entwickelten Rapport mit seinem Genius einzuleiten? Das ist es hauptsächlich, was ich hier in Anregung bringen möchte.

Ob ein solcher Rapport erlaubt sei? darüber will ich nicht viele Worte verlieren. Eine gewisse Partei, die in unsern Tagen immer mehr ihr Haupt erhebt, sie würde freilich unbedingt ihr Anathema darüber aussprechen; doch wer die Forschungen auf dem Nachtgebiet der Natur nicht besser zu

würdigen weiß, als die Stelle 5 Mos. 18, 9—14. auf sie anzuwenden, durch den wollen wir uns nicht beirren lassen.

Es handelt sich also um die etwaigen Mittel und Wege, wodurch der oben beschriebene Rapport eingeleitet werden könnte.

Man wird hier unterscheiden können zwischen innern (psychischen) und äußern (physischen) Mitteln, zwischen positiven und negativen u. s. w.

Ohne mich an diese Eintheilung hier zu binden, mache ich nur auf Folgendes aufmerksam, und erlaube mir, das noch vorauszuschicken, daß schon derjenige Grad eines solchen Rapports, der sich nur auf die innere Einsprache beschränkte, wohl die Mühe lohnte, die man auf seine Entwicklung anwendete.

Als Mittel führe ich an:

Treue, unverbrüchliche Treue gegen sich selbst, die eo ipso Treue gegen den Genius wäre. Hier dürfte der tiefe Ausspruch Fr. H. Jakobi's erläutert werden: „Was für ein göttlicher Mensch müßte der nicht werden, der sich entschlöße, immer treu zu sein!" Nur Einen Entschluß kostete es, aber freilich einen durchgreifenden!! Worin aber hätte diese Treue sich zu erweisen? In der zartesten Sorgfalt auf jede Handlung, jedes Wort, ja — jeden Gedanken.

2) Oeftere Einkehr in sich selbst, und die Gewöhnung, sich von Allem und Jedem Rechenschaft abzulegen. Hienach wäre auch die Wichtigkeit des Gebets hervorzuheben.

„Nichts bessers kann der Mensch hienieden thun, als treten
Aus sich und aus der Welt, und auf zum Himmel beten.
Es sollen ein Gebet die Worte nicht allein,
Es sollen ein Gebet auch die Gedanken sein.
Es sollen ein Gebet die Werke werden auch,
Damit das Leben rein aufgeh' in einem Hauch."

Rückert.

3) Ertödtung schnöder Sinnenlust und Erzielung eines ruhigen, leidenschaftlosen Zustandes.

„Bedenke, daß ein Gott in deinem Leibe wohnt,
Und vor Entweihung sei der Tempel stets verschont.
Du kränkst den Gott in dir, wenn du den Lüsten fröhnest,
Und mehr noch, wenn du in verkehrter Selbstqual stöhnest."
Rückert.

4) Körperliche Reinigung. Man halte doch ja dieß nicht für kleinlich! Nicht umsonst war die Körperpflege (wohin insbesondere Waschungen, Bäder zu rechnen sind) im ganzen Alterthum in den Kreis der Religion gezogen; — im Klima lag gewiß nicht der einzige Grund.

5) Vertrautheit mit der äußern Natur, öfterer Genuß der frischen, freien Luft, wie sie draußen als lebendiger und belebender Odem Gottes wehet. Nicht alles Leben in der Thätigkeit des Gehirns aufgehen lassen! Die Natur steht mit unserem Gemüth, wenn wir dieses nicht gewaltsam ihr entfremden, in einer geheimnißvollen Wechselbeziehung. Das haben die Alten besser gewußt, als wir; sie waren keine solche Stubensitzer, und haben mehr und Bedeutenderes producirt.

6) Weise Auswahl der Nahrung. Also: was soll man essen? Nicht alles, was die Erde hervorbringt, ist für den Menschen bestimmt. Er sollte eigentlich nur das Ausgezeichnetste genießen. Ich mache hier aufmerksam auf einen Punkt des manichäischen Religions-Systems, wonach jeder τέλειος (Vollkommene) namentlich durch Verzehrung gewisser, an Lichtstoff reichen Pflanzen so viel Lichttheile in sich aufnehmen sollte, als möglich, um seiner guten Seele Stärkung zuzuführen, und die Lichtseele aus dem unbewußten Zustande in den mit Bewußtsein ringenden Menschengeist zu versetzen und so ihre Befreiung zu beschleunigen.* Die Ent-

* Beiläufig gesagt, würde man sehr wohl thun, wenn man dem sog. Häretischen mehr Aufmerksamkeit schenkte und die in diesem Schutte vergrabenen Goldkörner heraussuchte, statt daß man ohne Weiteres alles dieß als Abgeschmacktheiten zur Seite wirft. Ich erlaube mir, hier noch zu bemerken, daß die Ascese der

haltung von animaler Nahrung, oder wenigstens große Mäßigung in ihrem Genusse, und insbesondere die Verzichtleistung auf berauschende Getränke wird hier vorzüglich empfohlen werden müssen. Es kann hiebei unter andern an die Bramahnen erinnert werden.

Auch die Art und Weise, wie man isset, ist nicht ohne Belang. Das Essen sollte mehr als ein religiöser Act — das Wort nicht mißverstanden — behandelt werden.

7) Um noch eines Punktes, der zwar schon oben genannt ist, hier näher zu erwähnen, nämlich des Geschlechtlebens und des dahin gehenden Triebs: so will ich bemerkt haben, daß ich keineswegs jenem Extrem huldige, das eine engelgleiche Reinheit erstreben will. Wir sind Menschen und sollen unsere Natur nicht verläugnen wollen. Was Gott geheiligt hat, das soll der Mensch nicht gemein machen; aber — als einen Tempel allerdings sollen wir unsern Leib betrachten: damit ist genug gesagt, um die Weise zu bezeichnen, unter welcher jener Tribut der Menschheit von uns entrichtet werden soll.

Ich schließe diese Zeilen mit den schönen Worten Rückert's.

Ein Reich des Friedens ist, der Unschuld einst gewesen,
Und wieder wird vom Weh die Menschheit einst genesen.
Fern in der Zukunft steht und in Vergangenheit
Das Heil, und tröstet uns im Unheil dieser Zeit.
Gewiß es war einmal, und wird auch einmal werden,
Nur fragen läßt sich, ob im Himmel, ob auf Erden?
Dort gnügt es selber mir zu meinem eignen Frommen,
Allein ich wünscht' es hier für die, so nach mir kommen.

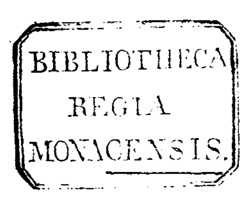
Manichäer, deren volle Strenge jedoch nur für die Vollkommenen bindend war, in dreierlei bestand, nämlich:

1) Im signaculum (Bundeszeichen) oris, Enthaltung von allem unreinen Wort und aller animalen Nahrung;

2) im signaculum manuum, Enthaltung von Verletzung des Thier- und Pflanzenlebens, von aller gemeinen Arbeit; und

8) im signaculum sinus, Enthaltung vom Beischlaf.

Register.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens.



Fünfter Jahrgang. Viertes Heft.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1853.